Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Thompson

Die Hexe von Melton-Hill.

Novelle

von

M. Thompson.

Zweite Auflage.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.

Köln 1860.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorbemerkung.

Die Herausgeber der „Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung" haben in dem Programm jener Sammlung erklärt: belletristische Schriften sollten nur dann darin aufgenommen werden, wenn sie auf das Prädicat klassisch Anspruch machen könnten; die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur sei von jener Sammlung ganz ausgeschlossen.

Es fanden sich aber auch belletristische Schriften, welche zwar nicht auf das Prädicat „klassisch" im strengen Sinne Anspruch machen können, und welchen darum die Aufnahme in jene Sammlung verweigert wurde, welche aber doch in jeder Hinsicht werth schienen, in Deutschland bekannt zu werden.

Man kann das Romanlesen, wie es nur zu viel getrieben wird, für einen Verderb, und die übergroße Mehrzahl der unter dem Namen „Roman, Novelle, Erzählung" u. dgl. erscheinenden Schriften für schlecht oder doch für bedenklich halten; aber wegen des Mißbrauchs, welcher mit dieser Form der literarischen

Darstellung getrieben wird, darf man nicht auch den rechten Gebrauch derselben verwerfen. Wir theilen in dieser Beziehung ganz die Ansichten, welche ein berühmter amerikanischer Schriftsteller, Brownson, in seiner Zeitschrift ausspricht:

„Eine erdichtete Erzählung, die zur Mittheilung falscher philosophischer, sittlicher, religiöser und socialer Theorieen benutzt wird, oder die unterhalten und zerstreuen soll auf Kosten der Unschuld, ist verwerflich, — aber nicht darum, weil sie eine erdichtete Erzählung ist, sondern darum, weil diese Form der Darstellung darin mißbraucht oder schlecht angewendet wird. Wir würden es mit Freuden sehen, wenn dieselbe von katholischen Schriftstellern kühner und freier benutzt würde. Wir haben kein Gefallen an jenen einfältigen katholischen Romanen, in denen eine gewöhnliche Liebesgeschichte mit langweiligen und oberflächlichen theologischen Discussionen und Gemeinplätzen verwebt ist, wenn wir sie auch mehr vom Standpunkte des Geschmackes als vom Standpunkte der Sittlichkeit tadeln. Aber wer Manzoni's „Verlobte" gelesen hat, kann nicht zweifeln, daß talentvolle katholische Schriftsteller wohl Romane und Novellen schreiben dürfen; und die Romane von Walter Scott, Bulwer und James zeigen, mit wie großem Vortheile wir den historischen Roman cultiviren könnten. Die Novelle ist gegenwärtig die beliebteste Form der literarischen Darstellung, und wir müssen sie anwenden, wenn wir auf den Geist und das Herz unserer Zeitgenossen unmittelbar einwirken wollen. Die „Fabiola" Sr. Eminenz des Cardinals Wiseman wird in weiten Kreisen mehr wirken, als seine trefflichen Vorträge über die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Eine Novelle, welche mit Geist, Gelehrsamkeit und Geschmack geschrieben ist, welche eine richtige Auffassung einer verdunkelten Periode der Geschichte erleichtert oder die verschiedenen Neigungen und Leidenschaften im Lichte der katholischen Moral darstellt, kann

unter den gegenwärtigen Verhältnissen leicht mehr nutzen als eine theologische Abhandlung oder eine polemische Broschüre."

Die Zahl der deutschen Schriften dieser Art ist aber bekanntlich nicht sehr groß, und es ist unbestreitbar, daß gerade die englische Literatur in dieser Hinsicht höher steht, als die unserige und als die anderer Völker. Dies hat die Herausgeber der „Sammlung von klassischen Werken" veranlaßt, neben jener Sammlung, welche dadurch weder ersetzt noch beeinträchtigt werden soll, eine „Sammlung unterhaltender Schriften" in gediegenen Uebersetzungen zu beginnen.

Zur Orientirung über dieselbe mögen folgende Bemerkungen dienen:

Es versteht sich von selbst, daß keine Schrift aufgenommen wird, welche nach Tendenz, Inhalt und Form für katholische Leser irgendwie anstößig sein könnte, wenn auch Schriften von akatholischen Verfassern nicht principiell ausgeschlossen sind. Vorzugsweise werden Schriften in erzählender Form, jedoch auch andere, mehr unterhaltende als belehrende Schriften gewählt. Die Sammlung soll aber nicht etwa Jugendschriften oder bloß sogenannte „religiöse Erzählungen" bringen; an denen ist in Deutschland kein Mangel. Es werden auch solche Schriften darin erscheinen, welche wohl für „gebildete Leser," aber nicht gerade auch für „die reifere Jugend"

eine geeignete Lectüre bilden. Auf die Uebersetzung oder Bearbeitung wird gewissenhafter Fleiß verwendet. Wir glauben, daß unsere „Sammlung von klassischen Werken," von der bis jetzt achtzehn Bändchen, zum größern Theile in mehrern Auflagen erschienen sind, dem Publicum genügende Garantie bietet, daß wir keine Fabrikarbeiten liefern werden.

Ueber die bis jetzt erschienenen sechs Bände der „Sammlung unterhaltender Schriften" haben sich zahlreiche katholische Blätter, darunter die „Historisch-politischen Blätter," die „Katholische Literatur-Zeitung", die „Wiener Kirchen-Zeitung", „Menzel's Literaturblatt" u. a. m. in der anerkennendsten Weise ausgesprochen.

Die vorliegende Novelle hat sich die Gunst des Publicums in ganz besonderm Grade erworben, so daß die erste starke Auflage in zwei Jahren vergriffen worden ist.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Die Dorfschöne.

Das Dörfchen Somerton in der Grafschaft * * hatte eine malerische Lage. Waldige Hügel umgaben es in nicht zu großer Nähe, und einer dieser Hügel erhob sich zu einem kleinen Berge, dessen Gipfel nur mit Haidekraut und hier und dort mit Ginster bewachsen war. Somerton selbst bildete in dem weiten Thale einen hübschen Mittelpunkt; es besaß jenes reizende Zubehör eines altenglischen Dorfes, welches jetzt so schnell aus unsern ländlichen Bezirken zu verschwinden beginnt — eine Gemeindewiese. Das ganze Dorf bestand fast nur aus einzelnen Hütten, welche rings um diesen „grünen Platz" zerstreut lagen, jede in ihrem kleinen Garten halb versteckt.

Der Vordergrund dieser Landschaft war am Abende des Tages, mit welchem unsere Geschichte beginnt, anmuthig belebt; es war der letzte April, ein ungewöhnlich schöner Tag, so schön, wie wir uns den Vorabend des lieblichen Maimonats etwa denken mögen, wenn wir von der „guten alten Zeit" träumen, wie wir ihn aber

in unsern Tagen nicht leicht erleben. Die schräg fallenden Strahlen der Sonne verbreiteten jene eigenthümliche Lichtfülle, die uns zweifeln läßt, ob das Gras grün oder goldfarbig sei, während jeder Farbenton in der leblosen Natur sowohl wie im Angesichte des Menschen von jenem goldigen Glanze verschleiert scheint, der alle andern Farben überzieht, ohne sie zu verwischen. Man möchte es einen überirdischen Firniß nennen, wenn der Vergleich nicht unedel wäre.

Auf einer kleinen Erhöhung der Wiese war eine belebte Gruppe um ein schönes Bauernmädchen versammelt. Die Schöne saß oder lehnte vielmehr an einem grasigen Erdhügel, eine ganze Masse von Blumen in ihrem Schooße. Den Hut hatte sie abgelegt — wohl der Wärme des Abends wegen; denn wir werden nicht annehmen dürfen, ein unbefangenes Landmädchen könnte es darauf abgesehen haben, den Reichthum seiner dunkeln Locken zur Schau zu stellen. Das schwarze Haar stand ihr wirklich sehr gut und hob die rosige Gluth ihrer jugendlichen Wangen vortheilhaft hervor — und dazu ein Paar so schöner Augen und ein so strahlendes Lächeln! Ein schlankes Mädchen, das kaum dem kindlichen Alter entwachsen schien, mit einer feinen Gesichtsbildung und neugierigen, unruhigen Blicken, schmiegte sich an sie. Sie spielte nachlässig mit den Blumen im Schooße der Dorfschönen, deren Schwester sie augenscheinlich war. Ein blühend aussehender Greis, welcher in Wahrheit eines grünen Alters sich erfreute, wie man es zu nennen pflegt, oder besser gesagt, eines rosenfarbenen Alters, hatte in ge-

ringer Entfernung Platz genommen und betrachtete, sein Pfeifchen schmauchend, die Schwestern. Er sah so behaglich und selbstvergnügt in die Welt hinein, wie eine schnurrende Katze; sein Gesicht verrieth jedoch mehr Gutmüthigkeit, als den Katzen eigen ist. Man hätte sagen sollen, er nehme irgend ein Eigenthumsrecht auf die beiden lieblichen Schwestern in Anspruch und sehe wie ein nachsichtiger Großvater aus.

Noch mehrere andere Mädchen bildeten die erwähnte Gruppe; alle waren mit einer Art von geschäftigem Müßiggange über einigen Körben voll wilder Blumen her, die sie zu Kränzen wanden. Eben war noch ein Mädchen mit einem Korbe, welcher besonders schöne Blumen enthielt, zu der Gesellschaft hingetreten. Sie stellte denselben auf den Boden und sah dann mit einer frohlockenden Miene ihre Gespielinnen an, als wenn sie sich an deren Staunen weiden wollte. Ein allgemeiner freudiger Ausruf war ihre Belohnung.

„Geh' doch weg, Ellen," sagte die Schöne, „liege nicht so auf meiner Schulter; es thut mir ganz wehe. Ich muß die Blumen sehen, die Mary gebracht hat." Sie stieß ihre Schwester ohne Umstände weg und begleitete diese Handlung mit einem Blitze ihrer schwarzen Augen, welcher ganze Geschichten erzählte.

„Blumen wie alle, Kate," versetzte Ellen, indem sie achtlos einige Schlüsselblumen in Stücke riß. „Es ist nicht der Mühe werth, deshalb solchen Lärm anzufangen."

„O, Mary, die sind herrlich!“ rief ihre Schwester aus. „Wo hast du sie bekommen?“

„Ich habe sie eben aus dem Park geholt,“ antwortete Mary Floyd, ein freundlich und bescheiden aussehendes Mädchen, das für hübsch gelten konnte, wenn man es nicht mit Kate verglich. „Miß Vivian und die andern jungen Damen gaben sie mir, und Miß Vivian sagte: ‚Mary, du solltest noch mehr bekommen, aber du weißt, der Muttergottes-Altar muß zuerst bedacht werden‘. Und das ist ganz in der Ordnung; wir können nicht wünschen, unsere liebe Frau zu berauben, und dazu noch in ihrem eigenen Monat, — bloß um unsern Maibaum zu zieren.“

Mehrere der Mädchen stimmten ihr bei; allein Kate und ihre Schwester Ellen, welche die Blumen denn doch ihrer Aufmerksamkeit werth fand, waren zu sehr mit Betrachtung derselben beschäftigt, als daß sie hätten aufmerken können.

„Sieh', Kate,“ sagte Ellen, „diese weißen Blumen werden morgen einen niedlichen Kranz für dich geben.“

„Sagtest du den Damen, daß ich Maikönigin werden soll?“ fragte Kate.

„Ja,“ versetzte Mary; „und sie werden Alle herunter kommen, der junge Herr auch. Sie wollen uns um den Maibaum tanzen sehen.“

„Ich lasse mich nicht gern von den vornehmen Leuten begaffen,“ sagte Ellen etwas empfindlich, indem sie ihr Gesicht schmollend an der Schulter ihrer Schwester verbarg.

„Warum nicht, du einfältiges Ding?“ fragte Kate, deren Angesicht bei Mary's Nachricht vor Vergnügen strahlte.

„Weil wir uns nicht kleiden können wie sie, und weil sie doch nur ihren Spott mit uns treiben!“

„Warum, liebe Ellen? Haben wir Beide nicht in Birlington tanzen gelernt?“

„Jawohl,“ erwiederte ihre Schwester; „allein es ist doch nicht wie bei ihnen. Wir sahen es ja durch das Fenster, damals zu Broughton auf dem Schlosse, als wegen der Rückkehr des jungen Herrn der Ball gegeben wurde. Weißt du noch: alle die Lichter, und die Damen in Sammt und Seide gekleidet, mit Blumen in den Haaren! Sie sahen aus wie die Engel; gewiß, das Zimmer war so schön wie ein Paradies.“

„O pfui, Ellen,“ sagte Mary. Aber Kate schien gedankenvoll zu werden, und eine leichte Wolke flog über ihr Gesicht.

„Wir können uns niemals putzen wie sie, das ist wahr,“ sagte sie nach einer kurzen Pause; „wir haben kein Geld für so schöne Kleider, und müssen mit gewöhnlichen Blumen zufrieden sein.“

„Nun ja!“ rief Mary heiter. „Die Damen hatten Blumen auf dem Kopfe: das sind aber künstliche Blumen, welche man bei Bällen trägt. Man hat mir gesagt, je natürlicher diese aussähen, desto höher würden sie geschätzt. Nun haben wir aber wirkliche Blumen; folglich sind wir noch am besten daran. Uebrigens denke ich mir,“ setzte sie hinzu, „Herr Ponyers und die Fräu-

lein kommen herab, um zu sehen, wie lustig wir sind, nicht, wie hoffärtig wir uns kleiden; und wir sind doch gewiß so lustig, wie sie in ihren Ballsälen!"

Als Mary mit ihrer Auseinandersetzung zu Ende war, fiel Kate's Blick auf einen magern jungen Mann, welcher sich in einiger Entfernung niedergesetzt hatte. Wie es schien, hatte derselbe ein Buch auf den Knieen, von welchem er häufig aufschaute, um nach den Mädchen hinzublicken. Jetzt stand er auf und kam näher. Er war städtisch gekleidet und sah halb und halb wie ein Mann von Stande aus.

„Laßt euch nicht stören, ihr guten Kinder," sagte er; „ich möchte nur Eine aus euerer Gesellschaft abzeichnen."

Die Mädchen sahen einander an. Einige kicherten, alle errötheten, und zwei oder drei versteckten ihr Gesicht.

„Welche von uns meinen Sie?" fragte Kate, im voraus überzeugt, daß sie gemeint sei.

„Sie," versetzte der Fremde.

„Mich! — Weshalb?" forschte die Schöne mit erkünstelter Unbefangenheit.

„Weil Sie schön sind," lautete die Antwort.

„Ei, der Tausend!" sagte Kate. „Es wäre der Mühe werth, mich zu malen?"

„O ja, es ist der Mühe werth. Gerade in dieser Stellung werden Sie sich vorzüglich ausnehmen."

So viele Köpfe, als Platz fanden, guckten ihm über die Schultern, in der Erwartung, — wie dies bei Un=

wissenden gewöhnlich der Fall ist — im ersten Augenblick eine schlagende Aehnlichkeit hervorgebracht zu sehen.

„Das ist nicht Kate."

„Das soll ihr ähnlich sein!"

„Ist das ihre Nase?"

„Was wird er mit dem Bilde thun?"

„Es wäre klüger, uns Alle zu malen."

„Wie einfältig!" Dann stießen sie einander an und lachten.

Mittlerweile unterhielt der Künstler mit Kate ein Gespräch über allerlei Kleinigkeiten, damit sie nicht ermüden möchte, während er mit farbiger Kreide eine flüchtige Skizze entwarf. Als das Bild fertig war, erregte es allgemeine Bewunderung. Kate verlangte es nun auch zu sehen, und fragte, ob sie ähnlich sei.

„Es ist nicht so schön wie Sie, aber ich muß es erst vollenden. Jetzt sagen Sie mir noch Ihren Namen; ich will ihn unter das Bild setzen."

Die Mädchen fingen wieder zu kichern an.

„Sage ihm, daß sie morgen Maikönigin werden soll," flüsterte Eine.

„Es ist genug, wenn Sie ‚Kate' hinschreiben," bemerkte Ellen, „denn Niemand kümmert sich um uns."

„Kate wird ohnehin ihren Namen bald ändern, so daß es unnöthig ist, den Familiennamen beizufügen," setzte Eine aus der Gesellschaft hinzu.

„Ah, sie wird also heirathen," versetzte der junge

Mann. „Das wundert mich übrigens nicht.“ Und er schrieb unter das Portrait: „Die Braut von Somerton.“

Kate erröthete, erhob sich und setzte ihren Hut auf. Das Blumengewinde für den Maibaum war fertig, und die Gesellschaft, welche bloß gezögert hatte, um das Bild vollendet zu sehen, fing an, sich zu zerstreuen.

Der alte Mann war weggegangen, bevor der Künstler ankam, und der Letztere ging nun raschen Schrittes mit seiner Zeichnenmappe unter'm Arm über die Wiese.

Kate und Ellen sollten die schönen Blumen nach Hause mitnehmen und sie für den morgigen Tag in's Wasser setzen; jede ergriff eine Handhabe des Korbes, und so schlugen sie den Weg nach ihrer Hütte ein.

Vorfälle, wie der eben erzählte, waren für Kate Wilders und ihre Schwester nicht gut. Es war für sie schon nicht zuträglich gewesen, daß ihr thörichter Großvater (denn Kate und Ellen hatten das Unglück, vater- und mutterlose Waisen zu sein) sie ein Jahr lang in eine kleine Tagschule in der Fabrikstadt Birlington, wenige Meilen von Somerton, gesendet hatte. Ihre Tante, eine Kleidermacherin, nahm sie dort zu sich in's Haus, so lange sie den Unterricht besuchten. Sie lernten allerlei oberflächliches, unnützes Zeug; Kate's bedeutendste Errungenschaft war ein vermehrter Hang zur Eitelkeit, und Ellen's Hauptgewinn eine entschiedene Unzufriedenheit mit ihrem niedrigen Stande. Auch Kate war wohl ehrgeizig genug; allein sie begnügte sich mit der Freude über die Bewunderung, welche ihre Schönheit nach ihrer Rückkehr im Dorfe erregte, und

mit dem Triumphe, das Herz eines wackern jungen Mannes gewonnen zu haben. Dem Stande nach ihr gleich, war er der allgemeine Liebling ihrer Gespielinnen wegen seines guten Aussehens, seines edeln, wohlwollenden Wesens und seines sanften Temperaments, welches seinen vielen mannhaften Eigenschaften keinen Eintrag that, sondern diese nur noch besser hervortreten ließ. Zufrieden mit ihrer Eroberung, von Jedermann beglückwünscht und ihren Bräutigam herzlich liebend, hatte Kate die Träume und Wünsche, denen sie früher nachgehangen, vergessen oder aus dem Sinne geschlagen.

„Ich wollte, ich wäre eine Dame,“ sagte Ellen mürrisch, nachdem sie einige Augenblicke schweigend des Weges gegangen war.

„Ich auch, Ellen,“ versetzte die Schwester; „allein — was nützt das Wünschen?“

„Das ist wahr, und doch kann ich meine trübe Stimmung nicht überwinden,“ meinte ihre Schwester. „Ich bin traurig, weil ich nicht anders kann.“

„Ich kann, was ich will,“ erwiederte Kate.

„Ach, du hast nun gewählt,“ sagte Ellen, „und damit ist die Sache zu Ende. Du hättest ein Mal eine Dame werden können; allein, da du das Weib eines Bauers werden willst, so ist es damit aus.“

„Warum nennst du ihn einen Bauer?“ fragte Kate spitzig.

„Er ist ja doch ein Bauer — ein Landmann, wenn dir das besser gefällt.“

„Aber was sind denn wir?“ fragte Kate nach einem

augenblicklichen Nachsinnen. „Vor einer Minute sagtest du selbst: Wer wird auf uns sehen, oder sich um uns bekümmern? Was nützt es mir, an Leute zu denken, welche niemals an mich denken werden? William aber liebt mich und ist dabei der Stolz des ganzen Dorfes."

„Ich dachte mir," sagte Ellen, „eines Tages würde ein vornehmer Mann verkleidet kommen, so wie eben jener Herr auf der Wiese; nur war der nicht schön genug."

„In der That, das finde ich auch," rief Kate lachend; „ein kleiner rothhaariger Kerl, der aussieht wie eine gelbe Rübe!"

„Freilich, aber es hätte ein schöner Mann sein können. Jedenfalls, Kate, war er ganz überrascht bei deinem Anblicke. Es könnte ja Einer kommen und dich heirathen wollen, und sich dann als einen Fürsten oder Herzog zu erkennen geben."

„Dummes Zeug!" versetzte Kate — aber sie dachte nicht ganz so. Dann sagte sie: „Du bist nicht besser, als die alte Wahrsagerin."

„Welche Wahrsagerin?" fragte ihre Schwester neugierig.

„Laß es gut sein, Ellen. Was liegt dir daran? Man soll nicht auf Wahrsagerinnen hören. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte; ich habe wenig davon behalten."

„O, du mußt es mir sagen, liebe Kate," rief Ellen, indem sie den Korb aus der Hand ließ, denn sie hatten

jetzt ihre Gartenthüre erreicht. Die Hütte stand am äußersten Ende des Angers, ziemlich entfernt von den übrigen. Die dichten Baumgruppen im Parke des Herrn Ponyers, welche eben ihre zarten Frühlingsblätter zu entfalten begannen, bildeten für die ländliche Wohnung einen herrlichen Hintergrund, während über der Masse von Bäumen der im Eingang erwähnte Berg sich erhob, welcher in diesem Augenblicke den ganzen Glanz des scheidenden Tages auf seinem Gipfel zu vereinigen schien. Die Mädchen lehnten an dem hölzernen Thore, und Ellen, die Hände liebkosend auf den Arm ihrer Schwester legend, sah mit flehender Miene in Kate's schwarze Augen. „Ach, sag' es mir doch, Kate!"

„Es ist nichts zu sagen, kleines Gänschen. Sie rief nur hinter mir her: ‚Laß mich dir wahrsagen, mein Kind; ein Stern steht über deinem Haupte. Ich sehe es: du wurdest geboren, um eine Dame zu werden.'"

„Ei, was du sagst!" rief Ellen aus. „Ich wäre stehen geblieben, um noch mehr zu erfahren."

„Du weißt ja, man soll so etwas nicht thun," erwiederte Kate. „Susan Trotter, die bei mir war, blieb stehen, um sich wahrsagen zu lassen; aber sie ist auch Keine von uns."

„Was liegt mir an Susan Trotter!" sagte Ellen. „Uebrigens das ist gewiß: sie wird nie etwas Besseres als eine schmutzige Haube auf dem Kopfe haben."

„Sie war indeß sehr vergnügt," fuhr Kate fort, „über das, was die alte Rachel ihr sagte. Ich glaube,

die Hexe versprach ihr, sie werde vor Ablauf des Jahres heirathen."

„Ah, die alte Rachel ist es, welche da oben wohnt?" und Ellen deutete auf den Berg.

„Wohnt sie auf Melton-Hill?" fragte Kate. „Ich meinte, sie sei von Broughton gekommen."

„Sir Edmund Vane hat sie aus ihrer Hütte weggetrieben, weil sie gestohlen hatte," berichtete Ellen, welche gewöhnlich alle Neuigkeiten aus der Nachbarschaft wußte. „Sie hat ihn und seine ganze Familie verflucht und gesagt, sie werde sich rächen. Sie flicht Körbe und bessert Stühle aus; aber daß sie wahrsage, hatte ich noch nie gehört."

„Es ist sonderbar," erzählte Kate, welche in Nachdenken versunken gewesen war, während ihre Schwester sprach, „was mir ein oder zwei Tage nachher begegnete. Ich habe dabei lebhaft an die alte Rachel denken müssen. Ich ging auf der Landstraße; eine heitere Gesellschaft von Damen in Begleitung eines Herrn holte mich ein. Eine Dame schaute mehrmals nach mir zurück und sagte dann etwas zu einer der andern Damen. Sie dachte wohl, ich verstände es nicht, weil es Französisch war; allein ich habe zu Birlington genug davon aufgeschnappt: — sie sagte, ich sei schön. Dann fuhr sie auf Englisch fort: Niemand werde mich für das halten, was ich sei; ich habe es genau verstanden, obschon sie leiser sprach als zuvor."

„Schaute auch der Herr nach dir?" fragte Ellen.

„Nein," antwortete Kate. „Dennoch werde ich sein

Gesicht niemals vergessen; ich hatte es im Vorbeigehen bemerkt. Er war blaß und sah schwermüthig aus; aber er war sehr schön, und seine Augen funkelten wie Edelsteine."

„Und er sah gar nicht um?"

„Durchaus nicht," versicherte Kate.

„Ach, liebe Kate!" sagte Ellen mit einem tiefen Seufzer, „ich wollte, du heirathetest den William nicht."

Kate erwiederte nichts darauf, sondern stieß die Gartenthüre auf und ging nach der Hütte. Der alte Großvater schlummerte im Lehnsessel am Feuer; die Tabakspfeife lag neben ihm auf dem Tische. Als die Mädchen eintraten, schlug er die Augen auf, und ein freudiger Ausdruck erhellte sie bei ihrem Anblick.

„Ihr kommt sehr spät, Kinder," sagte er.

Kate zeigte ihm den Blumenkorb. „Sind das nicht wunderschöne Blumen, Großvater?" fragte sie, indem sie niederkniete, um die Blumen ihm hinzuhalten.

Der Greis lächelte sie freundlich an, streichelte ihr glänzendes Haar und sagte: „Du bist meine schönste Blume."

Kate ergriff die alte runzelige Hand und küßte sie. Sie liebte ihren Großvater. Er hatte ihr nie ein hartes Wort gesagt; er hatte nie einen launenhaften Wunsch unerfüllt gelassen, welchen zu gewähren er im Stande war; und wenn Kate's ungezügelte Leidenschaften nicht gereizt wurden, konnte sie liebevoll, dankbar und beinahe sanft sein.

Die Mädchen bereiteten die einfache Abendmahlzeit,

und als diese eingenommen war, holten sie noch einen großen alten Krug, um den Blumen Wasser zu geben, bevor sie sich zu Bette legten.

Der alte Willicot, der Großvater, saß wieder in seinem Armstuhl. Er schlief noch nicht, obgleich er nicht sprach, sondern blickte mit strahlenden Augen auf Kate, wie die Abendsonne auf eine schöne Blüthe.

Zweites Capitel.

Mutter Rachel.

Es war ein trüber Abend; der Wind blies immerfort und es regnete dazwischen. Ellen Wilders, fest in ihren Mantel eingehüllt, dessen Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte, und einen Korb am Arme tragend, eilte auf Melton-Grove zu, als wenn irgend eine wichtige Angelegenheit sie dränge, keine Zeit zu verlieren. Oder geschah es bloß, um dem Regen zu entkommen? Dem sei wie ihm wolle; Ellen schritt mit ängstlicher Hast voran. Die Herrschaft zu Melton-Grove pflegte von dem alten Willicot Eier zu kaufen, um ihm einen Gefallen zu erweisen, und Ellen hatte dringend um die Erlaubniß gebeten, bei dieser Gelegenheit die Ueberbringerin zu sein. Nicht leicht kam es vor, daß eines der beiden Mädchen, wenn es mit einigem Ungestüm etwas verlangte, von dem nachsichtigen Großvater eine abschlägige Antwort erhielt. Er machte wohl Einwendungen

wegen des schlechten Wetters und meinte, es könne eben so gut am folgenden Morgen geschehen; aber Ellen bestand auf ihrem Willen, und er sagte nichts mehr.

Sie hatte nun das Herrenhaus erreicht und ihre Eier abgeliefert; man bat sie, zu bleiben, bis das Wetter sich aufhellen würde, wozu die beginnende Zertheilung der Regenwolken einige Aussicht gab. Allein sie lehnte es ab und ging gleich weg.

Nachdem sie sich verstohlen umgesehen, läuft sie eilenden Fußes, statt in der Richtung nach Hause, um eine Ecke des Parks dem felsigen Hügel zu, welcher bei den Dorfleuten unter dem Namen Melton-Hill bekannt war. Der Regen schlägt ihr in's Gesicht, und sie hat Mühe, ihre Haube festzuhalten, daß der Wind sie nicht entführt. Der Pfad beginnt steil zu werden; sie verliert den Athem und ist zu ihrem Verdrusse genöthigt, von ihrer Eile abzulassen. Hinanklimmend erreicht sie indeß endlich ein kleines Plateau, wo der Boden eine Strecke weit eben ist, und hier in einer Vertiefung zwischen einigen Ginstersträuchen steht eine elende schmutzige Hütte ohne Umzäunung; vor derselben liegt ein Aschenhaufen, und einige alte Kohlstrünke verwesen in der dunkeln Pfütze, die der Regen auf dem sumpfigen Boden gebildet hat. Dies ist Ellen's Ziel; denn sie bleibt stehen und stößt die Thüre der Hütte auf.

Ein altes Weib lag neben dem Feuer, dessen Rauch die erbärmliche Stube verdunkelte, anscheinend um den Kochtopf besorgt. Ein verkrüppeltes Kind saß, mit Binsenflechten beschäftigt, auf einem niedern Stuhle an der

andern Seite des Feuers. Im ersten Augenblicke jedoch war es schwer, deutlich zu sehen, weil das Tageslicht abnahm, und die Hütte von außen nur sehr unvollkommen erhellt war. Ein zorniger Ausruf der Alten, der fast wie ein Fluch klang, begrüßte Ellen beim Eintritt; das Erscheinen einer Fremden zu so später Stunde beunruhigte die Hexe sichtlich.

„Es ist Niemand als ich, Mutter Rachel," sagte Ellen leise.

„Wer bist du denn, und was willst du zu dieser Tageszeit? Kann ich nicht einmal hier oben im Frieden leben?"

Ellen näherte sich dem kleinen hölzernen Tische in der Mitte des Zimmers und legte einen Shilling darauf. Die Alte schien das Silber am Klange zu erkennen, obgleich sie es nicht sehen konnte; denn sie stand auf, um nach einem Lichtstumpen zu stöbern, welchen sie anzündete und in den Hals einer zerbrochenen Flasche steckte.

„Und wofür soll das sein?" fragte sie, indem sie das Geldstück betrachtete; „nicht für nichts, wahrscheinlich."

„Ihr sollt Jemanden wahrsagen," antwortete das Mädchen.

„Warum kommst du zu einer solchen Stunde?" wiederholte das Weib. „Man muß doch bei Nacht Ruhe haben."

„Weil ich zu keiner andern Zeit kommen konnte, ohne gesehen zu werden. Ihr dürft Niemand sagen,

daß ich hier gewesen bin, — das ist Bedingung, merkt es euch."

Die Alte grinste bedeutsam. „Nun, so komm' denn," sagte sie. „Wo ist deine Hand? Ich muß die flache Hand sehen."

„Nicht mir sollt Ihr wahrsagen," sagte Ellen, indem sie die Hand rasch zurückzog. „Mein Glück hängt von dem einer andern Person ab, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand es vorher sagen kann."

„Was willst du denn?" versetzte die Alte. „Das Mädchen muß verrückt oder einfältig sein," brummte sie verdrießlich vor sich hin.

„Weder das eine, noch das andere," fiel Ellen ein. „Ihr sollt etwas thun, was mir sehr gut zu statten kommen kann. Wenn Ihr es zu Stande bringt, so verspreche ich Euch fünf Shillinge, die ich nach und nach bezahlen werde, wie ich sie eben zusammenbringen kann. Hier auf dem Tische liegt gleich der erste."

Das alte Weib raffte den Shilling schnell auf und steckte ihn bei.

„Aber Niemand darf uns zuhören," fuhr Ellen fort, und wies auf das Kind am Feuerheerde, welches Binsen flocht.

„Gott steh' mir bei!" schrie das arme Geschöpf mit schwacher krächzender Stimme, welche eher die eines Greises als eines jungen Menschen zu sein schien. „Ich komme niemals von dieser Stelle hier." Dabei zeigte der Knabe, gleichsam zum Beweise, auf sein verkrüppeltes Bein.

„Laufen kannst du nicht," versetzte Ellen, „aber du hast Ohren, und eine Zunge zum Plaudern."

„Dafür kann man ihm trauen; er weiß, was er thut," sagte Mutter Rachel. „Sprich nur, Mädchen, und achte nicht auf ihn."

„Schwatzt er, so zahle ich nicht," erklärte Ellen. „Wenn Ihr mich aber gut bedient, und ich Euch binnen drei Monaten nicht bezahle, so braucht Ihr mein Geheimniß nicht zu bewahren. Nun, ist das abgemacht?"

„So sprich doch!" drängte die Alte. „Beeile dich, denn wir müssen unser Abendbrod verzehren, und du hinderst uns."

„Kennt Ihr eine gewisse Kate Wilders?" fragte Ellen. „Ich meine, Ihr müßt sie kennen."

„Wie sollte ich? Ich bin kaum erst an diesen einsamen Ort gekommen, — Dank denen, welche mich ausgetrieben haben. Die Pest über sie!"

„Ihr erinnert Euch doch gewiß des schönsten Mädchens in Somerton, mit Augen so schwarz wie Kohlen und Wangen wie Rosen?" sagte Ellen, welche bei dem Lobe der Schönheit ihrer Schwester ganz poetisch wurde. „Ihr habt ihr gesagt, sie habe einen Stern auf ihrem Haupte und werde einst eine Dame werden."

Die Alte nickte. „Es mag sein, daß ich das sagte. Was weiter?"

„Nun, sie will sich verheirathen," fuhr Ellen fort, „und das ist mir nicht nach dem Sinn. Ich möchte gern, daß sie einen vornehmen Herrn zum Manne bekäme; dann würde sie eine Dame, und ich auch."

„Ich kann wohl Glück verkünden," antwortete Mutter Rachel, „aber ich kann es nicht machen."

„Schon recht; aber vielleicht doch etwas dazu thun. Wenigstens könnt Ihr verhindern, daß sie den William Marsh nimmt, und das ist der erste Schritt dazu. Jetzt hört, was ich Euch sage. Kate begegnete vor Kurzem auf der Straße einigen Damen und einem Herrn. Sie lobten ihre Schönheit, — wenigstens die Damen thaten dies. Der Herr achtete nicht auf sie. Aber Kate achtete auf ihn. Er war sehr blaß aber schön, mit schwermüthigem Blick und funkelnden Augen. Ich meine nun, wenn Ihr diesen als denjenigen beschreibt, der ihr Gemahl werden soll, so wird das sie abhalten, Will zu heirathen."

„Aha, ihn kenne ich, den Sohn der alten Natter!" sagte die Hexe, wild auflachend. „Er ist finster und blaß, wie der Vater, schwach, wie seine Mutter — — Er schaute nicht auf Kate, sagst du, Mädchen?"

„Wie Kate meinte, nicht," versicherte Ellen. „Jetzt müßt Ihr am ersten schönen Abend nach Somerton kommen; dann will ich es so einrichten, daß wir mit unserm Strickzeug auf dem grünen Platze sitzen, Kate und ich und einige andere Mädchen, welche mir beistehen werden. Dann wollen wir sie schon dahin bringen, daß sie sich wahrsagen läßt. Ihr wißt, was Ihr zu sagen habt und was Ihr dafür bekommt."

„Ich will es thun," sagte das alte Weib; „aber sorge dafür, daß du mich bald bezahlst; denn wer weiß,

wann ich mit Sack und Pack wieder fortwandern muß? Man läßt mir nirgend Ruhe."

„Herr Poyers nimmt's nicht so genau," meinte der Krüppel; „er sieht nicht so verteufelt scharf nach seinem Eigenthum."

„Das nicht; aber Herr Gerald hat mich doch neulich ausgezankt, weil ich das Fräulein, welches bei ihnen ist — die Gouvernante meine ich — gefragt habe, ob ich ihr wahrsagen dürfte; er behauptete, es sei nicht recht. Sein Vater würde mich nicht beunruhigen, hat er gesagt, aber ich müßte auch auf ehrliche Weise mein Brod verdienen. Er sprach im Ernst, deß bin ich gewiß, wenn er auch nicht so hart und stolz ist, wie die Andern. Darum hasse ich ihn auch nicht so. Aber, bei meiner Seele, kann ich arme, alte Person denn auf ehrliche Weise, wie sie es nennen, mein Brod verdienen? Da habe ich die zwei Söhne, — sie helfen mir wohl in ihrer Weise, aber ein regelmäßiges Geschäft treiben, wollen sie nicht. Und mein Enkel hier — der kann nur das Bißchen Binsenflechten, was nicht der Rede werth ist."

„O, es wird nicht lange dauern," warf der Enkel dazwischen. „Herr Poyers will auf der Spitze des Hügels, wo das alte Kreuz steht, eine Station bauen lassen. Rob hat gehört, wie Herr Gerald davon sprach. Sie werden uns wegwerfen wie Auskehricht, wenn der Plan ausgeführt wird."

„Da bist du übel berichtet, Walter," sagte die Alte mit weiser Miene. „Was sollen sie denn mit einer Eisenbahn-

Station auf einem solchen Berge machen? Wie kann hier ein Zug heraufkommen?"

Diese interessante Unterhaltung hatte die Hexe so in Anspruch genommen, daß sie beinahe ihr Nachtessen vergaß. Ellen aber hatte nicht vergessen, daß die Zeit verging, und nachdem sie nochmals Verschwiegenheit eingeschärft, nahm sie Abschied und rannte so schnell den Hügel hinab, als ihre Beine sie tragen konnten. Unterwegs dachte sie nach, wie sie über den verausgabten Shilling Rechenschaft ablegen sollte. Sie war nicht lange in Verlegenheit. Sie wollte vorgeben, sie habe ihn verloren, und der Zeitverlust beim Suchen in Verbindung mit einer Verzögerung ihres Geschäfts zu Melton-Grove sollte ihre lange Abwesenheit entschuldigen.

Der alte Großvater jammerte weit mehr darüber, daß Ellen so durchnäßt war, als daß sie den Shilling verloren, und seine unverdiente Zärtlichkeit würde ein weniger hartes Herz sicherlich gerührt haben. Allein Ellen, von Natur zur Verstellung geneigt und zu Hause niemals zurechtgewiesen, war schon in der Schule zu Birlington von einigen nichtswürdigen Mädchen ihres Alters verdorben worden, so daß ihre sittlichen und religiösen Grundsätze ganz untergraben waren, ehe fünfzehn Sommer an ihr vorübergegangen. Doch war dies die erste offene Uebertretung der heiligen Vorschriften ihrer Religion, welche sie gewagt hatte, und vielleicht war dies auch der erste Abend ihres Lebens, an welchem sie ohne die mindeste Spur einer Andachtsübung sich zu Bette legte.

Kate, welche noch mit Auskleiden beschäftigt war, bemerkte diese Unterlassung und sagte: „Pfui, Ellen, sich in's Bett zu legen wie eine Heidin, ohne auch nur Weihwasser zu nehmen oder das heilige Kreuzeszeichen zu machen!“

Ellen setzte sich aufrecht im Bette und sah ihre Schwester mit hellen Augen an. Trotzdem sagte sie: „Ich bin so schläfrig und müde, Kate.“ Zu gleicher Zeit streckte sie aber die Hand gegen die Schwester aus, welche die Geberde verstand und ihr Weihwasser gab. Ellen bekreuzte sich rasch und zog die Bettdecke fest um sich; sie schlief bald ein und träumte von der alten Hexe in der rauchigen Hütte auf Melton-Hill.

Drittes Capitel.

Vor Tisch.

In Broughton-Castle hatte die Glocke zum ersten Male geläutet, und die Bewohner des Schlosses waren beschäftigt, für den Mittagstisch Toilette zu machen. Das geräumige Gesellschaftzimmer und der Bibliotheksaal, welche an einander stießen, waren darum noch leer. Ein Bedienter war eben in die stillen Prachtzimmer eingetreten und hatte einen berufmäßigen Blick rund umher geworfen. Anscheinend mangelte nichts, und der Bediente hielt den Zustand der glänzenden Räume für geeignet, diejenigen wieder aufzunehmen, welche vor Kur-

zem erst sie verlassen hatten; er begnügte sich damit, zwei oder drei Stühle zurechtzusetzen — wahrscheinlich um sich sagen zu können, daß er etwas gethan habe — und entfernte sich wieder. Da hörte man Fußtritte auf der eichenen Treppe; wie es schien, hatte Jemand sich zeitig angekleidet, und kam herab, um ein halbes Stündchen ungestört zu sein. Wirklich trat ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren mit langsamen, doch leichten Schritten in den Bibliotheksaal und ließ seine Augen rasch umherschweifen, um zu sehen, ob er allein sei. Diese Augen waren merkwürdig. Was die Form und den Glanz betrifft, so waren sie vollkommen schön; aber ihr Ausdruck hätte vielleicht Manchem nicht zugesagt. Sie hatten etwas von der schüchternen Wildheit der ungezähmten Gazelle; nicht eine natürliche Wildheit, sondern jene, welche ein scheues, verschlossenes Wesen kund gibt, das Zudringlichkeit fürchtet und nach Einsamkeit sich sehnt. Doch verriethen sie dabei eine sanfte Schwermuth, welche nicht verfehlen konnte, Theilnahme zu erregen. Die zarten Gesichtszüge des jungen Mannes hatten ein klassisches Gepräge; besonders schön war die Form des Kopfes, von welchem ein weiches dunkelbraunes Haar herabwallte.

Er näherte sich einer Fensternische, in welcher ein zierlicher Büchertisch stand und auf demselben ein schöner Hyazinthenstock in voller Blüthe. Der junge Mann beugte sich über die Blumen hin und schien ihren Duft mit Behagen einzuschlürfen. Dann stieß er einen langen Seufzer aus und warf sich in einen Lehnsessel am offenen

Fenster. Er blickte hinab auf die reizende Abwechselung von Wald und Wasser, die vor ihm sich ausbreitete; aber, nach seinem zerstreuten Blicke zu schließen, war er mit seinen Gedanken ganz wo anders. Dann nahm er vom Tische einen großen Band „Ansichten aus dem Süden von Europa" und durchblätterte ihn gleichgültig, bis er auf ein Blatt stieß, welches sein Interesse zu erregen schien. Er hielt das Werk einige Minuten lang aufgeschlagen, indem er den Kopf auf die Hand stützte und seine Augen auf dem Bilde haften ließ. Plötzlich, da er Fußtritte an der Thüre vernahm, warf er das Buch zu und stieß es von sich, als wenn er nicht wünschte, so beschäftigt gesehen zu werden. Als er jedoch die Person erkannte, welche in's Zimmer trat, lächelte er ihr zu.

„Edmund, ich störe dich doch nicht, indem ich so früh herunter komme? Du mußt wissen: ich hörte dich hinabgehen und möchte eine kleine Unterredung mit dir haben."

So sprechend, setzte sich seine Schwester Alice, ein schönes blondlockiges Mädchen von neunzehn Jahren, schmeichelnd auf einen Schemel zu seinen Füßen nieder.

Wenn auch Edmund lieber allein gewesen wäre, so hätte er es doch nicht über's Herz bringen können, ihr das zu sagen. „Du bist mir immer willkommen, Alice," erwiederte er; „aber ich werde ein schlechter Gesellschafter sein. Was wolltest du mir denn sagen?"

„Nichts Besonderes; ich wollte nur so recht von Herzen mit dir plaudern," versetzte Alice.

„Kannst du denn sonst nicht von Herzen sprechen?" fragte der Bruder. „Wir sind ja hier im Hause unter uns."

„Mit der lieben Mutter rede ich wohl gerade heraus," sagte Alice.

„Aber nicht mit Papa," ergänzte Edmund.

„Das habe ich nicht gesagt."

„Dann scheust du dich wohl vor Vater Lawrence?"

„O nein, nein!" rief Alice herzlich lachend aus, „du weißt sehr gut, daß ich mich vor ihm nicht fürchte."

„Oder ist es Oberst Stanhope, der dich schreckt?" fuhr der Bruder fort.

„Ach Gott, Edmund, wie quälst du mich! Ich habe nicht gesagt, daß ich mich vor irgend Jemand gerade fürchte. Ich kann zwar mit Oberst Stanhope nicht so ganz herzlich sein; ich kann mich zum Beispiel nicht entschließen, ihn Arthur zu nennen oder mit ihm zu scherzen; aber ich fürchte ihn darum keineswegs. Ich wollte nur sagen: wenn wir Alle beisammen sind, so kann ich nicht gut alles aussprechen, was ich denke oder fühle. Dagegen Charlotte — wie ganz anders ist sie, als ich, und wie lebhaft plaudert sie mit Jedermann und über alles! Könnte ich mich doch so natürlich und ungezwungen bewegen, wie sie!"

„Du denkst also, Charlotte sei natürlich?"

Alice sah ihrem Bruder forschend in's Gesicht.

„Glaubst du," fuhr er fort, „daß sich irgend Einer von uns in der Gesellschaft meines Vaters behaglich fühlt?"

Alice wurde über und über roth und gerieth in eine peinliche Verlegenheit; sie gab keine Antwort.

„Komm, Schwesterchen," sagte Edmund, „sei aufrichtig und betrüge nicht dich selbst wie mich; bekenne offen, daß es die Gegenwart des Vaters ist, welche ein Gefühl von Zwang bei dir erregt. Meinst du, dies Gefühl walte nur bei dir vor?"

„Ich weiß es nicht; aber ist es wohl recht, Edmund?" fragte Alice furchtsam.

„Recht von ihm, dies Gefühl einzuflößen, oder von dir, es zu empfinden?" fragte der Bruder entgegen.

„Ich meine, ob es recht sei, so zu sprechen, und überhaupt darüber zu reden. Er ist ja doch unser Vater; vielleicht ist es gegen die Ehrerbietung."

„Ehrerbietung!" rief Edmund, indem er fast unmerklich die Lippen verzog. „Wer spricht von Mangel an Ehrerbietung? Ich meines Theils kann versichern, daß ich ganz voll von Ehrerbietung gegen Papa bin — übersprudelnd davon. Ich wünschte nur, ich hätte etwas weniger Ehrerbietung; das wäre mir angenehmer."

Alice konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, und ihr Bruder fuhr fort: „Niemand kann etwas gegen meinen Vater sagen, und ich will ihn gewiß in keiner Weise herabsetzen; aber es wäre baarer Unsinn, wenn wir versuchen wollten, uns selbst oder Andern zu verbergen, daß er weder unser Vertrauen zu gewinnen, noch ein kindliches Entgegenkommen zu ermuthigen weiß. Die Mutter fürchtet ihn, du fürchtest ihn, Charlotte fürchtet ihn mehr als irgend Jemand, — und dies ist gerade

der Grund, daß sie sich angewöhnt hat, so unsinnig darauf los zu schwatzen."

„Und du, Edmund," fragte Alice, „fürchtest du ihn auch?"

Edmund bedeckte sein Gesicht mit den Händen und sank in den Stuhl zurück.

„Frage mich nicht, Alice," sagte er, „denn ich kann dir nicht sagen, was ich fühle und warum ich so fühle."

„Ach, Edmund, du hast einen Kummer auf dem Herzen, den du uns verbirgst!" rief das liebevolle Mädchen mit trauriger Stimme.

„Wer hat dir das gesagt?" fragte Edmund, plötzlich die Hände zurückziehend, mit einem Blicke gleich dem der wilden Antilope.

„Niemand; aber Mama meint es, und ich habe es schon seit einiger Zeit gedacht. Jetzt bin ich dessen gewiß; und nun kannst du es mir auch sagen, lieber Edmund," setzte sie liebkosend hinzu.

„Wenn ich einen geheimen Gram habe," antwortete Edmund, „den ich meiner Mutter nicht anvertraue, — kann ich ihn denn meiner jüngern Schwester mittheilen, wenn sie auch ein liebes, kleines, neugieriges Ding ist?"

„Du hast also einen geheimen Kummer, du gestehst es?" rief Alice aus.

„Ich meinte, Alice, du wärest dessen gewiß, ohne daß ich es dir sage; jetzt scheint mir aber, du willst bloß danach angeln. Angenommen, du angeltest in einem Teiche, worin keine Fische sind?"

„Oder worin ein Fisch ist, so scheu, daß er sich nicht fangen lassen will,“ fügte die Schwester bei.

„Nun, wie es immer sei,“ fuhr Edmund fort; „du wirst von Glück nachsagen können, wenn du noch sechs oder sieben Jahre lebst, ohne eine Sorge, ohne einen Kummer zu haben, den du größten Theils in dir verschließen mußt. Allein noch bist du glücklich, Alice, und hast ein sonnenhelles Leben vor dir.“

„Die Sonne ist am Himmel, aber oft sind viele Wolken vor ihr,“ versetzte Alice nach einem Augenblicke stillen Nachsinnens. „Ich brauche nicht länger zu leben, um zu wissen, was Sorge ist.“

„Was für einen Grund zu sorgen hast du denn, Alice? Du wirst von einem Manne geliebt, den du wieder liebst, und du weißt, wie sehr ich ihn deiner Liebe würdig halte. Du hast die Zustimmung unserer Eltern, nur unter der Bedingung eines Aufschubs; und welche Sorge kann dir dies verursachen, wenn der Aufschub nicht mit Schwierigkeiten oder Hindernissen verknüpft ist? Du kannst an Gerald's Beständigkeit nicht zweifeln.“

„Ach nein! Ich glaube — ich bin gewiß — er liebt mich noch, obwohl wir, wie du weißt, niemals über diesen Gegenstand sprechen. Aber ich fürchte, ich fürchte, der Vater hat in Bezug auf ihn und auf unsere Vermählung seine Gesinnungen geändert. Er hat ja noch keine bestimmte Einwilligung gegeben, und er tadelt es, daß Mama, wie er sagt, das Verhältniß begünstigt. Ich fürchte nun, Papa hat von Anfang an die Heirath nicht von Herzen gewünscht. Er sagte bloß,

ich sei noch jung, und er wolle keine bestimmte Verpflichtung genehmigen; die Dinge sollten bleiben, wie sie sind, und wenn er in einem oder zwei Jahren fände, daß wir beide in derselben Gesinnung beharrten, dann werde er in Betracht ziehen, ob er seine Einwilligung geben könne. Nun aber sind nahezu zwei Jahre verflossen, und er spricht davon nicht. Mama ist unruhig darüber. Bald räth sie mir, heiter zu sein, um ihm zu gefallen, bald soll ich traurig darein sehen, um sein Herz zu rühren; letzteres ist mir freilich am leichtesten" — Thränen traten in des Mädchens Augen.

„Warum spricht die Mutter nicht mit ihm über die Sache?" fragte Edmund.

„Sie fürchtet sich und will eine günstige Gelegenheit abwarten," antwortete Alice. „Papa hat neulich auf Herrn Ponyers ‚Mangel an Familie,' wie er es nennt, zwei oder drei Mal angespielt. Dieser Tage zum Beispiel bezeichnete Jemand Gerald Ponyers als die geeignete Person, um bei der nächsten Wahl eines Grafschaftsabgeordneten als Bewerber aufzutreten. Sogleich sagte Papa: das werde nicht angehen; er nehme in der Grafschaft keinen hohen Rang ein, da sein Vater nur ein Mann von gestern sei; wenn es sich um eine Wahl für Birlington handele, wäre allerdings der Fall ein ganz verschiedener; für die Fabrik-Interessen würde Gerald gewiß ein passender Vertreter sein. Mama meinte, sein nachhaltiger Aerger über deine Abneigung, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen, lasse ihn mit solcher Bitterkeit von jedem Andern sprechen, welcher die Stelle einnehmen

solle, die er gern von dir besetzt sähe. Allein wie könnte das ihn vermögen, von Poyers mit Geringschätzung zu sprechen, wenn es sonst nicht seine Ueberzeugung wäre?"

„Stolz, Stolz, abscheulicher Stolz!" rief Edmund aus, indem er krampfhaft die Augenbraunen zusammenzog. „Er ist der Zerstörer unseres Glückes! Wer, möchte ich wissen, ist ehrenwerther — ein Mann, welcher durch seinen sittlichen Werth und seinen löblichen Fleiß sich auf eine höhere Stufe in der Gesellschaft hinauf schwingt, oder ein Mann, der durch leichtsinnige Verschwendung eine alte, vornehme Familie in Verarmung stürzt? Was anders, als meines Großvaters Verschwendung hat uns des dritten Theils unseres Erbgutes beraubt und ist die Ursache gewesen, daß Melton-Hill an Poyers' Vater verkauft wurde? Noch weit mehr würde drauf gegangen sein, wenn der Vater nicht eine reiche Erbin geheirathet hätte. Ja, der Verlust von Melton-Hill ist es, was ihn immer und immer noch schmerzt! Wenn Papa auf jenen kühn emporstrebenden Gipfel hinschaut, den man meilenweit in der Runde sieht, kann er dem Manne nicht vergeben, der ihn besitzt; er mag den Rauch jener behaglichen Wohnung nicht sehen, die Poyers ihm so zu sagen vor die Nase gebaut hat, die wie zum Hohne beinahe unter dem Schatten von Broughton-Castle sich erhebt!"

Alice hatte mit besorgtem Blicke ihre Hand auf jene ihres Bruders gelegt, allein er ließ sich nicht beschwichtigen und fuhr mit gleicher Entrüstung fort: „Und dann möcht' ich fragen: welches ist die edelste Art, sein Geld

unter die Leute zu bringen? Wir sind in Ueppigkeit erzogen worden, Alice; wir sind von schwelgerischer Pracht umgeben — siehe, bloß die Zierrathen, welche diese Zimmer füllen," (er warf einen Blick umher auf die eingelegten Tische, die Mosaikarbeiten, die Marmorbüsten und die kostbaren Porcellan-Vasen, welche das Gemach zierten), „sie haben so viel gekostet, daß man dafür hätte eine Kirche bauen, eine Pfarrstelle oder eine Schule gründen und Tausende armer christlicher Brüder hätte sättigen können. Wir nehmen unsern Pachtzins ein und theilen mit stolzer Herablassung einige Almosen aus; aber was wissen wir von unsern Pächtern, was von unsern Armen? Wir leben, als wenn es die Aufgabe der halben Welt wäre, die andere Hälfte zu bedienen, und als wenn nicht ein gemeinschaftlicher Himmel und eine gemeinschaftliche Hölle uns Alle erwartete! Nun gehe hinüber nach Melton-Hill; du findest da freilich weit weniger Pracht, aber weit mehr wahre Freigebigkeit. Gerald und sein Vater fürchten nicht, ihre reichen Teppiche von benagelten Schuhen beschmutzen zu lassen. Ponyers ist der Freund seiner Pächter, nicht bloß der Einnehmer einer jährlichen Abgabe, welche durch ihre mühesame Arbeit verdient wird. Er kennt sie, er besucht sie in ihren Häusern, er verschmäht es nicht, sie einzuladen und zu bewirthen. Und seine Töchter! — ihre Finger haben nicht bloß gelernt, ein musikalisches Instrument zu spielen und Kissen für Schooßhündchen zu sticken: — sie pflegen die Durstigen und Leidenden, sie speisen die Hungrigen und klei-

den die Nackten. O Alice, ist das nicht geistiger Adel, wie ihn uns die alten glaubensfrohen Zeiten vor Augen stellen? Wiegt das nicht alle die vermoderten Ahnen auf, welche finster in ihren Harnischen darein blicken oder lächelnd in ihren altmodischen seidenen Kleidern aus vergoldetem Rahmen auf uns herabsehen, während wir bei unsern leckern, üppigen Mahlzeiten sitzen? Und um diese Vornehmthuerei, diese herzlose Wirthschaft aufrecht zu erhalten soll ich gegen Willen und Neigung mich verheirathen? Es kann nicht geschehen, und wenn es geschehen könnte, würde es doch nicht geschehen — nicht für alles, was die Welt zu bieten hat!"

„Ach Edmund, Edmund, noch nie habe ich dich so reden hören!" rief Alice erschrocken aus.

Fast erschöpft von diesem leidenschaftlichen Ausbruche, war Edmund in seinen Lehnstuhl zurückgesunken. Er fuhr mit der Hand über sein bleiches Gesicht; als aber sein Auge auf das thränenvolle, erschreckte Antlitz seiner Schwester fiel, schien er sich zu sammeln. „Ich habe Unrecht gethan," sagte er, „sehr Unrecht, dir alles das zu sagen. Ich habe in der Bitterkeit meines Herzens geredet, wie ich nicht hätte reden sollen; aber glaube mir, es geschah mehr aus Gram, als im Zorne."

„Ich glaube dir, Edmund," versetzte die Schwester; „ich bin überzeugt, daß der Kummer groß sein muß, welcher dich verleiten konnte, auch nur auf einen Augenblick die kindliche Ehrfurcht zu vergessen."

Edmund schien über diese Bemerkung ungehalten zu werden; Alice, welche fürchtete, daß alles, was sie sagen

möchte, in seinem gegenwärtigen aufgeregten Zustande seine Mißstimmung nur vermehren würde, fiel rasch ein: „Laß uns über diesen peinlichen Gegenstand nicht mehr reden. Es ist meine Schuld; ich brachte das Gespräch darauf, indem ich von meinen eigenen Befürchtungen sprach.“

Es war in der That für Beide Zeit, sich zu fassen, denn die Thüre öffnete sich und Mistreß Stanhope trat herein. Sie war glücklicher Weise keine scharfe Beobachterin und bemerkte das aufgeregte Aussehen der Geschwister gar nicht. Frau Stanhope war die am wenigsten einnehmende Persönlichkeit der Familie. Sie war klein, wiewohl durchaus nicht mißgestaltet. Es fehlte ihr aber die Anmuth, und ihr Aeußeres machte den Eindruck, — dessen Entstehung ich mir nicht zu erklären weiß, — als wenn sie nach dem ursprünglichen Plane ein wenig größer angelegt gewesen wäre. So wie sie war, mit 20,000 Pfund Vermögen, ihrer guten Familie und einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit auf dem Piano, galt sie für schön genug in den Augen des Obersten Stanhope, des einzigen Sohnes eines ziemlich begüterten Edelmannes aus derselben Grafschaft. Ihrem Vater gefiel der Oberst Stanhope. Dieser war außerordentlich gebildet; er hatte Geschmack und liebte die schönen Künste, kurz, er war für den Hausherrn ein sehr passender Gesellschafter und nicht mehr als zehn Jahre jünger wie dieser selbst. Seine Werbung um Charlotte wurde daher von Sir Edmund gnädig aufgenommen. Seine Tochter, welche wußte, daß man dies von ihr erwarte,

nahm seinen Antrag an, als verstehe sich das von selbst. Die junge Dame hatte es nie gewagt, ihrem Vater zu widersprechen; auch hatte sie in der That keine ernstliche Einwendung gegen diese Verbindung. Sie war nun seit drei oder vier Jahren verheirathet und hatte keine Kinder, — ein glücklicher Umstand, wenn die beiden Gatten verschiedener Religion sind.

Frau Stanhope ging gerade auf die Hyazinthe los und sagte: „Habt ihr auch meine Blume schon bewundert? Ich habe sie selbst aus dem Gewächshause heraufgetragen. Wie ist doch ihr Name? — Ich werde noch meinen eigenen vergessen; ich hatte das Wort auf der Zunge. Es ist übrigens eine der prächtigsten Varietäten; sie erhielt bei der letzten Ausstellung die Bank'sche Medaille. O, wie heißt sie doch? Ich liebe die Botanik außerordentlich, sie wird so gar nicht trocken, diese Wissenschaft."

„Soll das ein Witz sein?" fragte Edmund.

„Nein," erwiderte Frau Stanhope, die seine Frage nicht verstanden hatte. Sie paßte gewöhnlich schlecht auf und meinte nun, er frage nach dem Namen einer andern Pflanze auf dem Blumenbrett am Fenster, zu welchem sie inzwischen hingetreten war. „Nein, es ist Arpophyllum giganteum; dies ist nämlich der richtige Name; man nennt sie gemeiniglich squarrosum, was aber ein Irrthum ist."

„Mir, liebe Charlotte," sagte Alice, indem sie versuchte heiter zu scheinen, um ihre Gemüthsbewegung zu

verbergen, „mir ist es ganz einerlei, ob man die Blumen so oder anders nennt, wenn mir nur gestattet ist, sie zu bewundern und ihren lieblichen Geruch einzuathmen.“

„Das ist es eben,“ meinte Charlotte; „keins von euch interessirt sich für den Garten, und darum behält Martin die Pflanzen alle unten im Gewächshause, wo sie von Niemanden gesehen werden, als von ihm selbst und seinen Gärtnerburschen. Aber ich habe eine Radicalreform vorgenommen, wie ihr seht, — oder doch sehen könntet, wenn ihr wolltet. Diesen Nachmittag habe ich das ganze Treibhaus durchwühlt und einige Töpfe selbst heraufgetragen, die übrigen durch Martin heraufbringen lassen; jetzt erst sieht es hier aus, wie es immer aussehen sollte.“

Nach und nach fand der übrige Theil der Gesellschaft sich ein; zuerst Oberst Stanhope, welcher für Jeden, seine Gattin nicht ausgenommen, immer ein artiges Wort hatte. Er drückte Edmund freundlich die Hand und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er so träge gewesen, Sir Edmund und ihn auf ihrem langen Spazierritte den Nachmittag hindurch nicht zu begleiten. Hierauf gab er der schönen Alice einen gelinden Schlag auf den Kopf, indem er sie fragte: „Warum diesen Abend so „penserosa?“ — Alice schien diese Art von schwägerlicher Zudringlichkeit nur ungern zu dulden, denn sie erröthete dabei. Schließlich bekomplimentirte er seine „Sposa“ über die vollständige Flora, welche sie gesammelt hatte. Ein magerer, rothhaariger junger Mann, den Oberst Stanhope als „Herr Gregory“ anredete, kam

jetzt herein; Edmund warf ihm einen flüchtigen Blick zu, in welchem sich ein Gefühl aussprach, das zwischen Verachtung und Widerwillen in der Mitte lag. Ihm folgte bald der Herr des Hauses selbst.

Sir Edmund Vane war noch ein außerordentlich schöner Mann; in seinen jüngern Tagen war er wahrscheinlich sogar schöner gewesen, als sein Sohn. Er hatte dasselbe dunkele Haar und dieselben fein geschnittenen Züge, nur hatten sie einen schärfern Charakter; der Hauptunterschied lag jedoch im Ausdruck, welcher bei dem Vater der der Entschiedenheit und eines gebieterischen Wesens war. Er hatte die Miene eines Mannes, welcher fähig ist, jede ihm passend scheinende Stellung einzunehmen und sie festzuhalten; und so war es auch. Niemand hatte je gewagt, sich eine Freiheit gegen ihn herauszunehmen; nur selten versuchte Jemand, sich ihm zu widersetzen, am allerwenigsten ein Mitglied seiner Familie. Das hatte schlimme Folgen sowohl für ihn, wie für die Seinigen gehabt: — bei diesen einen Mangel an moralischem Muth, eine Neigung zur Verheimlichung und eine nachgiebige, abwartende Klugheit, während es bei ihm selbst die Ueberschätzung seines väterlichen Ansehens noch vermehrt und ihn despotischer und halsstarriger gemacht hatte, als er ursprünglich gewesen.

Lady Vane, welche zuletzt eintrat, war eine schlanke, schwächlich aussehende, sanfte Dame, ihrer Tochter Alice durch die zarte Farbe und die Gesichtsform, ihrem Sohne aber im Ausdruck sehr ähnlich.

Oberst Stanhope schritt auf sie zu, um sie zu ihrem Lehnsessel zu führen, indem er sie zärtlich als ‚Mama' anredete.

Da wurde die Thorglocke geläutet. „Das ist der hochwürdige Herr Lawrence," bemerkte Sir Edmund und sah auf die Uhr. „Eine Minute später, wie sonst."

„Ah, unser guter Pfarrer," sagte Oberst Stanhope. „Er ist stets ein angenehmer Zuwachs unserer Gesellschaft."

„Wir sind bereit zur Tafel," sagte Sir Edmund zum Bedienten, indem er vortrat, um seinem Gaste die Hand zu schütteln. Keiner grüßte den Priester mit mehr Liebenswürdigkeit, als der Oberst; aber in Edmund's Gesicht leuchtete, als er sich erhob, um Vater Lawrence zu bewillkommnen, ein Strahl inniger Freude auf, — der erste, der seine traurige Miene erheiterte.

Viertes Capitel.

Ein Geheimniß.

Die Mittagsmahlzeit in Broughton-Castle ging ziemlich schwerfällig vorüber. Die Unterhaltung wurde hauptsächlich zwischen Sir Edmund und Oberst Stanhope geführt. Der letztere wandte sich indessen häufig an Vater Lawrence und veranlaßte ihn mit großer Artigkeit, ja mit Ehrerbietung, sich an der Unterhaltung zu betheiligen, so oft die Gelegenheit sich darbot. Sir Edmund dagegen gab sich nicht die gleiche Mühe; er that, was die Höflichkeit erheischte, gegen welche er sich niemals

verfehlte, aber übrigens bekümmerte er sich um seinen Pfarrer wenig. Doch hätten des alten Priesters graue Haare und sein wohlwollendes Gesicht, von seiner heiligen Würde ganz abgesehen, wohl Hochachtung und Zuneigung erwecken können. Edmund saß mit zerstreuter Miene da, als langweile er sich; ein schmerzlicher Trübsinn schien auf ihm zu lasten, so lange sein Vater zugegen war. Charlotte versuchte ihn aufzurütteln und beharrte bei ihren Versuchen, trotzdem er deutlich genug zu erkennen gab, er habe keine Lust, darauf einzugehen. Die gute Dame besaß die Kunst, lästig zu werden, ohne so viel Tact zu haben, dies wahrzunehmen. Zuweilen wagte sie es, eine Bemerkung über den zwischen Sir Edmund und ihrem Gemahl besprochenen Gegenstand anzubringen, mußte aber dafür von Ersterm nicht selten etwas hören, was wie eine Zurechtweisung klang. Er konnte seichtes Geschwätz nicht ertragen und hatte von dem Verstande seiner ältesten Tochter eine sehr geringe Meinung. Lady Vane sprach nur wenig; sie saß da wie ein verblaßtes Gemälde, mit einer freundlichen und unterwürfigen Miene. Alice sprach noch weniger und würde vielleicht gar nicht gesprochen haben, hätte nicht Vater Lawrence neben ihr gesessen. Herr Gregory aß mit gefräßigem Appetit, so daß man sich fragen mußte, wie es wohl komme, daß das Essen bei ihm so wenig anschlage; er schien zu glauben, man erwarte von ihm nicht, daß er etwas sage, ohne gefragt zu sein.

Lady Vane blieb nach Beendigung der Mahlzeit nicht lange sitzen. Als sie in das Gesellschaftzimmer

zurückkam, nahm sie ihren gewöhnlichen Platz im Lehnstuhle neben dem Kamin ein. Sie saß da jeden Abend, mit einer feinen und kunstreichen Stickerei beschäftigt, welche nie zu Ende zu kommen schien, neben sich ein Tischchen mit einer verdeckten Lampe und einem schön eingelegten Arbeitskästchen, welches eine Menge nützlicher oder nutzloser Kleinigkeiten enthielt. Dies war ihre Beschäftigung im Salon; aber mancher arme Mann, manche arme Frau hätte von gröberer Arbeit erzählen können, welche ihre magern, durchsichtigen Finger in den einsamen Morgenstunden verfertigten.

„Du bist wirklich ein träges Ding, Alice,“ sagte Frau Stanhope; „du mußt mir etwas für meinen Bazar fertigen. Ich requirire Jedermann zu meinem Dienste. Es sind nur noch zwei Monate, und du hast noch nichts für mich gethan. Besinne dich auf etwas: — nur kein Nadelkissen und kein Geldbeutel! — wir haben sie scheffelweise. Zum Beispiel ein schöner Lichtschirm mit einer Ansicht von Broughton-Castle darauf?“

„Ich kann nicht gerade sagen, daß ich die Bazar's für mildthätige Zwecke liebe,“ versetzte Alice; „dies ist vielleicht der Grund, weshalb ich noch keine Lust dazu hatte.“

„Du gibst dir nicht gern Mühe — das ist der wahre Grund, du faules Mädchen. Ich weiß gewiß, daß dieser Unsinn nicht in deinem Garten gewachsen ist. Edmund hat ihn dir in den Kopf gesetzt. Vielleicht kannte man keine Bazar's im Mittelalter, für das er schwärmt, — oder ist es eine von Gerald's excentrischen Ideen?“

„Rede doch nicht so in Gegenwart deines Vaters, liebe Charlotte," ermahnte Lady Vane, indem sie mit einem schüchternen, unruhigen Blicke ihre Arbeit niederlegte.

„Was soll ich nicht sagen? Ich bin darüber ganz im Dunkeln . . . . . meinen Sie das Mittelalter oder Herrn Ponyers?"

„Es wäre gut, wenn du nicht so sprächest, als ob Alice alle ihre Ideen von Gerald hätte," erläuterte Lady Vane.

„O Himmel, ich meinte gerade, das verstände sich von selbst; aber ich will es nicht mehr sagen, wenn es Unrecht ist, obgleich ich mir nicht vorstellen kann —"

„Ich habe vergessen, liebes Kind," sagte ihre Mutter, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, „zu welchem Zwecke du deinen Bazar veranstaltest."

„Um ein Schulhaus zu bauen: ein Unternehmen, für welches ich ganz begeistert bin. Die Kinder sind gegenwärtig in einer so kleinen, niedrigen Schulstube zusammengepfercht!"

„Das ist ein sehr löblicher Zweck," sagte ihre Mutter.

„Ich wußte, daß Sie dies sagen würden, Mama; und wenn Sie sich erinnern, wie wenige Katholiken in der Nachbarschaft reich genug sind, um Beiträge zu zeichnen, so finden Sie es gewiß Recht, das Geld zusammen zu bringen, wie man immer kann, — was auch meine zimperliche Schwester davon denken mag."

„Meine Alice ist nicht tadelsüchtig,“ versetzte Lady Vane; „das wäre ganz gegen ihre Art.“

„Arthur hat den Bauplatz hergegeben,“ sagte Frau Stanhope, „und zeichnet fünfzig Pfund.“

„Das ist wirklich sehr großmüthig,“ bemerkte ihre Mutter; „so viel war kaum von ihm zu erwarten.“

„O, er ist sehr freigebig,“ fuhr Frau Stanhope fort, „und ein großer Freund guter Schulbildung. Er möchte am liebsten weltliche Schulen; aber er sagt: ‚Wenn die Katholiken ihre Kinder nicht auf unsere Weise erziehen lassen wollen, nun, dann ist es billig, daß man ihnen hilft, sie nach ihrer Weise zu erziehen.‘ Arthur ist gegen unsere Religion nicht feindlich gesinnt, das versichere ich Ihnen; er haßt nur Frömmelei und dergleichen.“

„Möge Gott ihm seine Güte lohnen,“ sagte Lady Vane leise.

Was Frau Stanhope gesagt hatte, war vollkommen wahr. Oberst Stanhope hatte echt liberale Grundsätze, und er bemühte sich, danach zu handeln, was mehr ist, als man von vielen sogenannten Liberalen behaupten kann. Dem Namen nach der Hochkirche angehörend oder doch keiner andern religiösen Genossenschaft, hatte Arthur Stanhope wirklich gar keine Religion. Er war ein Skeptiker, aber kein Spötter, und kann als ein aufrichtiger, gebildeter und liebenswürdiger Heide unserer modernen Zeit bezeichnet werden. Er hatte eine gewisse Hochachtung vor der erhabenen Moral des Christenthums, so weit dieses mit den Aussprüchen seines eigenen

Gewissens übereinstimmte; — natürlich hatte sich letzteres, ihm selbst unbewußt, großentheils nach jener bewährten Norm gebildet, welche die Welt von der Kirche angenommen hat, ohne es bekennen zu wollen. In Uebereinstimmung mit jener Auffassung hatte er gegen die Katholiken ebensowenig etwas einzuwenden, als gegen die Angehörigen anderer Confessionen, so lange die Priester nicht zu viel Einfluß in den Familien übten. Da er indeß in den ihm bekannten katholischen Familien kein Beispiel eines ungebührlichen persönlichen Einflusses oder Eindrängens wahrnahm, so war er verständig und zartfühlend genug, sich in keiner Weise in die Religions-Angelegenheiten seiner Gattin zu mischen. Gegen Vater Lawrence war er, wie wir gesehen haben, außerordentlich höflich, viel höflicher, als Sir Edmund, obwohl dieser ein Sohn der Kirche war. Oberst Stanhope lebte überhaupt nach seiner natürlichen Richtschnur besser, als Sir Edmund nach dem geoffenbarten Glauben, und unzweifelhaft würden ihn Viele nicht nur für den liebenswürdigern, sondern auch für den bessern Mann gehalten haben.

Die Herren hatten nun den Speisesaal gleichfalls verlassen, und als sie in den Salon traten, schwatzte Charlotte noch von ihrem Bazar.

„Nun, Papa, thun Sie mir doch einen Gefallen. Ich habe nichts gesagt bis jetzt, aber es ist meines Herzens Wunsch, daß Alice mir im kommenden Juni in meiner Bude verkaufen helfe. Wenn Sie ‚Ja' sagen, so wird sie es thun, das weiß ich gewiß, obgleich sie sonst

gegen Bazar's zu wohlthätigen Zwecken viel einzuwenden weiß."

„Deine Bude!" rief Sir Edmund. „Habe ich dich recht verstanden?"

„Ja wohl," antwortete Charlotte ein wenig erschrocken über sein Auffahren, machte aber ein freundliches Gesicht dazu. „Wir werden zu diesem Zwecke den Saal bekommen, welcher zu den Grafschaftsbällen benutzt wird, und meine Bude —"

„Charlotte, ich bin erstaunt, daß du dir auch nur einen Augenblick eingebildet hast, ich könnte auf einen solchen Wunsch eingehen," entgegnete Sir Edmund mit stolzem Unwillen. „Keine meiner Töchter soll, so lange sie unter meiner Aufsicht steht, hinter einem Ladentisch sich zur Schau stellen, um die gemeine Neugierde des Pöbels der Grafschaft zu befriedigen, in welcher ich wohne."

„Ach, theuerer Vater! Sie werden mich doch nicht tadeln?" rief Charlotte aus.

„Ich habe dir nichts zu sagen," versetzte der Vater mit Kälte; „das ist Stanhope's Sache und die deinige."

„Frauen sind angenehme Geschöpfe," bemerkte der Oberst, „aber, Sir Edmund, sie haben ihre Launen; und die Manie, eine Verkaufsbude zu eröffnen, ist eine derselben. Man muß des Jahres einmal ihren Einfällen nachgeben; dies beruhigt ihnen dann für die übrige Zeit die aufgeregte Phantasie."

„Gut, Papa," begann Charlotte wieder, welche leicht zu erschrecken, aber schwer zum Schweigen zu bringen

war, „wenn Sie nicht wünschen, daß Alice mir beim Verkaufen helfe, so werden Sie doch nichts dagegen einwenden, daß sie mich mit ihrer Handarbeit unterstützt? Es ist wahrhaftig zu arg, daß die eigene Schwester nichts für mich thut! Ich habe so eben gesagt, ich möchte gern einen schönen Lichtschirm von ihr haben — etwa mit einer Ansicht von Broughton-Castle darauf — der würde gut verkauft werden können, oder mit irgend einer andern Ansicht der Umgegend. Melton-Hill zum Beispiel; Sie kann's von ihrem Fenster aus sehen."

Sir Edmund's Stirne verfinsterte sich, und Lady Vane blickte unruhig auf Charlotte. Diese merkte, daß sie etwas Verkehrtes gesagt haben müsse, ohne zu wissen, was; darum fügte sie etwas verwirrt hinzu: „Oder einige Vögel und Schmetterlinge — etwas Beliebiges, ich bin gern zufrieden."

„Da man gerade von Vögeln, Schmetterlingen und schönen Ansichten spricht," bemerkte der gelassene Oberst, indem er seiner Gattin zur gelegenen Zeit zu Hülfe kam, „so möchte ich doch gern wissen, ob Herr Gregory etwas in seiner blauen Zeichenmappe hat, was er uns zeigen könnte. Ich war diesen Nachmittag in schwerer Versuchung, hinein zu schauen; nur habe ich es nicht gewagt, weil ich fürchtete, es möchte unehrenhaft sein, dies in Abwesenheit des Künstlers zu thun."

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, Oberst Stanhope," flüsterte Gregory mit einer demüthigen, unterwürfigen Miene. „Meine armseligen Leistungen sind wirklich

der Aufmerksamkeit eines Mannes von Ihrem Geschmacke nicht werth. Die gütige Aufmunterung, welche Sir Edmund einem jungen Künstler, wie ich bin, zu Theil werden läßt, ist eher ein Beweis seiner Großmuth als meines Verdienstes; indeß ist sie natürlicher Weise für mich ein Sporn, mein unbedeutendes Talent weiter auszubilden."

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst, Gregory," sagte Sir Edmund. „Sie haben viel angeborenes Talent, und es fehlt Ihnen nur die Gelegenheit, die großen Meister zu studiren, um sich zu einer hohen Stufe in der Kunst emporzuschwingen; wenigstens ist dies meine Meinung."

Gregory machte eine tiefe Verbeugung, welche etwa ausdrücken sollte: man dürfe Sir Edmund nicht widersprechen, selbst wenn ihm beliebe, ein so unwürdiges Individuum zu loben, wie ihn.

Edmund stand voll Ungeduld auf und ging unruhig im Zimmer umher.

„Er sollte nach Italien gehen," sagte der Oberst.

„Das ist es eben, was wir im Plane haben," bedeutete ihn Sir Edmund.

„Das heißt," fügte der demüthige junge Mann bei, „Sir Edmund bietet mir in seiner Güte und Freigebigkeit die Mittel dazu an."

„Sprechen Sie nur nicht von Dankbarkeit, ich bitte, Herr Gregory," unterbrach ihn der Gönner. „Es ist eine Pflicht der Leute meines Standes, das bescheidene Talent aufzumuntern und die schönen Künste zu fördern."

Die geschäftige Charlotte hatte bereits nach der Mappe gegriffen. Herr Gregory bedauerte unendlich, daß sie sich die Mühe gegeben, dieselbe vom Boden aufzunehmen. Endlich wurde sie gebührend auf den Tisch gelegt, und der Inhalt, ob fertig oder unvollendet, von der Gesellschaft untersucht und von dem Künstler erklärt oder auch entschuldigt, je nachdem es nöthig schien. Frau Stanhope bewunderte alles und jedes in Bausch und Bogen; sie wünschte alles für ihren Bazar. Oberst Stanhope lobte mit Unterschied. Sir Edmund sah mit Interesse zu, sichtlich nach dem Lobe des Obersten für seinen Schützling haschend, und in seiner Meinung bestärkt, wo jene seines Schwiegersohnes damit übereinstimmte; denn dieser hatte den Ruf eines Kunstkenners. Edmund war gleichgültig an den Tisch getreten, um ein kleines Bild zu betrachten, welches bis jetzt Niemand einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Es schien ihn zu interessiren, denn er legte es nicht gleich wieder weg.

„Was ist das, was Edmund in der Hand hält?" fragte Charlotte, indem sie über seine Schultern schaute. „Die Braut von Somerton! — Ei, welch' liebliches Gesicht; ich weiß gewiß, ich habe es schon früher gesehen, — oder ich muß davon geträumt haben."

„Es hat eher das schöne warme Colorit des sonnigen Südens, als das unseres kalten Klima's," sagte ihr Bruder, indem er das Bild aus der Hand gab, ohne jedoch das Auge davon abzuwenden.

„O; nun erkenne ich sie!" rief Charlotte aus. „Es ist das Mädchen, das wir jüngst auf der Straße trafen. Sieh', Alice! — Gewiß, es ist die Nämliche, und sehr ähnlich. Erinnerst du dich nicht: Edmund wollte nicht nach ihr zurück schauen, was ich auch sagen mochte."

„Wie konntest du auch das verlangen, Charlotte? Warum soll man einem bescheidenen jungen Mädchen unverschämt in's Gesicht sehen, bloß weil sie einem niedrigen Stande angehört und sich daher nicht in der Lage befindet, eine solche Rohheit ahnden zu können?"

„Wenn ich mich auf Physiognomik verstehe," bemerkte der Oberst, „so würde die Besitzerin dieser schwarzen Schelmenaugen eine etwas augenfällige Bewunderung kaum übel aufnehmen."

„Ihre Bemerkung, Oberst Stanhope, ist sehr richtig," bestätigte Herr Gregory. „Ich habe das Portrait auf der Dorfwiese von Somerton gezeichnet, und ich kann versichern, daß die Schöne über einige kleine Aufmerksamkeiten nichts weniger als mißvergnügt war."

„Ach, das ist die arme Kate Wilders," sagte Vater Lawrence, als er das Portrait sah, „eines meiner Schäfchen."

„Warum nennen Sie sie arm, Herr Lawrence?" fragte Oberst Stanhope. „Eine reiche Fülle von Schönheit ist ja ihre Mitgift."

„Nun ja, vielleicht bemitleidete ich sie unbewußt gerade wegen dieser Mitgift. So große Schönheit vermehrt leider selten das Glück. Indeß ist sie wirklich

ein glückliches Mädchen und wird sich demnächst mit einem so biedern jungen Manne verheirathen, als nur einer gefunden werden kann; ich hoffe, sie wird ihm eine gute, fleißige Gattin sein. Ich habe über ihn mit dem jungen Ponyers gesprochen, der ihn als Wildhüter anstellen und ihm ein hübsches Häuschen geben will."

„Wie schade ist es," sagte Sir Edmund, indem er mit stolzen Schritten im Zimmer umherging, „daß Ponyers jenes Nest von Landstreichern duldet! All' den unseligen Auswurf, den ich aus Broughton vertreibe, beherbergt er irgendwo auf seinem Gute und vermehrt so das Gesindel, welches er da schon vorfand."

„Der Auswurf muß doch irgendwo bleiben," antwortete ihm sein Sohn; „sogar den wirklichen Auskehricht können wir nur aus unsern Augen wegschaufeln, wir können ihn nicht vernichten. Ich bin der Meinung, daß man auch mit menschlichem Auskehricht — wenn es erlaubt ist, einen solchen Ausdruck zu gebrauchen — nicht so rücksichtlos verfahren sollte."

„Ich treibe die Faulen und Nichtsnutzigen aus Grundsatz weg," erklärte Sir Edmund mit Ernst. „Ich schaffe sie fort, wie ich faulende und ansteckende Stoffe entferne, welche die Luft verderben; sie erzeugen eine moralische Pest. Wie kann Ponyers es mit seiner Sorgfalt für die Wohlfahrt und die Tugend seiner Gutsangehörigen in Einklang bringen, daß er in ihrer Nähe einen solchen Heerd der Ansteckung sich bilden läßt?"

„Er übt eine echt christliche Milde,“ entgegnete Edmund leicht erröthend. „Er betrachtet es als seine Pflicht, wie ein Vater seiner Armen, nicht wie ein Polizeibeamter zu handeln. Freilich, Einige mögen faul und unwürdig sein; aber er nimmt sie, wie sie sind, und sucht sie zu bessern, anstatt sie unbarmherzig auszustoßen, daß sie ihre Laster und ihre Ehrlosigkeit zu neuen Nachbaren hintragen, — Erbitterung im Herzen gegen die gesellschaftliche Ordnung und gegen die Besitzenden, von welchen sie als Feinde behandelt werden!“

Sir Edmund biß sich in die Lippe; er wünschte augenscheinlich, gegen seinen Sohn so milde aufzutreten, wie es ihm nur möglich war.

„Dann opfert Poyers,“ bemerkte er, „die Würdigen den Taugenichtsen, die Fleißigen und Rechtschaffenen den Faulen und den Dieben. Nach meiner Meinung, Edmund, heißt das nicht handeln, wie ein verständiger Mann; das ist das Mindeste, was man sagen kann!“

„Was dünkt Ihnen von folgender Geschichte, Vater? Im neunten Jahrhundert lebte ein edeler Graf. Einst wurden, so wird erzählt, zwei Verbrecher vor ihn gebracht, mit schweren Ketten beladen. Die Ankläger verlangten, daß sie sogleich gehängt würden. ‚Gut‘, sagte der Graf, ‚wenn es sein muß; laßt uns jedoch erst ihnen ein Mahl geben.‘ Und er ließ ein Mahl für sie bereiten, nachdem er ihnen die Ketten hatte abnehmen lassen. Als sie sich so gestärkt hatten, gab er jedem eine Axt und sagte: ‚Nun gehet in den nächsten Wald und hauet das Holz für euere eigenen Galgen.‘ Die Män-

ner flohen in den Wald, und des Grafen Diener, welche dessen barmherzige Absicht erkannten, ließen sie entfliehen, ohne sie zu verfolgen. Nun sagen Sie mir, Vater, was halten Sie von diesem Grafen?"

„Ich halte von ihm, daß er ein Narr war!" versetzte Sir Edmund rasch.

„Dieser Narr," sagte Edmund, indem das Blut in seine bleichen Wangen schoß, „war St. Gerald von Aurillac, ein canonisirter Heiliger der Kirche."

„Ein Heiliger nach der Mode des neunten Jahrhunderts vermuthlich," ergänzte Oberst Stanhope, „den man aber ein wenig besser zustutzen müßte, um einen erträglichen Nachbar des neunzehnten Jahrhunderts aus ihm zu machen."

„Ich wußte nicht, daß es Poyers' Ehrgeiz ist, mittelalterlichen Grafen nachzuäffen," sagte Sir Edmund ironisch. „Ein sonderbarer Einfall von einem Manne, dessen Vater mit Töpferwaaren sein Glück machte! Vielleicht ist Jemand so gütig gewesen, seinen Stammbaum bis auf eben diesen Grafen zurückzuführen, und dann hat er sehr passend seinem Sohne den Namen eines solchen Ahnen gegeben. Er wird ihm auch wohl durch die Gastfreundschaft nachahmen wollen, welche er der alten Hexe Rachel und ihren zwei diebischen Buben erwiesen hat."

Die arme Alice war jetzt scharlachroth, aber Edmund wurde blaß vor Aufregung.

„Es ist mir ganz neu," entgegnete er mit einer Stimme, welche von mühsam unterdrückter Gemüthsbewegung zit-

terte, „daß ein Adelstitel erforderlich sei, um Jemanden zur Nachahmung der Heiligen zu berechtigen! Wem könnte es aber in den Sinn kommen, daß Herr Poyers daran gedacht haben sollte, dem heiligen Gerald nachzuahmen, oder daß er seinem Sohne diesen Namen mit Rücksicht auf irgend einen abgeschmackten und lächerlichen Anspruch beigelegt hätte?"

„Mein lieber Edmund," sagte sein Vater, „ich bitte, beruhige dich. Ich weiß ganz wohl, warum sein Sohn den Namen Gerald erhielt. Erlaube — durch deine absurde Anwendung einer alten Legende hast du meine Bemerkung hervorgerufen. Gerald's Mutter war eine Irländerin von guter Familie. Sie hieß Geraldine. Er wurde nach ihr benannt — wenigstens ist es sein zweiter Name — und Niemand kann Herrn Poyers tadeln, daß er ihre Familien-Namen den seinigen vorzieht, und so, wie man zu sagen pflegt, seinen besten Fuß vorsetzt."

„Sie thun ihm Unrecht, Vater; wahrlich, Sie thun ihm sehr Unrecht!"

„Nun, lieber Edmund," sagte der Oberst in freundlich neckendem Tone, „kann man von einem Manne erwarten, daß er seinen schlechtesten Fuß vorn hinstelle, und soll man ihn darum tadeln, daß er es nicht thut? Wenn ich einen Klumpfuß hätte und einen, den ich dürfte sehen lassen, — ich würde den erstern nicht ohne Noth zur Schau stellen."

„Herr Poyers hing sehr an seiner Gattin," bemerkte Vater Lawrence ruhig, „und seit ihrem Tode hat er es

vorgezogen, seinen Sohn bei dem Namen zu nennen, welcher ihn an die Mutter erinnert. Ich denke, das ist der wahre und einfache Grund."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiederte Sir Edmund, „es ist ganz natürlich. Ich bin weit entfernt, Herrn Poyers herabsetzen zu wollen; er ist ein ehrenwerther Mann. Ich halte Jedermann in seiner Stellung für achtungswerth; nur muß man nicht den ungereimten Versuch machen, ihn über die Maßen und über Gebühr zu erheben."

„Ich bin begierig, Sir Edmund," sagte der Oberst nach einigen Augenblicken allgemeinen Schweigens, „Ihre letzte Sendung aus Italien zu sehen. Ich höre, es ist etwas Ausgezeichnetes von den neuesten Ausgrabungen in Pompeji dabei. Sie wissen, ich bin ein eben so eifriger Alterthümler, wie Sie selbst."

„Mit einem viel bessern Rechte auf diesen Titel," antwortete Sir Edmund verbindlich. „Sie wissen, Stanhope, ich schätze Ihr Urtheil sehr hoch, und es verlangt mich zu erfahren, was Sie von meinem letzten Handel denken."

Sir Edmund zeigte ihm den erhaltenen Zuwachs seiner reichen Sammlung, und für die nächste halbe Stunde waren die beiden Kunstkenner vollauf beschäftigt, die Seltenheiten zu prüfen, und deren Werth zu schätzen. Mitunter wurde Herr Gregory befragt. Der übrige Theil der Gesellschaft aber verhielt sich ruhiger als gewöhnlich, da der letzte kleine Auftritt seine natürliche Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlt hatte; sogar Charlotte war schweigsam geworden.

Edmund blieb sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt — eine Hand, welche einem Bildhauer zum Modell hätte dienen können —, während die Finger in seinen glänzenden dunkeln Locken wühlten. Eine mehr als gewöhnliche Bläſſe lag auf ſeinem Geſichte: eine Folge der Aufregung, welche der Wortwechſel mit ſeinem Vater verurſacht hatte.

Man muß dem Oberſten Stanhope die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß er bei jeder Veranlaſſung der Friedensſtifter war. Er hatte für die ganze Familie eine aufrichtige Hochachtung und hätte gern geſehen, daß zwiſchen Vater und Sohn eine größere Herzlichkeit beſtanden hätte. Er bedauerte Edmund, daß er aus einem oder dem andern Grunde in eine ſo ungeſellige Stimmung verfallen war, und ergriff jede Veranlaſſung, ihn derſelben zu entreißen.

Die zwei Alterthümler hatten einige ſehr ſchöne Cameen und geſchnittene Steine unterſucht, und Oberſt Stanhope hatte eben einen derſelben an den Tiſch gebracht, um ihn Alicen zu zeigen.

„Mein Freund Edmund,“ ſagte Stanhope, indem er ſeine Hand freundlich auf deſſen Schulter legte, „nimmt kein Intereſſe an ſolchen Dingen, wie es ſcheint, und doch,“ fügte er leiſe lachend bei — er lachte nie laut — „kann ich mir nicht denken, daß ein ſo klaſſiſch geformter Schädel keine Liebe zum Alterthum einſchließen ſollte, wenn ſie auch einſtweilen ſchlummert. Ich dächte, Ihr Beſuch in Italien müßte ſie entwickelt haben.“

„Edmund vertändelte so viel Zeit in Spanien," bemerkte Sir Edmund, „daß er Italien kaum Gerechtigkeit widerfahren ließ."

„Ja, Spanien ist interessant und im Vergleich zu andern Ländern ein unbetretener Boden," äußerte der Oberst. „Ich würde gern einmal einen Abstecher dahin machen, wenn mir nicht meine Haut zu lieb wäre, — oder ich müßte denn sicher sein können, daß Banditen und Flöhe sie verschonten."

„Ich brachte den größten Theil eines Winters in Rom und den Rest in Neapel zu," sagte Edmund, „und ich glaube, daß Wenige die Herrlichkeiten der ewigen Stadt höher schätzen, als ich."

„Ja," versetzte der Oberst, „das christliche Rom, das Rom der Martyrer, die Stadt des heiligen Petrus und die Mutter der Kirchen — wir Alle wissen, daß Sie dessen Herrlichkeiten schätzen. Aber das heidnische Rom, mein theuerer Freund, das klassische Rom — von dessen Schätzen und Denkmälern ist die Rede! Und doch sehe ich ein Zeichen klassischen Geschmacks an Ihrem Finger, welches meine Frage zu beantworten scheint. Das ist eine herrliche Gemme, Edmund; ich habe sie oft im Stillen bewundert."

„Welch' schöner Ring, Edmund!" rief Charlotte aus. „Wie sonderbar, daß ich ihn früher nie bemerkt habe!"

Edmund hatte seine Hand instinctmäßig halb verborgen. Charlotte ergriff sie und bat ihren Bruder, ihr den Ring einen Augenblick zu überlassen, um ihn genau beim Lichte zu besehen. Er hielt seine Hand in

die Höhe; Charlotte war im Begriff, ihm den Ring vom Finger zu streifen, aber er zog ihn plötzlich zurück.

„Nein, Charlotte," sagte er, „du mußt dich begnügen, ihn am Finger zu betrachten."

„Lieber Edmund, warum denn? Welcher Unsinn!"

„Sei nicht neugierig, Charlotte," sagte ihr Gemahl; „es ist unbescheiden, solche Fragen zu stellen."

Sir Edmund hatte mittlerweile funkelnde Blicke auf seinen Sohn geworfen und beobachtete mit gesteigertem Interesse, was vorging.

„Ist das Ernst oder Spaß, Edmund?" fragte er beinahe herrisch. „Wenn es Spaß ist, warum denn durch den Ernst deines Benehmens irrthümliche Vermuthungen veranlassen?"

Noch ein Mal färbte sich Edmund's Wange, als er antwortete: „Es ist mein Ernst: dieser Ring kam nie von meinem Finger und wird auch nicht von meinem Finger kommen. Wir dürfen doch wohl, ohne daß man es tadeln könnte, Gefühle hegen, worüber wir Niemanden Rechenschaft schuldig sind? Und darüber ein Verhör anzustellen, ist Zudringlichkeit."

Edmund stand mit diesen Worten auf, entweder weil er sich nicht getraute, mehr zu sagen, oder weil er seines Vaters Erwiderung fürchtete, und verließ rasch das Zimmer.

Es war vielleicht gut, denn Sir Edmund's Blicke kündigten eine zornige Antwort an.

„Der arme Edmund!" sagte Lady Vane seufzend; „er ist gewiß krank."

„Genug,“ entschied Sir Edmund; „nichts mehr für jetzt. Edmund ist mir eine Erklärung schuldig und muß sie geben.“

Vater Lawrence erhob sich nun, um sich zu verabschieden; sein wohlwollendes Gesicht verrieth den Schmerz, den er über die stattgehabte Scene empfand. Als er durch die Halle nach dem Thore ging, winkte ihm Edmund in den Speisesaal, dessen Thüre offen war. Der Schein der in der Halle hängenden Lampe ließ ihn die Todesblässe auf dem Gesichte des jungen Mannes wahrnehmen.

„Ich bin entdeckt, Vater Lawrence!“ rief Edmund aus. „Ich kann — ich will nicht länger hier bleiben.“

„Mein lieber Sohn, es mußte endlich dahin kommen; aber warum legen Sie nicht Ihrem Vater ein offenes Geständniß ab und bitten ihn um Vergebung?“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ sagte Edmund verzweiflungsvoll. „Ach, wenn er Ihr mitleidiges und nachsichtiges Herz hätte, Vater Lawrence, so würde ich mich von ihm nicht so zurückgestoßen fühlen.“

„Mein Kind, glaube mir, er hat die Liebe und das Herz eines Vaters unter seiner stolzen Außenseite. Mein theuerer Edmund, folgen Sie dem Rathe eines alten Freundes, der Sie von Ihrer Geburt an kennt und der einiges Recht hat, Ihnen Rath zu ertheilen. — Keine Verheimlichung mehr! Thun Sie Ihre Pflicht und vertrauen Sie auf Gott! Ich will Sie morgen besuchen.“

Nachdem er dieses gesagt hatte, drückte er dem jun-

gen Manne die Hand, indem er noch ernst beisetzte: „Gott segne Sie und gebe Ihnen Kraft, zu thun, was recht ist." Damit schied er.

Fünftes Capitel.

Bedauerliche Vorfälle.

Eine philanthropische und etwas schwärmerische Dame fuhr eines schönen Abends in ihrem Pony-Wagen durch Somerton. Indem sie auf eine Gruppe von Dorfmädchen zeigte, welche, Strümpfe strickend, auf dem Rasen saßen, machte sie gegen ihre Begleiterin die Bemerkung: wie friedlich und unschuldig im Vergleiche mit dem Leben in der Stadt das Landleben sei. „Wie einfach," sagte sie, „sind die Freuden dieser armen Leute, wie harmlos ihre Wünsche, wie schuldlos ihre Tage!"

Ohne Zweifel mochte etwas Wahres in der Bemerkung der empfindsamen Dame liegen; jedoch war sie sicherlich übertrieben, und paßte namentlich nicht auf den vorliegenden Fall. Die Freude, welche diese Mädchen genossen, konnte vielleicht einfach genannt werden, aber sie war weder harmlos noch unschuldig.

Die Gesellschaft bestand aus Kate Wilders und ihrer Schwester, Susan Trotter und zwei oder drei andern Mädchen. Sie hatten sich auf dem Grase so gruppirt, daß sie Kate umringten und diese wie eine Königin im Mittelpunkte saß. Sie sprachen über allerlei gleichgül-

tige Dinge, wie es müßige junge Mädchen zu thun pflegen; Ellen's Augen schauten dabei häufig in die Ferne.

Jetzt konnte man eine Gestalt von der entgegengesetzten Seite des Rasenplatzes langsam heranschleichen sehen. Es war ein altes Weib, in einen jener rothen Kattun-Mäntel eingehüllt, welche vor einigen Jahren auf dem Lande so gewöhnlich waren, jetzt aber vergleichsweise selten sind. Sie trug einen kleinen Korb am linken Arm und in der rechten Hand einen Stock, den sie bei jedem Schritte vor sich auf den Boden setzte; sie murmelte beständig vor sich hin, als wenn sie an nichts und Niemanden um sich her dächte. Allmälig rückte sie der kleinen Gesellschaft näher, ging jedoch nicht gerade auf sie los, sondern gab sich den Anschein, als wolle sie vorbeigehen.

„Da ist die alte Rachel!" rief Susan Trotter. „Nun müssen wir einen Spaß haben."

„Du hast dir schon ein Mal von ihr wahrsagen lassen, Susan," sagte Molly Blunt; „warum willst du es nochmals versuchen? Sie versprach dir einen Mann, — soll sie dir noch einen versprechen?"

„Schweig', Molly, und schwatze keinen Unsinn; ich weiß wohl, was ich will. Siehst du ihren Korb nicht? Sie verkauft Lieder; ich möchte einige kaufen."

„Hierher, Mutter! Stellt Euch nicht, als wolltet Ihr an uns vorbeigehen. Ihr seht uns doch Alle seitwärts aus dem Augenwinkel an, obschon Ihr daher gehet, als sähet Ihr nichts."

Kate blickte unruhig nach der Alten und wollte fortgehen.

„Wo gehst du hin, Kate?" fragte Susan und zog sie etwas unsanft nieder.

„Ich mag die Wahrsagerin nicht; ich will mir nicht wahrsagen lassen!"

„Wer denkt an's Wahrsagen? Ich will ein Lied kaufen," versetzte Susan.

Die Mädchen handelten nun mit der Alten.

„Ei, Ihr seid um nichts besser, als eine alte Jüdin, Mutter Rachel," sagte Susan Trotter, „einen solchen Preis von mir zu verlangen für ein schmutziges Stück Papier!"

„Aber, Schätzchen, ich will auch für das Geld euch Allen wahrsagen — das ist gewiß wohlfeil genug."

„Ihr habt mir schon wahrgesagt; das geht also nicht."

Rachel warf einen listigen Blick auf Molly Blunt, als wenn sie ihr den nämlichen Vorschlag machen wollte.

„Nein, nein," sagte Molly, ein einfaches, stark pockennarbiges Mädchen; „das hilft mir nichts; ich kann mein Schicksal recht gut errathen -- harte Arbeit und Ueberfluß daran. Ja, wenn ich ein Gesicht hätte, wie manche Andere (sie sah dabei auf Kate), so möchte es schon der Mühe werth sein, Fragen zu stellen; aber was nützt es mir?"

„Jene, welche ihr gutes Glück zu benutzen wissen, wenn es kommt, werden besser fahren, als jene, welche ihm ein blindes Auge und ein taubes Ohr zukehren; ihr Stern wird allmälig erbleichen, dann sinken und erlöschen!"

Als die alte Rachel dieses sagte, heftete sie ihre

Augen auf Kate, welche aufgeregt und ängstlich aussah. Sie hatte ihre Arbeit in die Schürzentasche gesteckt und machte einen abermaligen Versuch, aufzustehen.

„O Mutter Rachel, wir müssen etwas von dem Stern wissen. Sagt uns Kate's Schicksal, sie mag wollen oder nicht. Wir Alle wollen es hören."

Mehrere Stimmen gaben diesen Worten Beifall.

„Ich sage euch, ich will nicht!" rief Kate. „Und wenn ihr mich wider meinen Willen haltet, so verstopfe ich meine Ohren. Ellen, halte mich nicht fest! Es ist sehr unrecht von dir."

„Du thust ja nichts dazu, Kate; was geht es dich denn an?" antwortete Ellen.

Mittlerweile wurde Kate von den Gespielinnen umringt und so am Weglaufen verhindert. Sie machte einige vergebliche Anstrengungen und schien sich dann in ihr Schicksal zu ergeben. Wenn es ihr wahrhaft ernst gewesen, so wäre sie wohl losgekommen; doch ich hege den Verdacht, daß sie sich mehr wehrte, um ihr Gewissen zu beruhigen, als aus irgend einem andern Grunde.

„Ich höre nicht zu," sagte Kate; „nun mögt ihr thun und sagen, was ihr wollt."

„Ich sehe ihn, mit den Augen funkelnd wie Diamant, mit dem schwarzen Haare und der schwermüthigen Stirne!" sprach nun Mutter Rachel im Orakeltone. „Er ging an ihr vorbei und schien nicht auf sie zu achten; aber ihr Bild ist in sein Gedächtniß eingegraben."

„Wie schön!" riefen einige Stimmen; aber Kate fuhr unwillkürlich zusammen und erröthete tief.

Rachel ersah ihren Vortheil und fuhr fort: „Er wird sie wiedersehen und wird sie lieben; er wird es viele Tage lang verbergen, denn das Blut eines alten Geschlechtes rollt in seinen Adern. Aber seine Liebe wird standhaft bleiben, und Kate wird sein Weib, wenn . . . . ." und das alte Weib schwieg.

„Wenn was?" schrieen begierig mehrere Stimmen.

„Wenn, wenn —" sagte die Sibylle, indem sie allmälig ihre Stimme und ihren Stock sinken ließ, den sie in beinahe drohender Weise in die Luft erhoben hatte — „wenn sie keine Thörin ist."

Kate, welche sich bis jetzt leidend verhalten und mit niedergeschlagenen Augen dagestanden hatte, fuhr jetzt auf wie ein junges Reh, mit einer Hast, welche ihren Gespielinnen keine Zeit ließ, sie aufzuhalten. Sie sprang fort, aber die Alte erwischte sie am Aermel ihres Kleides, und indem sie Kate dicht an sich zog, wisperte sie ihr in's Ohr: „Ich will dir sagen, liebes Kind, wie du ihn erkennen kannst."

Kate blieb stehen wie bezaubert, denn sonst hätte sie sich von der Alten leicht losreißen können.

„Ich will es dir in einem Reime sagen, daß du es leichter behalten kannst, mein Kind; und wenn die Zeit kommt, wirst du sagen: die alte Rachel hat Recht gehabt. Nun merke dir's:

‚Mit E hört's auf, mit E fängt's an,
Das ist der Name von deinem Mann.'

Im nächsten Augenblicke eilte Kate über den Rasen hin, glühend vor Scham und Aufregung; Ellen hing

sich an ihren Arm und bat sie, ihr zu sagen, was die Hexe ihr in's Ohr geflüstert habe. Sie brauchte nicht lange zu bitten. Ellen kannte die schwachen und schlimmen Seiten Kate's zu gut, um nicht zu wissen, daß sie bei solchen Veranlassungen ihren Willen haben könne.

Es war ein heiterer Sonntagmorgen am Tage nach dem eben erzählten Vorfalle, und der katholische Theil der Bevölkerung von Somerton ging nach der Messe in einzelnen Gruppen nach Hause. Eine kleine Gesellschaft ging langsamer als die übrigen, und wurde nach und nach beinahe von Allen überholt und im Vorübergehen freundlich gegrüßt: der alte Willicot nämlich, dessen Gang zu allen Zeiten langsam war, der aber diesen Morgen mit besonderm Vergnügen den Sonnenschein zu genießen schien, und seine beiden Enkelinnen. sein Schneeglöckchen und seine Rose, wie er sie zuweilen liebkosend nannte, die links und rechts von ihm gingen. Als sie eine kleine Brücke erreichten, welche an der Ecke des Angers über einen Bach führte, saß Jemand auf der Brustwehr, augenscheinlich an dem muntern Dahineilen des klaren Wassers sich ergötzend. Die Schönheit des Tages und die liebliche Luft, welche mit Frühlingsdüften gewürzt war, schienen zu einer solchen müßigen Beschäftigung wie zu träumerischem Sichgehenlassen einzuladen. Niemand dachte indeß, dies sei der einzige Grund, warum William Marsh auf dem niedrigen Geländer sitze und dem Murmeln des Baches zuhöre. Man glaubte,

er warte hier auf seine Zukünftige und wolle sich mittlerweile mit der großen Welt von Somerton nicht in eine Unterhaltung einlassen. Allein dies sah doch dem offenen, freundlichen Will nicht gleich, und Einige dachten, er hätte an diesem schönen Sonntagmorgen wohl auch ein Wort oder zwei für seine Freunde haben können.

„Holla, mein Junge!“ rief der alte Willicot; „bist du es? Du siehst ja nur halb dir gleich. Ei, dies ist doch ein Tag, der sogar in eine alte Fliege, wie ich bin, neues Leben bringt! Ich thue ihm alle Ehre an und verlängere ihn dadurch, daß ich langsam voran krieche und darüber nachdenke.“ Und der alte Mann lachte über seinen eigenen Witz. „Komm nun mit,“ fuhr er fort; „ich freue mich, dich einmal wieder lachen zu sehen, wie sonst.“

„Und ich freue mich, Vater, Euch so vergnügt zu sehen.“

„Ei, Will, mit der Sonne über dem Kopfe und diesen beiden lieben Mädchen zur Seite bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Ich höre ja auch gute Botschaft von dir, Will: du sollst Wildhüter werden und ein Häuschen bekommen? Das ist ein Glück für dich und für Kate!“

William hatte Kate's Arm in den seinigen gelegt. „Das Häuschen liegt nur eine kurze Strecke von hier,“ sagte er, „gerade bevor man in jene Pflanzung hineinkommt; es ist eins von denen, welche Herr Gerald, Gott segne ihn, voriges Jahr gebaut hat. Kate muß mit mir hingehen und es sehen, wie es da steht im Sonnenschein, den Wald im Rücken, und wie es so niedlich und hübsch

aussieht. Wir werden Euch doch nicht vom Mittagessen abhalten, Vater?"

„Durchaus nicht," versetzte der freundliche alte Mann. „Ellen wird dafür sorgen."

Er sah den Beiden einen Augenblick mit Wohlgefallen nach, bis sie einen schmalen Fußpfad einschlugen, der zur Rechten an einer Hecke hinlief. William und Kate gingen einige Zeit schweigend neben einander her. Irgend etwas schien Beider Gemüth zu beschäftigen.

„Ich hoffe, Kate, unsere künftige Wohnung wird dir gefallen," begann endlich William. „Wir werden sie zinsfrei erhalten. Herr Gerald ist der beste, gütigste Herr, den es geben kann; ja, das ist er! Er sprach so freundlich mit mir über meine bevorstehende Heirath!"

„Was hat er gesagt?" fragte Kate zerstreut.

„Du weißt," versetzte William, „Herr Gerald sagt nie viel; er ist immer kurz, aber freundlich. ‚William,' sagte er, ‚du heirathest also ein sehr hübsches Mädchen; ich hoffe, sie wird dir ein gutes, fleißiges Weib sein und alles bequem und behaglich einrichten.'"

Es war etwas in diesem unromantischen Glückwunsche, das der Braut nicht gefiel; sie erwiderte nichts darauf.

William schien noch etwas auf dem Herzen zu haben und darüber nachzudenken, wie er es vorbringen solle. Sein Ton war nicht so ungezwungen wie gewöhnlich, als er fortfuhr: „Ich sagte: wenn ich nicht dächte, daß du mir ein gutes Weib sein würdest, so möchte ich trotz deiner Schönheit dich nicht heirathen."

„Wirklich!“ sagte Kate. „Soll das ein Compliment sein?“

William sah sie mit einem Anflug von Aerger an. „Ich denke nicht an Complimente und dergleichen, Kate. Aber wie kannst du dich beleidigt fühlen, weil ich eine gute Meinung von dir habe?“

„Du nahmst einen so feierlichen Ton an, William, daß ich dich beinahe in Verdacht hatte, du zweifeltest an mir. Ich weiß nicht, was du hast; gewiß, ich weiß es nicht. Du solltest dich deutlich aussprechen, wenn du etwas zu sagen hast.“

„Du hast Recht, Kate,“ meinte ihr Bräutigam; „es ist das beste, offen zu sein. Das thue ich auch am liebsten. Nun denn, ich muß gestehen, es hat mich etwas verdrossen, was ich gehört habe — — ich kann es aber nicht glauben, Kate; ich will nicht hoffen — du hättest dir wahrsagen lassen, wie eine Heidin?“

Kate wurde roth, halb aus Aerger, halb aus Scham; doch mehr vielleicht aus Aerger.

„Wenn du mir kein Vertrauen schenkst, Will,“ sagte sie, „so thust du besser, mich nicht zu heirathen.“

„So ist es also nicht wahr, mein Liebchen?“ fragte William ruhig.

„Ich sehe nicht ein, was für ein Recht du hast, mich zu examiniren, wie ein Schulmeister,“ entgegnete Kate stolz. „Ich sage dir, William, wenn du nicht zufrieden bist mit mir, wenn du argwöhnisch bist, auf Geschichten horchst über mich und ausspionirst, was ich thue, — so sage ich dir . . . . .“

Kate schien ungewiß, wie sie ihre Rede beendigen solle.

„Ist es wahr? Spaße nicht mit mir, Kate. Sage mir, daß es nicht wahr ist!“ wiederholte William in einem Tone, dem seine aufgeregten Gefühle eine solche Schärfe gaben, daß er dem ungeduldigen Mädchen gebieterisch klang.

„Und gesetzt, es wäre wahr?“ sagte sie, indem sie sich gerade vor ihn hinstellte und ihm mit funkelnden Augen in's Gesicht sah.

William blieb stehen und sah sie einen Augenblick gleichfalls an. Eine flammende Röthe verrieth seine innere Aufregung; seine großen blauen, aber ruhigen Augen hatten einen Ausdruck tiefer Entschiedenheit. „Wenn es wahr *wäre*, Kate,“ sagte er, „und wenn es möglich wäre, daß du, nachdem du das heilige Gesetz Gottes übertreten, da stehen könntest ohne Scham und ohne Reue, ja, Kate, dann würde ich dich, so zärtlich ich dich auch liebe, für immer aus meinem Herzen verbannen!“

Kate's Herz schlug heftig gegen die Brust, als sie diese Worte hörte. Einen Augenblick fuhr der Gedanke durch ihre Seele, ihren Fehler einzugestehen und sich damit zu entschuldigen, daß sie dem Zureden Anderer nachgegeben habe. William würde ihr gewiß verziehen haben; die Liebe ist nie hart gegen die Fehler der Geliebten; sie wünscht nur, vergeben zu können. Allein der Aerger siegte über ihre bessern Gefühle.

„Ich sehe deutlich, wie es steht, William; du liebst nicht mich, sondern nur das Schock guter Eigenschaften, welche dein künftiges Weib besitzen soll, wer immer nun

die Ehre haben wird, es zu werden. Warum gehst du nicht und heirathest Mary Floyd? Die hat ja, wie Jedermann sagt, gar keinen Fehler."

„Ach, Kate!" rief William in einem Tone tiefen Schmerzes und getäuschter Erwartung; „es ist vielleicht Unrecht von mir gewesen, auf ein thörichtes Gerede über dich zu hören; es kann ja auch unmöglich wahr sein. Aber ich verlange ja nur, daß du dem Gerüchte widersprichst! Das ist mir schon genug. Ist das nun ein Grund, mir solche unwürdige Vorwürfe zu machen? Sicherlich, Kate, wenn du bedenkst, was du gesagt hast, muß es dir leid thun, oder du bist nicht die Kate, für welche ich dich hielt. Sage nur, daß dir die bittern Worte leid sind und daß jene auffallende Geschichte falsch ist."

Kate antwortete zunächst mit einem zornigen Gelächter. „Du bist in der That sehr gütig! Du willst mir verzeihen, wenn ich mein Benehmen erkläre und mich deshalb entschuldige? Ich fürchte, ich kann dich nicht zufrieden stellen, William. Ich muß nach Hause; wir haben schon zu viel Zeit verloren."

William kehrte gleichfalls um und begleitete sie schweigend. Kein Wort wurde mehr gesprochen, bis sie die Gartenthüre erreichten. Da blieben Beide stehen, und William fragte: „Kate, war das dein letztes Wort?"

„Welches Wort?"

„Daß du nichts bereuest und nichts aufklären willst."

„Bereuen und mich entschuldigen, William? Wahrlich nein! Ich kann nicht, nimmermehr!"

„Du mißverstehst mich," sagte William, sie unterbrechend. „Ich sage kein Wort von Entschuldigung."

„Es ist alles eins," antwortete Kate. „Ich soll sagen, es sei mir leid, und ich hätte das, was ich gesagt habe, nicht so gemeint. Aber wenn du dergleichen von mir erwartest, so bin ich kein Weib für dich. Du stimmst einen hohen Ton an und meinst, ich solle von allen meinen Handlungen Rechenschaft ablegen? — das thue ich aber gegen Niemand. Nimmermehr, William, nimmermehr!"

„Dann scheiden wir!" rief William, indem er alle seine geistige Kraft zu Hülfe nahm. Nachdem er das Wort gesprochen, wandte er sich rasch weg, als wenn er sich zu weiterm Nachdenken keine Zeit lassen wollte.

Hatte Kate dies erwartet? Bedauerte sie es? Ich weiß es nicht; aber sie trat erhitzt und zitternd in ihre Hütte. Sie mochte nicht essen, noch auf eine Frage antworten, bis sie in ihre kleine Stube gerannt war und sämmtliche Zeichen von William's Liebe — das bunte Halstuch, das feine Haubenband und zuletzt die schöne Haar-Locke, welche sie einst mit dem Erröthen herzlicher Zuneigung empfangen und jetzt mit dem Erröthen stolzer Empfindlichkeit zurückgab — zusammengesucht und aus diesen nun entwertheten Schätzen ein Paket gemacht hatte.

Dann rief sie Ellen und sagte: „Ich kann nicht selbst gehen; bringe du diese Sachen sogleich zur Frau Marsh und sage ihr: Kate Wilders schicke sie an William zurück."

Ellen schaute sie erstaunt an, errieth aber augenblicklich ihre Absicht; — nie übernahm Jemand bereitwilliger einen unangenehmen Auftrag.

Kate ging nun hinab, um zu Mittag zu essen..... wie Jemand essen kann, der ein rechtschaffenes, vertrauenvolles, liebendes Herz von sich gestoßen hat.

Neuntes Capitel.

Melton-Hill.

„Welches von euch Mädchen ist zu einem Spazierritt bereit und will mich an diesem schönen Morgen begleiten?" fragte Gerald Ponyers, als er sein Frühstück beendigt hatte.

„Ich, ich!" antworteten gleichzeitig zwei fröhliche Stimmen.

„Miß Vivian," fügte Gerald bei, „haben auch Sie Lust zu einem Kletterritt auf Melton-Hill?"

Miß Vivian erklärte, daß nichts ihr lieber sei.

„Gut denn; so will ich die Ponies satteln lassen, — wenn du nicht den ganzen Tag brauchst, um fertig zu werden, Gertrude?"

„Aber, Gerald, warum sagst du das gerade mir?" remonstrirte seine Schwester, ein munteres, kräftiges Mädchen von zwölf Jahren, in einem Tone, welcher halb abwehrend, halb herausfordernd klang.

„Wirklich, Gertrude," sagte ihre Schwester Mary,

welche ungefähr um vier Jahre älter war, „du bist etwas langsam, das weißt du wohl.“

„Gut, wenn sie nicht fertig ist, gehen wir ohne sie, und dabei bleibt's,“ erklärte der Bruder: eine Drohung, welche er, wie Gertrude wohl wußte, nie ausgeführt hätte. Dennoch eilte sie weg, um fertig zu werden, während die übrige Gesellschaft noch einige Zeit sitzen blieb.

Es sieht vielleicht nichts so freundlich aus, als ein Frühstück auf dem Lande an einem schönen Frühlings- oder Sommer-Morgen. Der heutige Morgen machte gewiß keine Ausnahme von dieser Regel. Der klare Sonnenschein strömte in die breiten Bogenfenster des Speisesaals, aus welchem man auf einer kurzen Treppe hinabsteigen konnte zu einem wohlgepflegten Rasenplatze. Er war umgeben mit manchfaltig geformten Beeten, die mit Frühlingsblumen in voller Blüthe reich besetzt waren. Ihre Wohlgerüche wogten auf der leichten Morgenluft durch die offenen Fenster herein und mischten sich mit dem angenehmen Dufte des Thee's und des Kaffee's.

Es war eine gemüthliche, fröhliche Gesellschaft, die um den Frühstücktisch sich versammelt hatte. Der ältere Ponyers, ein noch kräftiger, wohl aussehender Mann mit einem kahlen Kopfe, war das Bild eines echten Landedelmanns. Eine einfache, natürliche Würde, vermischt mit Wohlwollen, lag in seinen Zügen, welche eine herzliche Hochachtung einflößten, während sie jede Furcht entfernten. Wenn Jemand ihn gefürchtet hätte, wäre es gewiß nur die Furcht gewesen, sein Mißfallen zu erregen, nicht die, seinen Stolz zu beleidigen.

Gerald war ein hübscher junger Mann von beiläufig achtundzwanzig Jahren. Ueber Mittelgröße, ohne gerade groß zu sein, war seine Gestalt kräftiger und athletischer, als die Edmund Vane's; aber weder Gestalt noch Gesicht hatten die anmuthvolle, klassische Feinheit, welche bei letzterm so sehr anzog. Gerald hatte indeß eine angenehme, regelmäßige Gesichtsbildung, große dunkelblaue Augen, eine leicht gebogene Nase und eine schöne Stirne, um welche die braunen Haare sich kräuselten, jedoch nicht in weichen Wellen, wie Edmund's Haare, sondern in einer Weise, welche weit mehr physische Kraft ankündigte. Der Ausdruck seiner Züge, wenn er schwieg, und er war nicht sehr gesprächig, war der eines milden Ernstes, verbunden mit ruhiger Entschiedenheit; doch sobald er sprach, spielte ein gutmüthiges Lächeln um seinen Mund, so daß man seine gewöhnliche, beinahe majestätische Miene ganz vergaß. Niemand hätte Gerald für einen Londoner oder für einen Weltmann in irgend einem Sinne des Wortes ansehen können. Wiewohl er sich gerade hielt, hatte er doch einen wiegenden Gang, als wenn er durch ein geackertes Feld in lehmigem Boden schritte. Vielleicht hatte seine häufige Beschäftigung im Felde diese Gewohnheit erzeugt; wenigstens fühlte man sich, wenn man ihn gehen sah, versucht, ihn etwa für einen Förster zu halten. Dennoch war Gerald, wie sein Vater, ungeachtet etwas bäuerischer Manieren, sowohl in seinem Aeußern wie in seinem Benehmen ein ausgemachter Gentleman.

Ueber die beiden Mädchen brauche ich nicht viel zu

sagen. Mary Poyers war, wie man ein Mädchen von sechszehn Jahren nur wünschen konnte: frisch, blühend und bescheiden wie eine Frühlingsblume; Gertrude so, wie man es einem Mädchen von zwölf Jahren leicht nachsieht. Sie hatte ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und war etwas ungeschliffen; da sie für ihr Alter sehr groß war, so meinten die Leute, sie dürfe sich wohl ein etwas ruhigeres und gesetzteres Wesen aneignen, während sie selbst dazu noch keine Lust zu haben schien.

Miß Vivian, die Gouvernante, sah nicht viel älter aus, als ihre älteste Schülerin; sie zählte zwar schon vierundzwanzig Jahre, aber eine Fülle von lichtblondem Haar, das sie nach Art der Kinder trug, die porcellanähnliche Reinheit und der eigenthümlich jugendliche Ausdruck ihrer Züge machten, daß sie viel jünger aussah, als sie wirklich war.

Teresa Vivian war Herrn Poyers zu großem Danke verpflichtet. Sie stammte aus einer guten Familie; aber ihre Eltern waren verarmt und früh gestorben, und so hatte von Kindheit an ihr großmüthiger Wohlthäter ausschließlich für sie gesorgt. Er brachte sie in eine ausgezeichnete Klosterschule, und da sie bedeutende Fähigkeiten besaß, so kam ihr der Unterricht, den sie erhielt, trefflich zu Statten. Herr Poyers, dessen Haus ihre Heimath geworden, war so wohl mit ihr zufrieden, daß er sie bei ihrer Rückkehr zur Gouvernante für seine beiden Töchterchen annahm, da diese das Unglück gehabt hatten, frühzeitig die Mutter zu verlieren. Beinahe acht Jahre waren seitdem verflossen, und Teresa war in die-

ser Zeit ganz wie ein Kind des Hauses behandelt worden. Herr Poyers machte keinen Unterschied zwischen ihr und seinen eigenen Töchtern; er behandelte alle mit derselben väterlichen Güte. Gerald, der immer gutmüthig und rücksichtvoll zu sein pflegte, war dieses in seiner schlichten, ungekünstelten Weise — Mancher sagte vielleicht: in seiner ungeschliffenen Weise — nur um so mehr gegen sie, die allein ihm ferner stand. Teresa Vivian hatte eine glückliche Zeit unter so lieben Freunden verlebt, und das anmuthige Lächeln ihres freudestrahlenden Gesichtes gab Zeugniß davon. In der letzten Zeit schien wohl ein leichter Schatten darüber zu schweben; es war, als ob die Fröhlichkeit und Unbefangenheit ihres Herzens ein wenig gedämpft wäre: die Sonne stand noch an ihrem Himmel, aber ihre Strahlen hatten nicht mehr den frühern Glanz.

„Hast du den Mädchen gesagt, was sie sehen werden?" fragte Herr Poyers.

„Ei, Vater, bei Ihnen ist ein Geheimniß schlecht bewahrt," versetzte der Sohn, in seiner ruhigen Weise schmollend.

Herr Poyers wurde roth wie ein Kind, indem er über seine Vergeßlichkeit lachte.

„Ich war immer so vergeßlich, Gerald; ich fürchte, ich werde niemals anders werden."

„Es ist noch nicht viel zu sehen," sagte sein Sohn, „aber ich brauche Rath. Miß Vivian hat ein gutes Auge in derlei Dingen."

„Nein, das habe ich gewiß nicht," bemerkte die junge Dame erröthend.

„Das ist falsche Bescheidenheit," erwiederte Gerald; „Sie wissen ja nicht einmal, wovon ich spreche."

„Da hast du's, Teresa," sagte Herr Ponyers lächelnd, indem er vom Tisch aufstand. „Gerald weis't uns diesen Morgen Alle zurecht." Er setzte sich in seinen großen Ledersessel und nahm von einem Tischchen ein dort bereit liegendes Buch, still vergnügt über seinen schulmeisternden Sohn und über die ganze Welt.

Teresa Vivian zögerte noch eine Weile, nachdem die Uebrigen sich entfernt hatten, als wenn sie etwas auf dem Herzen hätte, was sie gern sagen möchte, ohne recht zu wissen, ob und wie sie es sagen solle. Endlich bemerkte Herr Ponyers ihre Gegenwart und sah über seine Brille hinaus nach ihr hin. „Gehst du nicht mit den Andern, mein Kind?"

Der freundliche und vertrauliche Klang seiner Stimme schien die Unruhe, welche auf Teresa's Gemüth lastete, zu beschwichtigen, und ließ sie den Gedanken aufgeben, etwas zu sagen, wenn sie wirklich diese Absicht gehabt hatte. „Gewiß!" antwortete sie, „ich muß machen, daß ich fertig werde." Und schnell verließ sie das Zimmer.

Der Marstall war nicht glänzend bestellt. Obwohl Ueberfluß und, was besser ist, Freigebigkeit in Mellon-Grove herrschte, so war doch die Einrichtung nicht in jeder Beziehung nach dem neuesten Geschmack, oder in untadeligem Stande. Drei plumpe zottige Damenpferde, wovon das kleinste für Gertrude bestimmt war, wurden

nach einander an das Thor geführt. Gertrude eilte zu dem ihrigen, stolz darauf, zu zeigen, daß sie fertig sei und daß sie das Kunststück machen könne, allein hinauf zu klettern.

Mary ließ sich die Hülfe Gerald's gefallen, welcher indeß, nicht gewohnt, Damen aufsteigen zu helfen, mehr Kraft als Geschicklichkeit anwandte. Es ging ganz pfuschermäßig zu. Mary schwang sich bald zu früh, bald nicht früh genug hinauf, so daß Gerald's nicht rechtzeitig unterstützte Anstrengung nur dazu diente, sie wie einen Mehlsack auf den Sattel zu werfen. Miß Vivian dagegen, welche augenscheinlich ein gleiches Resultat fürchtete, machte einen so energischen Satz, daß Gerald sie beinahe über den Pony hinüber geschleudert hätte.

„Sie sind erschrecklich leicht, Miß Vivian," bemerkte ihr Helfer. „Sie essen gewiß nicht genug." Diese drollige Bemerkung erschien der lustigen Gertrude so witzig, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrach, welches von den Mauern von Melton-Grove widerklang und ihr von Seite der ruhigern Mary eine Bemerkung zuzog, die halb wie eine Ermahnung, halb wie ein Verweis klang.

„Nun darauf los!" sagte Gerald, und die Damen trabten durch den Park. Gerald ging zu Fuße neben her, so schnell oder noch schneller, als die Ponies, welche den Schritt gingen, den man in England gewöhnlich „Butter- und Eier-Schritt" nennt.

„O weh! ich habe Seitenstechen," rief Gertrude aus, mit einem Gesicht wie der Vollmond im Unglück, wenn

so etwas gedacht werden kann. „Er will ausreißen, und ich kann ihn nicht anhalten. Ich bitte dich, Gerald, lauf' nicht so schnell, denn mein Pony wird durchgehen, um mit dir gleichen Schritt zu halten; ich bin schon halb todt."

„Was gibt's?" fragte ihr Bruder, indem er rückwärts blickte und über ihre rosenrothe Trübsalsmiene lachte. „Ich habe wohl von Leuten gehört, mit denen ihre Pferde durchgegangen sind, aber nie, daß das in einem solchen kurzen Trab geschehen ist. Das muß doch ein verzweifeltes Thier sein, Gertrude! Aber hier mußt du langsam reiten," fügte er bei, indem er die Zügel ihres Pony ergriff; „gib Acht auf die Baumstümpfe."

Sie waren nun in eine Baumpflanzung gekommen, welche den ansteigenden Boden am Fuße des Melton-Hügels bekleidete. Nachdem sie aus derselben auf den mit Ginster bewachsenen Abhang herausgetreten waren, ließ Gerald die Gesellschaft anhalten. Einige Minuten lang unterhielt sie sich damit, die Sprünge der Kaninchen zu beobachten, welche an dieser Stelle in Ueberfluß vorhanden waren. Gerald ging indessen ein Paar Schritte vorwärts auf eine erhöhte Stelle, sah um sich und kehrte zu den Damen zurück.

„Wir müssen ohne ihn weiter gehen," bemerkte er. „Warten nützt nichts. Ich sagte ihm am Samstag Abend, er solle uns hier erwarten."

„Wer?" fragte Mary.

„Ei, Will Marsh. Das ist ein schlimmer Anfang, Meister Will, nicht pünktlich zu sein! Dort ist sein zu-

künftiges Häuschen, Mary; du kannst den Schornstein über den Bäumen sehen."

„Ich habe den William Marsh sehr gern," sagte Miß Vivian. „Nicht wahr, Mary, als wir im letzten Winter seine Mutter während ihrer Krankheit besuchten, haben wir gesehen, was für ein guter Sohn er ist. Erinnerst du dich?"

„William ist ein zuverlässiger, rechtschaffener Bursche," erzählte Gerald. „Er wird Kate Wilders heirathen, ein ungewöhnlich schönes Mädchen; aber er hätte vielleicht besser thun können. Ich hatte neulich halb Lust, es ihm zu sagen; nur dachte ich, es sei zu spät, und Jeder müsse seinen eigenen Weg gehen."

„Was hast du denn an Kate Wilders auszusetzen?" fragte Mary.

„Ich mag ihren Blick nicht leiden," antwortete ihr Bruder; „verlaß dich darauf, sie ist ein faules Ding, das lieber umherschwärmt und schwatzt, als zu Hause bleibt."

„Sie ist wirklich sehr schön," meinte Mary; „ich wundere mich nicht, daß Jemand sie lieb hat."

„Sie lieb hat — ja, Mary; aber was nützt es dem armen Manne, wenn er Abends müde und hungerig nach Hause kommt und zwar ein schönes Weib findet, aber vielleicht ein schlechtes Abendbrod, oder gar keins; oder keine reine trockene Wäsche, wenn er durch und durch naß ist; und dann die Kinder schmutzig, zerlumpt und ungezogen? Ich sage dir, Mary, solche Dinge treiben den Mann in's Wirthshaus."

„Gerald, wir wollen sie nicht im voraus verdammen. Wir wollen hoffen, sie wird so gut sein, als sie schön ist.“

„Ich will es hoffen, so viel du wünschest,“ sagte Gerald; „man soll ja immer das Beste hoffen. Aber ein junger Mann kann nie zu scharf zusehen, wenn er heirathen will. Da ist die Mary Floyd, welche dicht neben ihm wohnt, mit einem so angenehmen freundlichen Gesichtchen, daß es Jedermann gefallen muß. Ich wollte darauf schwören, daß die ein treffliches Weib würde; Jedermann ist ihr gut. Will und sie haben ihr Leben lang nur zwei Schritte von einander gewohnt; da muß er wissen, wie sie ist, so gut als er es von andern Leuten hören kann. Er war ein rechter Einfaltspinsel, daß er nicht diese gefreit hat.“

„Miß Lee würde sagen, du seiest ein sehr trockener, prosaischer Mensch, Gerald,“ lachte Gertrude.

„Wer ist diese Miß Lee?“

„Oh, die Tante der kleinen Harcourts — kennst du sie nicht? Ich hörte sie neulich zu Miß Vivian sagen: ‚O liebe Miß Vivian, wie dumm sind doch Sie Katholiken; Sie haben gar nichts Romantisches.‘ Sie meinte dies einzig darum, denke ich, weil Miß Vivian gesagt hatte, sie würde gern Einen heirathen, den sie lange Zeit kenne und den sie hochachte. Nein, es war nicht gerade das,“ fügte Gertrude bei, da sie fühlen mochte, daß ihr Zünglein vorschnell gewesen, „aber etwas Aehnliches.“

Alles Blut war aus Miß Vivian's Wangen zurückgetreten, als Gertrude diese unüberlegten Worte sprach;

Thränen des Aergers füllten ihre Augen, da sie hörte, wie eine allgemeine Aeußerung, die sie in einem bedeutungslosen Gespräche hatte fallen lassen, durch eine geringe Aenderung zu einer bestimmten persönlichen Bemerkung verdreht wurde.

„Meine liebe Gertrude," sagte sie, „wie oft habe ich dich ersucht, thörichte Bemerkungen, die du hörst, zu vergessen; oder wenn du das nicht kannst, so zu thun, als hättest du sie vergessen. Wenn du aber durchaus ein Gespräch wieder erzählen mußt, so gib es wenigstens genau wieder!"

Nun war die Reihe zu erröthen an Gertruden, und ihr volles Herz machte sich in Thränen Luft, die ihr stets nahe waren. Gertrude war ein gutes Mädchen und liebte Fräulein Vivian mit der größten Zärtlichkeit, so daß ein Wort oder ein Blick von ihr zu jeder Zeit hinreichte, sie in Schranken zu halten. Wirklich verschwanden Gertrudens Fehler in schneller Folge unter dem Einflusse der Liebe und der Hochachtung, welche Teresa ihr eingeflößt hatte; sie schmolzen gleichfalls vor diesen Gefühlen weg; denn wenn diese Fehler auch nicht durch weichliche Nachsicht genährt wurden, so wurde doch auch keine Strenge von Miß Vivian angewendet.

Ein Ausruf der Freude, der in diesem Augenblicke aus Mary's Mund ertönte, zog die Aufmerksamkeit Aller von dem unangenehmen Zwischenfalle ab. Eine Biegung des Fußpfades, der sich um den untern Theil des Hügels wand, enthüllte ihnen den überraschenden Anblick, den Gerald ihnen bereitet hatte.

„O Gerald, das ist wirklich herrlich," rief Mary und von ihrem Pony herabgleitend, gab sie die Zügel ihrem Bruder. Rasch stieg sie zu der Anhöhe hinan, wo unter überhangenden Felsen das Bild des Erlösers angebracht war, wie er angeklagt vor Pilatus steht mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel; sie kniete andächtig nieder und verblieb einen Augenblick in stillem Gebete.

„Laßt uns zu Fuß wandern!" rief Gertrude aus, indem sie gleichfalls vom Pferde sprang. „Wie angenehm ist es, die Stationen im Freien beten zu können."

„Und im Angesichte des Himmels!" fügte Miß Vivian mit Wärme hinzu.

„Es sind erst drei vollendet," erklärte Gerald; „ich dachte, sie würden euch Freude machen. Wir wollen die Ponies an diesen Büschen anbinden und ein wenig höher hinauf gehen. Wegen Einer Station muß ich euch zu Rathe ziehen, da ich mit mir nicht in's Reine kommen kann, wohin sie gesetzt werden soll."

Die Damen kletterten mit hinauf, was in ihren Reitkleidern nicht ganz bequem ging. Diese Schwierigkeit gab indeß nur Anlaß zu munterm Gelächter.

„Es wird alles recht bequem gemacht mit der Zeit," bemerkte Gerald; „ich lasse einen Fußpfad aushauen und an den steilsten Stellen Stufen anlegen. Nun braucht ihr nicht mehr weiter zu gehen: wir haben die Stelle für die neunte Station erreicht. Bis hierher könnte es nicht besser sein, und an jenen kleinen Platz dort, der ein wenig erweitert wird, soll die elfte zu stehen kommen; auch aufwärts ist alles in Ordnung. Aber wo

soll nun die zehnte aufgestellt werden? Das ist die Schwierigkeit." Gerald schaute fragend auf seine Begleiterinnen.

„Ei, das ist ja klar," sagte Mary; „der Hügel bildet ein wenig über uns eine natürliche Fläche, da wo du den Rauch emporwirbeln siehst."

„Ja, ja," versetzte ihr Bruder; „aber der Rauch kommt aus einer Lehmhütte, und so lange die steht, kann man die Station da nicht anbringen."

„Dann laß sie wegreißen, Gerald," rief Gertrude. „Der ganze Platz gehört ja Papa. Oder kannst du diese häßliche Hütte nicht abbrechen lassen?"

„Gewiß kann ich es," antwortete Gerald.

„Warum thust du es denn nicht?" drängte die Schwester.

„Es gibt Vieles, was wir thun können, Gertrude, was wir aber nicht immer gern thun. Es wohnt ein altes Weib in jener Hütte, welches nicht von der Stelle weichen wird, wenigstens nicht freiwillig."

„O, das ist gewiß die Alte, welche man Mutter Rachel nennt," rief Teresa aus, „und die mir neulich wahrsagen wollte."

„Ja," bestätigte Gerald lachend; „sie ist eine köstliche alte Landstreicherin, und sie hat zwei Wilddiebe zu Söhnen — ganz schlimme Burschen."

„Es wäre gewiß gut, wenn man sie wegschaffte," sagte Mary. „Du könntest es ja bei der alten Frau auf andere Weise gut machen, wenn sie nicht gern weggeht."

„Die Alte geht eben so ungern aus ihrer Hütte, wie

ich Melton-Grove räumen würde. Sie sagte mir, sie sei letztes Jahr schon einmal von Sir Edmund Vane ausgetrieben worden, weil er eine baufällige Hütte wollte niederreißen lassen, in welcher sie wohnte. Sie hat einen Enkel, der sieht aus wie ein verkrüppelter Kobold; er macht Körbe, bessert Stühle aus und dergleichen. Ihre einzige Erwerbsquelle, wie sie behauptet, ist der kleine Erlös aus dem Verkaufe dieser Körbe und anderer Kleinigkeiten. Sie ist den Nachbarsleuten bekannt, und so kann sie sich hier leidlich forthelfen. Ihre Söhne thun nichts für sie, außer daß sie ihr diese Hütte ausbessern halfen, in welcher sie mit dem Kobold sich einnistete, und wo sie natürlich nur so lange bleibt, als wir es dulden; denn sie bezahlt keine Pacht."

„Es ist Schade, daß man früher diese baufällige Hütte hat stehen lassen," bemerkte Miß Vivian. „Ich muß bekennen, ich habe die Alte im Verdacht, daß sie lügt und daß sie mehr Hülfsquellen hat, als Sie wissen oder gutheißen würden."

„Ich glaube das selbst; und wenn Sie meinen, daß ich mich von ihr hintergehen lasse, so irren Sie. Indeß ich habe ihr mein Wort gegeben: so lange ich sie nicht auf ihren alten Schlichen ertappte, daß sie Gottes Gebote überträte und Andere dazu verleitete, würde ich sie nicht beunruhigen oder vertreiben. Sie sehen, Miß Vivian," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, fast als hätte er gefühlt, daß seine Milde einer Entschuldigung bedürfe, „ich würde sie, wenn ich es jetzt thäte, aus persönlichen Rücksichten vertreiben; ich hätte ja ein Interesse

dabei. Das darf ich nicht. Aus einem solchen Grunde kann ich ihr nicht die Hütte über dem Kopfe einreißen lassen. Es soll ihr eigenes Verschulden sein, was mich dazu veranlaßt, nicht mein Vortheil."

Gerald hatte sich an eine Person gewendet, in deren Augen er keiner Entschuldigung bedurfte.

„Das sieht Ihnen gleich," war ihre rasche, kaum bewußte Antwort.

Ihr Begleiter sah sie mit einer gutmüthig fragenden Miene an: „Wie soll ich das nehmen, Miß Vivian, als Spott oder als Artigkeit?"

„Als keines von beiden," versetzte Teresa tief erröthend.

„Mancher würde vielleicht sagen, es sei sehr unrecht, solche Leute zu dulden," fuhr Gerald nach kurzem Schweigen fort: „dieses faule und höchst wahrscheinlich boshafte Gesindel hätte schon lange vertrieben werden müssen. Allein das ist nicht meines Vaters Art; er hat einen großen Widerwillen gegen Austreibungen ohne die dringendste Noth. Und weil die Alte einmal da ist, so mag sie auch da bleiben, so lange sie sich ordentlich beträgt. Wir können die Leute nicht vollkommen machen, Miß Vivian; auch keinen Ort können wir vollkommen machen: gleichsam zu einem kleinen irdischen Paradiese, mit einer Einfriedigung, wodurch die Sünder ausgeschlossen werden. Dergleichen habe ich mir nie zur Aufgabe gemacht. Ich strebe nach einem andern, ganz verschiedenen Ziele, wie sehr ich auch in der Anwendung der Mittel zur Er-

reichung desselben irren mag. Ueberdies wäre, wie ich bereits sagte, gerade hier Härte nicht am rechten Orte."

Gerald begann die Blätter eines kleinen Buches umzuwenden, welches er in der Hand hatte. Es enthielt die Gebete zur Besuchung der Stationen. Er reichte Miß Vivian das Buch hin, indem er schweigend auf die zehnte Station wies: „Jesus wird Seiner Kleider beraubt." Sie verstand, besser als Worte es auszudrücken vermocht hätten, was in Gerald's Seele vorging. Konnte er Arme, für welche Christus starb, mochten sie auch noch so unwürdig sein, ihres Obdachs berauben und dann sich selbst zum Vorwurf ein Bildniß des sterbenden Erlösers hinsetzen, der für uns Seines letzten Besitzthums beraubt wurde: des Gewandes, womit Er bekleidet war?

Teresa war tief gerührt, und in diese Rührung mischte sich ein angenehmes Gefühl von Befriedigung, daß Gerald, welcher so selten seine tiefern und mehr persönlichen Gefühle aussprach, gerade ihr einen Einblick in dieselben gestattete. Es war vielleicht die durchsichtige, fast auffallende Offenheit in Teresa's Charakter, welche ihn veranlaßte, aus der ihm sonst eigenen Zurückhaltung herauszutreten. Ihr schien sein Benehmen immer geradezu bewunderungswürdig; und wenn auch nicht Jeder bei dieser Veranlassung mit ihr einverstanden gewesen wäre, so würde doch Niemand Gerald ernstlich getadelt haben. Denn wie verschieden auch die Meinungen sein mochten in Beziehung auf das Maß von Nachsicht, welche gegen Personen von zweideutigem Charakter geübt werden müsse, so hätte doch Niemand verkennen können, daß es bei

Gerald eine kraftvolle und furchtlose Nächstenliebe und nicht Schwäche war, was ihn stets geneigt machte, das Mitleid bis zur äußersten Großmuth zu treiben.

Nach einigen Debatten wurde für die zehnte Station eine passende Stelle ermittelt, und die Mädchen kehrten zu ihren Ponies zurück. Sie ritten den Hügel hinab, und als sie eben aus der Holzung am Fuße desselben heraustreten wollten, begegneten sie einer Dame und einem Herrn zu Pferde. Es waren Herr und Frau Stanhope, welche durch einen Theil von Ponyers' Park geritten waren, durch den ihr Weg sie führte. Sie begrüßten ihre Freunde. Der prächtige Schimmel, den Frau Stanhope ritt, legte die Ohren zurück in unverkennbarer Abneigung gegen die gemeinen Ponies, mit denen er in Berührung gebracht wurde, so daß seine Herrin ihm den glänzenden Hals streicheln mußte, um ihn zu beruhigen, während sie an Mary Ponyers einige unbedeutende Worte richtete.

Mittlerweile sprach der Oberst mit Gerald. „Wie ist's mit Edmund?" fragte der letztere. „Ich habe ihn lange nicht gesehen."

„Mein armer Freund Edmund," antwortete ihm der Oberst, „ist etwas übeler Laune und beschränkt sich gegenwärtig auf sein Zimmer. Wir hatten" — hier sprach der Oberst noch leiser als gewöhnlich, indem er sich vertraulich vorwärts beugte — „wir hatten nämlich gestern Abend so etwas von einer Familienscene, und in Folge dessen steht er mit seinem Vater nicht auf dem besten Fuße. Es wäre mir lieb, Ponyers, wenn Sie einmal herüber kämen und sähen, was Sie bei Edmund

auszurichten vermögen. Er ist gegen seinen Vater zurückhaltend und verschlossen, und das erweckt bei Sir Edmund Verdacht. Edmund will sich nicht zu Erklärungen verstehen, und sein Vater ist zu stolz, um nachzugeben und die Sache fallen zu lassen. Die Geschichte hat mit einem ganz unbedeutenden Vorfalle begonnen, welchen Edmund Ihnen vielleicht in melodramatischem Stil erzählen wird. Aber ich glaube doch, ein Paar vernünftige Worte könnten die Sache in Ordnung bringen, wenn er sich nur überreden ließe, von seinen Stelzen herabzusteigen. Es ist unbillig, das von seinem Vater zu erwarten, zumal dieser schon so lange auf Stelzen geht." Der Oberst lachte leise, fast ein wenig satyrisch, wenn auch nicht boshaft. „Es scheint," fuhr er fort, „ja, Edmund ließ das deutlich genug durchblicken, irgend eine schöne Dame hat ihm eines Tages mit ihrer weißen, zarten Hand einen Ring an den Finger gesteckt, und aus einer gewissen sentimentalen Rücksicht, wie sie uns schwachen Sterblichen so natürlich ist, wünscht mein sehr geschätzter Freund, der Ring möge für ewig oder wenigstens für jetzt an dem Platze bleiben, welchen jene Schöne ihm angewiesen hat. Aber ich sehe wirklich nicht ein, warum er, lediglich aus übel angebrachter Prahlerei, diese Sache in Sir Edmund's Gemüth so riesenhafte Proportionen annehmen läßt. Gehen Sie doch zu ihm, mein lieber Poyers," setzte er schnell hinzu, als er seine Frau bereit sah, ihren Ritt fortzusetzen, „und sehen Sie, was Sie mit dem Helden anfangen können."

Gerald nickte zustimmend, und sie ritten weiter.

„Sprach Gerald von Alice?“ fragte Charlotte, als sie fortritten.

„Er erwähnte ihrer gar nicht,“ war die Antwort.

„Ich glaube nicht, daß er sehr in sie verliebt ist,“ sagte Frau Stanhope; „jedenfalls ist er ein höchst schläfriger und zahmer Liebhaber. Als ich ihn so da stehen sah, wie er dir zuhörte mit einem Blatte zwischen den Lippen, mahnte er mich an einen Stier, der wiederkauend auf der Wiese steht. Aber kein Gesicht mit einer Adlernase hat viel Ausdruck oder Beweglichkeit.“

„Danke schön, meine Liebe,“ spöttelte der Oberst, welcher eine auffallend gebogene Nase hatte.

„Deine Nase, Arthur, möchte ich eine Habichtnase nennen,“ sagte Charlotte, „und eine solche ist pikant. Doch, um auf Gerald zurück zu kommen, ich bin überzeugt, er ist bei seinen Schwestern und der Gouvernante eben so glücklich, als wenn er unserer Alice den Hof machte. Ja, ich weiß nicht, ob er nicht noch glücklicher ist! So lange die Mädchen auf diesen schrecklichen Ponies so mit ihm herumtraben — nebenbei gesagt, es ist eine Schande von dem alten Poyers, solche Mähren zu halten —, oder wenn er sie dazu bringen kann, daß sie mitgehen und hinter einer Hecke mit ihm frühstücken, wenn er auf die Jagd geht, ist er so zufrieden wie ein König.“

„Er wird ein guter Ehemann werden,“ versetzte der Oberst, „wenn er auch kein sehr feueriger Liebhaber ist; und die künftige Frau Gerald Poyers wird im Ueberflusse leben.“

„Diese Heirath wird indeß niemals zu Stande kom-

men," fuhr Charlotte fort. „Mama sagte gestern Abend etwas, wodurch ich auf die Vermuthung gekommen bin, es sei nicht alles in Ordnung; und wenn ich damit eine gewisse Bemerkung von Papa zusammenhalte, so scheint mir gewiß, daß er entschlossen ist, die Heirath nicht zuzugeben."

„Er ist ärgerlich auf Herrn Ponyers, weil dieser die ehemaligen Familiengüter zu Melton besitzt," sagte der Oberst. „Auch wurmen ihm die Töpferwaaren ein wenig; er wird aber doch zu gescheidt sein, um deshalb eine gute Partie fallen zu lassen."

„Das ist nicht alles," meinte Frau Stanhope. „Papa geht sicherlich damit um, ganz abzubrechen. Er denkt Alice an Herbert Vane zu verheirathen, da Edmund so fest entschlossen ist, ledig zu bleiben."

„An ihren Vetter! Aber euere Religion erlaubt das ja nicht," bemerkte der Oberst.

„Es kann Dispens erwirkt werden, weißt du," erwiederte seine Gattin, „wenn Gründe vorhanden sind, die eine Heirath unter Verwandten besonders wünschenswerth machen."

„Ja, aber was wird deine schöne Schwester dazu sagen? Wird sie diese Heirath auch für wünschenswerth halten?"

„Nein; aber merke dir, was ich sage: wenn die Zeit kommt, wird sie nichts dagegen haben. Alice hat nicht einen Funken von Muth oder Festigkeit; sie hat Wünsche und Neigungen, aber keinen eigenen Willen. Du wirst sehen, sie wird Herbert heirathen, und Gerald wird es

verschmerzen. Ich bin ein wenig Prophetin und glaube einigen Scharfsinn zu besitzen."

„Allerdings, ohne zu schmeicheln," versicherte der Oberst mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit. Es war etwas Wahres daran. Charlotte war zwar zu geschwätzig und zu unruhig, um eine gründliche Beobachterin zu sein, sie hatte aber doch eine gewisse oberflächliche Scharfsichtigkeit und Gewandtheit. „Aber Edmund sollte wirklich heirathen," fuhr er fort, „oder sich wenigstens bereit erklären, es in einer bestimmten Zeit zu thun, wenn es auch nur wäre, um seiner guten Schwester aus dieser Schwierigkeit herauszuhelfen."

„Ich fürchte," sagte Charlotte, „er hat irgend eine nicht ebenbürtige Verbindung angeknüpft, und das macht ihn einer Heirath so abgeneigt."

„Ebenbürtig oder nicht, es ist sicher eine Liebesgeschichte mit im Spiele. Ich bedauere nur, daß ich so unglücklich war, die Sache aufzurühren. Nun fort im Galopp!"

Siebentes Capitel.

Die beiden Freunde.

Im Laufe des Tages ging Gerald nach Broughton-Castle hinüber. Er fragte nur nach Edmund und wurde in dessen Zimmer geführt. Edmund saß oder lag vielmehr auf dem Sopha, während seine Augen gleichgültig über die schöne Aussicht hinschweiften, welche sein Fen-

ster beherrschte. Er sah blaß und sehr niedergeschlagen aus; bei Gerald's Anblick aber erheiterte sich sein Gesicht einen Augenblick, und er bewillkommte den Freund herzlich.

„Es freut mich, dich zu sehen, Gerald," sagte er, und schüttelte ihm die Hand. „Du bist der einzige, dessen Gesellschaft mir jetzt Vergnügen machen kann."

Gerald setzte sich nieder und betrachtete ihn ohne Umstände mit forschenden Blicken, als ob er versuche, etwas aus seinem Gesichte zu lesen, bevor er auf den Gegenstand einging, der ihn hergeführt hatte. Gerald war indeß kein Diplomat und konnte am Ende keinen bessern Weg entdecken, als sogleich auf die Sache loszusteuern. „Nun, dann ist es mir lieb, daß ich gekommen bin," begann er. „Diesen Morgen traf ich Oberst Stanhope, und der sagte mir, du hättest Mißhelligkeiten mit deinem Vater gehabt, die aber nach seiner Meinung durch wenige Worte von deiner Seite leicht beseitigt werden könnten. Da er weiß, daß wir auf vertrautem Fuße stehen, so bat er mich, mit dir darüber zu sprechen."

Edmund's Gesicht verfinsterte sich. „Oberst Stanhope sprach mit dir von dem unglückseligen Vorfalle? Wer ermächtigt ihn denn, meine Angelegenheiten zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen? Ist es nicht genug, daß meine Gefühle zu Hause gekränkt worden, — muß man auch noch anderwärts die ganze Sache ausposaunen?"

„Mein lieber Freund, sei nicht unvernünftig, oder ich nehme gleich meinen Hut und gehe!" versetzte Gerald.

„Oberst Stanhope sprach mit mir aus den freundschaftlichsten Beweggründen, und wenn er irgend eine eigennützige Absicht dabei hatte, so konnte es nur der sehr natürliche Wunsch sein, Frieden und Ruhe um sich her zu sehen. Du glaubst wirklich selbst nicht, was du sagst, und sagst es nur, weil du übeler Laune bist.“

Dies war eine sehr unpoetische Art, Edmund's Zustand zu schildern, und sie war ihm schwerlich angenehm, da er Gefallen an dem romantischen Gedanken fand, als Opfer der Härte Anderer dazustehen. Indeß hatte er zwar ein schlecht geschultes, aber doch kein böses Temperament, und besaß von Natur zu viel Sanftmuth, als daß er einem wahren Freunde hätte zürnen können. Nach einer kurzen unerquicklichen Pause fragte er einfach, ob Oberst Stanhope die Einzelheiten des Vorfalls genau erzählt habe.

„Nein, nicht die Einzelheiten, aber genug, um mich den Stand der Dinge im Allgemeinen übersehen zu lassen.“

„Stanhope muß ein sehr oberflächlicher Beobachter sein,“ fuhr Edmund fort, „wenn er glauben kann, daß wenige Worte von mir meinen Vater zufrieden stellen könnten.“

„Seine Ansicht ist, dein Vater fühle, daß du ihn nicht mit Vertrauen behandelst. — Wenn nun in Gegenwart Anderer etwas vorgefallen ist, was dieses augenscheinlich machen mußte, so hat dies Sir Edmund wahrscheinlich doppelt gekränkt und beleidigt.“

„Vertrauen! — Mein Vater beklagt sich über Mangel an Vertrauen, er fühlt sich verletzt, wenn ich ihm

kein Vertrauen zeige! Wie kann ich zeigen, was ich nicht habe? Und wie kann ich haben, was er mich nie lehrte, — ja, was sein ganzes Benehmen immer verscheuchte?"

„Doch ist er dir stets ein guter Vater gewesen," entgegnete Gerald. „Welcher Härte oder Strenge hat er sich jemals schuldig gemacht?"

„Du mißverstehst mich, Gerald. Ich kann nicht sagen, daß er hart oder streng gewesen wäre; im Gegentheil, er war, was die Welt nachsichtig nennt. Wir wurden als Kinder wahrhaft im Schooße der Ueppigkeit erzogen. Was mich insbesondere betrifft, so ist er stets sehr freigebig gegen mich gewesen; alle kostspieligen Liebhabereien wurden mir von Kindheit an nicht nur gestattet, sondern mein Hang dazu wurde gefördert und aufgemuntert. Ich glaube wahrlich, daß ich mich als Knabe kaum ein Mal gebückt habe, um meinen Schuh zu binden. Aber, Gerald, es war eine vergoldete Sklaverei; das Gemüth wurde erdrückt, während der Leib auf reichen Kissen gebettet war!"

„Das klingt sehr unbestimmt," unterbrach Gerald. „Ich wollte, du übersetztest mir deine Ideen in deutliche Prosa. — Auf was läuft denn all' dies hinaus?"

„Er war stolz und kalt gegen Alle um ihn her," erzählte Edmund; „er verscheuchte mit seinem finstern Blick jeden, auch den leichtesten Widerstand gegen seinen Willen, die leiseste Aeußerung einer unabhängigen Meinung. Wenn ich mir je herausnahm, selbst zu denken, und dies merken ließ, so zeigte er sammt seiner gehor=

samen Umgebung sich so verwundert darüber, daß ich mich fast über mich selbst wunderte und meine Ungebührlichkeit schnell zurücknahm. Das ist es, was ich am schmerzlichsten empfunden: die Einwirkung eines solchen Benehmens auf mein Gemüth, der Mangel an einer Atmosphäre, worin ich frei athmen könnte, an einem gesunden Wirkungskreise. Das Bedürfniß einer weniger künstlichen Lebensweise drückt mich immer tiefer nieder. Ich möchte gern alle diese aristokratischen Fesseln durchbrechen. Es ist kein christliches Leben, das wir hier führen; es ist ein heidnisches Culturleben. Mein Vater kümmert sich nicht um die, welche unter ihm stehen, außer in so fern sie in irgend einer Weise seinen Bedürfnissen oder seinem Stolze dienen. Dann kann er freundlich sein — o so herablassend freundlich! Da zieht er einen gemeinen, kriechenden Kerl, wie diesen Gregory, heran und läßt ihn an den Leckerbissen seiner Tafel Theil nehmen, während ein ehrlicher Pächter es nicht wagen dürfte, sein Gesicht anderswo als an der Hinterthüre zu zeigen! O Gerald, du weißt nicht, was es ist um die Sehnsucht nach etwas Besserm, wenn man so geknebelt und niedergedrückt ist!"

„Zum Henker mit deiner Sehnsucht!" rief Gerald plötzlich aus; „ich habe keine Geduld, dich all' diese zarten Gefühle auskramen zu hören, wenn du nicht achtungsvoll von deinem Vater reden kannst."

Gerald war zuweilen in seinem Benehmen etwas rauh, und es ist zu verwundern, daß Edmund bei seiner feinen Bildung und zarten Empfindlichkeit ihn so wohl leiden

mochte. Ich kann nicht versuchen, diese Thatsache zu erklären; ich constatire sie nur. Es war wirklich so: er schätzte Gerald überaus hoch und nahm seine Vorwürfe erstaunlich gut auf.

„Du thust mir Unrecht, Gerald!" sagte er freundlich; „ich spreche von meinem Vater mit Andern stets in achtungsvollen Ausdrücken. Erinnere dich: du beklagtest, daß ich ihm so wenig Vertrauen beweise, und es ist mir unmöglich, mich zu rechtfertigen, ohne auseinander zu setzen, warum ich dieses Vertrauen nicht fühlen kann. Neben andern verwandten Ursachen zur Erbitterung, welche dem unglücklichen Vorfalle, der mir das Mißfallen meines Vaters zugezogen hat, vorausgingen, war ich gerade etwas unmuthig über sein Benehmen gegen dich und meine Schwester. Ist das liebevoll, daß er euere Gefühle so herzlos hinhält? Ist es schön gehandelt, daß er dich so lange ohne Antwort läßt?"

„Vermische nicht meine wirklichen oder vermeintlichen Beschwerden mit den deinigen, Edmund," entgegnete sein Freund. „Dein Vater hat gesagt, er wolle in einem oder zwei Jahren eine bestimmte Antwort geben. Ich habe diese Bedingung angenommen und muß ihm die volle Bedenkzeit lassen, die er verlangt hat. Wenn zwei Jahre verflossen sind, will ich ihn um seine Entscheidung bitten; zum Klagen wird es früh genug sein, wenn erst Grund zum Klagen vorhanden ist. Aber, aufrichtig gesprochen, hängt das irgend mit dem zusammen, was gestern Abend vorgefallen ist?"

„Das ist allerdings nicht der Fall," bekannte Edmund; „ich führe es nur nebenbei an."

„Nun denn," sagte Gerald, „anstatt unsere Zeit mit der Betrachtung zuzubringen, was dein Vater ist und was er sein sollte, oder was du geworden sein würdest, wenn er anders gewesen wäre, wollen wir ihn nehmen, wie er ist, und überlegen, was du am besten thun kannst und unter diesen Umständen wirklich thun solltest. Du kannst nicht erwarten, daß dein Vater nachgebe. Dies zu thun, wäre für ihn eine viel größere Demüthigung, als es für dich ist, ihm einige Nachgiebigkeit zu zeigen."

„Gerald, das sind alles vergebliche Worte. Du verstehst mich nicht. Was mein Vater verlangt, ist nicht eine Entschuldigung, um sein Ansehen zu retten; es ist eine Erklärung, die seine gereizte Neugierde befriedigen soll. Er verlangte eine deutliche Antwort auf eine deutliche Frage. Ich könnte ihn freilich mit einer falschen Ausrede beruhigen, wie ich auch anfänglich die Schwierigkeit hätte abwenden können, wenn ich aus dem, was tiefer Ernst war, einen Scherz gemacht hätte. Aber das wäre unwahr und nicht ehrenhaft gewesen."

„Höre meinen Rath, Edmund: sei auf alle Fälle aufrichtig und redlich gegen ihn, welche Demüthigung und Unannehmlichkeit für dich damit verbunden und wie unvernünftig sein Verlangen auch sein mag. Versetze dich dadurch, daß du ihm jede nur mögliche Genugthuung gibst, in die rechte Stellung und — verlaß dich

darauf: du wirst ein glücklicherer Mensch sein, was auch kommen mag."

„Das meint Vater Lawrence auch," sagte Edmund gedankenvoll.

„Ja, und auch dein eigenes Herz muß es dir sagen," fügte Gerald bei.

Edmund seufzte tief auf und, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, sprach er leise: „Es gibt Dinge, welche man nicht sagen kann."

„Das mag richtig sein," gab Gerald zu, „insofern Andere dabei betheiligt sind. Wenn dein Geheimniß der Art ist, so wirst du dies deinem Vater sagen müssen. Handelt es sich aber nur um eine persönliche, dich betreffende Angelegenheit, was ich vermuthen muß, so bedeutet dein ‚nicht können' wohl vielmehr ‚nicht wollen.' Ich will mich nicht in dein Vertrauen eindrängen, Edmund, wo du nicht über dich gewinnen kannst, es deiner eigenen Familie zu schenken. Darum bin ich natürlich im Dunkeln bei der Sache; indeß die Frage darf ich an dich richten: Macht dir irgend etwas das Schweigen zur Pflicht?"

Edmund zögerte eine Weile und antwortete dann: „Ja . . . . . nein — ich weiß es nicht recht. Nein, von Pflicht kann nicht die Rede sein, sonst könnte Vater Lawrence mir nicht so rathen, wie er gethan . . . . . Gerald, du weißt nicht, was es heißt, sich in einem Netze verstrickt zu haben, aus dem man sich nicht herauswinden kann!"

„Es gibt kein Mittel, aus einem Netze herauszukommen, als es zu zerreißen,“ sagte sein Freund.

Edmund gab keine Antwort, sondern schien in tiefes Nachdenken versunken. Gerald störte ihn nicht, und nachdem er eine Weile gewartet hatte, stand er auf, um sich zu entfernen.

„Mein lieber Junge,“ sagte er, „es thut mir wahrlich leid um dich; ich möchte dir gern helfen, aber die Hülfe muß von dir selbst kommen. Ich sage dir die Wahrheit, vielleicht in etwas barscher Weise, aber du mußt das so nehmen, wie es gemeint ist.“

„Bleibe, Gerald, verlaß mich nicht!“ rief Edmund aus. „Ich kann, ich will mit dir nicht länger in Räthseln sprechen; du wenigstens sollst die volle Wahrheit wissen.“ Dann schwieg er einige Zeit, als wenn er seine Kraft sammeln wollte, um das Geheimniß auszusprechen, das so peinvoll auf seinem Herzen lastete. „Gerald,“ sagte er, „ich bin verheirathet.“

Einige Augenblicke wagte er nicht, seinem Freunde in's Gesicht zu schauen; endlich richtete er seine Augen langsam auf ihn, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte hervorgebracht hätten. Gerald sah ihn an mit einem Ausdruck wohlwollenden und ernsten Mitgefühls. Edmund faßte Muth beim Anblick seiner freundlichen Miene. „Du tadelst mich ohne Zweifel, Gerald; und doch wirst du mich bemitleiden.“

„Ich bemitleide dich in der That,“ antwortete der Freund. „Was das Tadeln betrifft, so muß ich wohl glauben, daß an einer Heirath, die du nicht gewagt hast,

einzugestehen, etwas zu tadeln sein muß; aber es ist nicht meine Sache, dir den Text zu lesen. Ich bin nur hier, um dir mit meinem freundschaftlichen Rathe beizustehen, wenn du gesonnen bist, auf denselben zu hören. Rath und Mitgefühl mit deinem Kummer soll dir immer in vollem Maße zu Theil werden."

„Ich danke dir von ganzem Herzen," sagte Edmund, indem er die Hand, welche sein Freund ihm darreichte, ergriff. „Ich will meine Zeit nicht mit fruchtlosen Rechtfertigungen verlieren" fuhr er fort; „nur eine will ich vorbringen, und darüber sollen deine Augen und nicht deine Ohren entscheiden."

Mit diesen Worten zog er aus seinem Busen eine kleine goldene Miniaturkapsel in Form eines Medaillons, welche mit einer seidenen Schnur um seinen Hals befestigt war. Sie enthielt das Portrait einer Dame in spanischer Tracht. Gerald konnte sie aufrichtig bewundern, denn Gesichtsbildung und Haltung verriethen eine rührende Anmuth und Würde.

„Julia hat den Adel der Schönheit und Tugend," bemerkte Edmund, als er seinen Schatz wieder in den verborgenen Gewahrsam brachte, „wenn sie auch nicht den Adel der Geburt besitzt. Ihr Vater ist wenigstens ein allgemein geachteter und durchaus rechtschaffener Mann."

Es folgte eine kleine Pause; dann fragte Edmund plötzlich, ob Gerald meine, daß ein Kind, auch wenn es großjährig sei, sich versündige, indem es ohne Einwilligung der Eltern in die Ehe trete.

„Ich kann das unmöglich meinen," versetzte Gerald,

„sonst würde ich mit den Lehren der Kirche in Widerspruch gerathen. Ohne Zweifel ist es die Pflicht der Kinder, die Wünsche ihrer Eltern mit Willfährigkeit und Ehrfurcht zu berücksichtigen; wenn aber die Eltern darauf beharren, unvernünftige Einwendungen zu machen, und alle ehrerbietigen Vorstellungen angewendet worden sind, um ihre Einwilligung zu erlangen, so ist es klar, daß man sich nicht versündigt, wenn man ohne dieselbe heirathet. — Das hättest du aus dem Katechismus erfahren können, mein lieber Edmund; warum fragst du mich danach?"

„Weil denn doch am Ende mein Fall darauf hinausläuft," antwortete Edmund. „Ich wußte, daß ich durch keine, auch die ehrerbietigsten Vorstellungen die Zustimmung meines Vaters zu dieser Heirath erlangt haben würde."

„Aber du hast ja nie darum gebeten," bemerkte Gerald.

„Nein; hätte ich es gethan, so hätte er mir einfach alle Geldmittel verweigert und mich verstoßen."

„Und was, meinst du, wird er jetzt thun?" fragte Gerald.

„Das Nämliche," war die Antwort.

„Dann mußt du zugeben, daß du dich ganz zwecklos des Trostes beraubt hast, recht gehandelt zu haben. Dein Vater kann sich mit Recht beklagen, daß du einen so wichtigen Schritt, wie eine Vermählung ist, gethan hast, ohne auch nur Ehren halber ihn mit der Thatsache bekannt zu machen. Sir Edmund wird so argu-

mentiren: entweder fühltest du, daß seine Einwendungen vernünftig sein würden, und in diesem Falle wärest du selbst zu tadeln gewesen, wenn du sie unbeachtet gelassen; oder du dachtest, sie würden sehr unvernünftig sein, und in diesem Falle hast du durch die Verheimlichung deiner Heirath einen directen Tadel gegen ihn ausgesprochen."

Edmund gab keine Antwort, und Gerald fuhr fort: „Nichts kann klarer sein, als der Weg, den du einschlagen mußt. Gehe zu deinem Vater und sage ihm mit einfachen Worten, was du jetzt mir gesagt hast: du habest dich mit einer Dame vermählt, welche in jedem Betracht deiner würdig, aber weder adelig noch wohlhabend sei; da du besorgt habest, er werde dieses als ein unüberwindliches Hinderniß betrachten, so habest du lieber ohne sein Gutheißen, als gegen dasselbe handeln wollen; du sähest aber jetzt ein, daß du daran Unrecht gethan. Sage alles, was du mit Wahrheit sagen kannst, um sein aufgeregtes Gemüth zu besänftigen. Du hast anfangs einen Ausbruch seines Zornes zu erwarten; ertrage ihn, so gut du kannst, und überlasse das Uebrige seiner Großmuth und seiner wiederkehrenden väterlichen Liebe. Diese wird ohne Zweifel bald in's Mittel treten, sobald sein Unwille sich abgekühlt hat."

„Es ist natürlich meine Absicht, ihm endlich einmal alles zu sagen," erwiderte Edmund; „es würde auch unmöglich sein, die Sache für immer geheim zu halten. Gleichwohl habe ich Gründe, die Mittheilung noch aufzuschieben. Ihr Vater ist schwächlich, und wenn auch

eine Pension, welche er bezieht, mit seinem Tode wegfällt, wird doch dann sein kleines Vermögen zwischen Julia und ihrer Schwester Caterina getheilt werden. Mit diesem geringen Einkommen und dem Gehalte, den ich bezöge, wenn ich in spanische Dienste träte, könnten wir schon auskommen. Nach dem Tode meines Schwiegervaters also kann ich leben, ohne gegen Jemanden Verpflichtungen übernehmen zu müssen. Will mein Vater mir nachher die jährliche Summe, die er mir ausgeworfen hat, verweigern, so mag er's thun; ich bin dann nicht in der Nothwendigkeit, meinem Schwiegervater zur Last zu fallen, was mir sehr unangenehm sein würde. Bisher habe ich keine Verbindlichkeiten gegen ihn; meine Gattin ist zwar noch bei ihm, aber mein reichliches Einkommen hat mich in den Stand gesetzt, immer Geld hinzusenden."

„Liegt er denn auf dem Sterbebette?" fragte Gerald.

„Nun, er ist alt und kränklich," versetzte Edmund; „ich kann nicht gerade sagen, er liege auf dem Sterbebette, wiewohl ich mich nicht darüber wundern würde, wenn ich nächster Tage die Nachricht von seinem Tode erhielte."

„Aber du würdest dich auch nicht wundern, wenn er noch länger lebte?"

„Vielleicht nicht," antwortete Edmund zögernd; „aber ich glaube doch nicht, daß er lange leben wird. Alle Wahrscheinlichkeit ist dagegen."

„Ich bleibe bei meiner Meinung," sagte Gerald, „daß ich diese drückende Verheimlichung nicht eine Stunde

länger fortsetzen möchte. Wenn du früher vielleicht zögern durftest, so läßt dir doch der Vorfall von gestern Abend keine Wahl mehr."

„Ich hätte es dem Vater Lawrence beinahe versprochen, aber ich möchte doch gern den nächsten Brief abwarten."

„Wann erwartest du diesen?"

„Heute, oder längstens in zwei Tagen."

„Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich nicht hier sitzen und mir den Wunsch nahekommen lassen, mein Schwiegervater möge sich mit dem Sterben beeilen; ich würde vielmehr hingehen und gleich alles sagen, wenn es auch nur wäre, um einer so häßlichen Versuchung zu entgehen."

„Das ist wahr," erwiderte Edmund, auf den dieses letzte Argument Eindruck zu machen schien; er bebte vor dem Gedanken an eine so große Sünde, gegen die Nächstenliebe. „Ich glaube du hast Recht, Gerald; ich will über deinen Vorschlag nachdenken."

„Und auch danach handeln?"

„Und auch danach handeln," wiederholte Edmund etwas matt. „Morgen früh wird es sich wohl machen."

„Du willst es darauf ankommen lassen, daß bis dahin der Brief kommt?"

„Nein, nein," antwortete Edmund; „es mag heute noch, diesen Abend noch geschehen."

„Warum nicht jetzt gleich?"

„Nein, am Abend wird es am besten gehen. Wenn mein Vater sich auf sein Zimmer zurückzieht, will ich

hingehen und mit ihm reden." — Edmund stieß einen langen Seufzer aus: „Ich werde dann mehr Muth haben, und er kann seinen Zorn die Nacht über ausschlafen."

Gerald schied in dem Glauben, er habe sein Spiel gewonnen — und für den Augenblick hatte er es auch gewonnen.

Achtes Capitel.

Rettung durch Flucht.

Die Zeit und die Ereignisse warten auf Niemanden. „Am Abend wird's am besten gehen" hatte Edmund gesagt; aber vor Abend noch sollte sich etwas begeben, worauf er nicht gerechnet hatte. Während er Muth zu sammeln suchte, um dem großen Auftritte, den er so sehr fürchtete, in's Angesicht zu sehen, war der unterdrückte Zorn seines Vaters zum Höhepunkte gelangt. Sir Edmund setzte sich nieder und schrieb folgenden Brief an seinen Sohn:

„Edmund!

„Ich kann mich nicht länger zum Besten halten lassen. Dein außerordentlich kindisches Wesen ist der einzige Grund, warum ich dir so lange Zeit gelassen habe, deine Fassung wieder zu erlangen und dich zu besinnen. Allein mein Entschluß war von vornherein gefaßt, und da es scheint, daß du eben so eigensinnig als kindisch

bist, so habe ich keinen Grund zu fernerer Nachsicht. Ich stelle dir daher einfach folgende Alternative: — entweder sogleich über die Bedeutung deines auffallenden Betragens von neulich Aufklärung zu geben, oder mein Haus zu verlassen. Wenn du erwartest, daß ich dir die Liebe und die Freigebigkeit eines Vaters beweise, so mußt du auch die Ehrerbietung und den Gehorsam eines Sohnes zeigen.

Edmund Herbert Vane."

Wenn ein Auge der armen Teresa nach dem Morgenritte in ihr Gemach hätte folgen und sie sehen können, als die glühende Röthe verschwunden war, welche die Bewegung und Aufregung auf ihre Wangen getrieben hatte, so würde es eine erstaunliche Veränderung erkannt haben, die plötzlich über sie gekommen war. So lange sie in der Gesellschaft Anderer und genöthigt war, zu plaudern und den äußern Anstand zu beachten, hatte sie kaum Zeit gehabt, nachzudenken. Aber sie war traurig und voll Kummer, und sobald sie sich allein fand und ihren Gefühlen freien Lauf lassen konnte, brach sie in Thränen aus. Teresa war nicht gewohnt, lange einem unfruchtbaren Grame nachzuhangen; indem sie sich selbst mit der lauten Bemerkung zurechtwies: „das taugt nicht," wendete sie sich zu ihrem Rathgeber und Tröster, zum Crucifix. Während sie in inbrünstigem Gebete auf den Knieen liegt, will ich dir, freundlicher Leser, die Ursache hrer Thränen und den Gegenstand ihres Gebetes ent-

hüllen. Teresa hatte die Entdeckung gemacht, daß sie ihr Herz verschenkt hatte, ohne daß es von ihr verlangt worden war. Tadele sie nicht allzustrenge wegen dieser Unweiblichkeit! In Gerald glaubte Teresa eine unvergleichliche Trefflichkeit zu lieben: der tägliche Anblick seiner einfachen und natürlichen Güte hatte ganz in der Stille, aber um so sicherer ihr Herz gewonnen. Anfangs verwechselte sie die Liebe mit Achtung; warum sollte sie ihn nicht eben so gut lieben, als bewundern und schätzen? — thaten es ja auch seine Schwestern. Jedoch Teresa war nicht seine Schwester, und vor kurzem war sie zu ihrem Schrecken inne geworden, daß ihrer Neigung zu ihm die Gelassenheit und Ruhe schwesterlicher Zuneigung fehle. Warum war sie verstimmt, wenn er abwesend, warum lebhaft, wenn er gegenwärtig war? Warum klang ihr sein Name, wie kein anderer Name? Warum war sie erstaunt, daß derselbe nicht den gleichen Reiz für Andere zu haben schien? Warum, da sie doch wünschte, von ihm sprechen zu hören, erschrack sie, wenn sein Name genannt wurde, und fürchtete, daß Anderer Augen auf sie gerichtet sein möchten, — warum, wenn sie nicht ein Geheimniß zu verbergen hatte?

Und welches Geheimniß! O, wie schwere Vorwürfe machte sich Teresa über ihre vermeintliche Anmaßung, ihre Undankbarkeit gegen Gerald's Vater. War dies der Dank dafür, daß sie in das Haus ihres Wohlthäters aufgenommen und wie sein Kind behandelt worden war? Sie, ein armes Mädchen ohne Familie, sollte es wagen, den Sohn des Hauses, seines Vaters einzigen Sohn, den

Erben seines großen Besitzthums, den Gegenstand seiner stolzesten Hoffnungen, zu lieben, — ihn, der für die schönsten und vornehmsten Damen ein passender Bräutigam sein konnte? Denn wer liebt, wünscht geliebt zu werden. Und wünschte sie das nicht? O nein! nicht für die Welt möchte sie einen solchen Wunsch in ihrem Busen hegen! Aber: „O ja!" flüsterte ihr eine andere Stimme zu. Warum sonst eine solche Freude über ein Wort des Beifalls von Gerald's Lippen oder über das leiseste Zeichen von Vertrauen und Achtung? Warum hinwieder dieses Gefühl von Trostlosigkeit, wenn aus irgend einem kleinen Zufalle, einem fast unbemerkbaren Umstande die peinliche Wahrheit vor ihr aufblitzte, daß sie ihm nichts sei, nichts, als wozu sein eigenes wohlwollendes und theilnahmvolles Herz sie machte, nichts als was jede Andere an ihrer Stelle, ob alt oder jung, häßlich oder schön, ihm gewesen wäre! — —

Darum sagte Teresa zu sich selbst: „Ich muß dieses Gefühles Herr werden, oder fliehen." Doch die Zeit verging und sie schien keinen Fortschritt zu machen. Wenn sie meinte, daß ihre Bestrebungen einigen Erfolg hätten, so wurde ihr irgend eine hochherzige oder uneigennützige Handlung Gerald's erzählt, und das fachte von neuem ihre ganze Bewunderung und Zuneigung an, die dann für den Augenblick gerechtfertigt schien. Dabei gezwungen zu sein, ihn täglich zu sehen! — ihn, der nur gewinnen konnte, wenn man ihn täglich sah; denn die Hälfte seiner Vorzüge bedurfte vertrauterer Bekanntschaft, um entdeckt zu werden. Ach, es ist schon

dahin gekommen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, diese Neigung zu unterdrücken; ihre Anstrengungen müssen darauf gerichtet sein, sie zu verbergen. Schon hat sie angefangen, zu erröthen, wenn er mit ihr spricht, und unaufhörlich quält sie die Furcht vor der tiefen Demüthigung, daß man ahne, wie sie liebe, ohne geliebt zu werden, und unter Umständen, unter welchen diese Liebe für eine Ungebührlichkeit angesehen werden konnte.

Aber Teresa war verständig und tief religiös. Sie wußte recht wohl, daß, wenn es ein Unrecht war, Gerald zu lieben, es auch möglich sein müsse, dieser Neigung zu widerstehen und sie endlich zu besiegen. Die Bedingung dieses Erfolgs mochte wohl eine schmerzliche sein; doch sie wollte nicht davor zurückschrecken, wenn sie unumgänglich war. Eben an jenem Morgen vor dem Spazierritte hatte sie ernstlich daran gedacht, Herrn Poyers mitzutheilen, daß sie sich eine andere Stelle suchen wolle. Da sie indeß nicht wußte, welchen Grund sie für einen solchen Wunsch angeben sollte, so ließ sie dies Nichtwissen ihrem Nichtwollen zu Hülfe kommen. Zudem sagte sie sich selbst: „Wird es Herrn Poyers nicht undankbar scheinen, wenn ich den Wunsch ausdrücke, seine Familie zu verlassen, ohne einen genügenden Grund dafür angeben zu können?" Verschiedene kleine Vorfälle indessen, welche sich im Laufe des Morgens ereigneten, hatten sie heftig aufgeregt und ihre ganze Furcht wieder erweckt: Gertrude's unbesonnenes Geschwätz und die Verlegenheit, welche sie dabei verrathen hatte; noch mehr der Ausdruck der Bewunderung über Gerald's Benehmen, der ihr in

der Uebereilung entfahren war, und die große Freude, welche sie darüber empfand, daß er ihr seine Gefühle mit weniger Zurückhaltung offenbarte, als es ihm sonst eigen war. Es war das am Ende nicht zu verwundern, wenn man die natürliche Vertraulichkeit in Anschlag brachte, welche aus dem täglichen Umgange sich erzeugt. Aber wenn eine solche Kleinigkeit, dachte sie, im Stande sei, sie so aufzuregen, so könne es nicht klug oder recht von ihr sein, auf dem Wege der Versuchung zu beharren.

Wie wir gesehen haben, suchte Teresa Rath im Gebete; dann erhob sie sich mit ruhigem, heiterm Angesichte. Ja, sie ist nun entschlossen, die ganze Angelegenheit dem Vater Lawrence vorzulegen und seiner Entscheidung unbedingt sich zu fügen. Sie weiß zum voraus ziemlich gewiß, was sein Rath sein wird. Aber sie wird dann im Stande sein, das Opfer als einen Act des Gehorsams mit mehr Zufriedenheit und Festigkeit zu bringen; sie wird sich dadurch die Möglichkeit abschneiden, auf die etwaigen Einwendungen ihres schwachen Herzens zu hören, das in der Auffindung von Beweggründen und Ursachen für fernern Aufschub so sinnreich ist.

So nimmt sie ruhig Hut und Shawl, und geht zu Vater Lawrence, entschlossen, ihr Benehmen im vorliegenden Falle von seiner Entscheidung abhängig zu machen. Eine Stunde nachher kann man sie mit einem zufriedenen, wenn nicht glücklichen Gesichte zurückkehren sehen; sind Thränen über ihre Wangen geflossen, so waren es milde Thränen, welche keine Spur zurückgelassen haben. Der

Kampf in ihrer Seele ist ausgekämpft. Wenn Teresa einen Entschluß gefaßt hat, so ist sie ruhig; denn unter ihrem echt weiblichen Aeußern birgt sich der Muth und die Festigkeit eines Mannes.

Die schwierige Aufgabe, Herrn Poyers mit ihrem Entschlusse bekannt zu machen, liegt ihr nun ob; ohne Zögern schickt sie sich dazu an. Die Sache muß gethan werden; es fällt ihr nicht ein, die Ausführung aufzuschieben, weil sie ihr schmerzlich ist.

Herr Poyers erhob, nachdem sie ihm die Mittheilung gemacht hatte, die Augen von seinem Buche, nahm die Brille ab und sah ihr mit unverkennbarem Erstaunen in's Gesicht. Dieser Blick ging Teresa zu Herzen. Nichts ist peinlicher, als ein unangenehmes Erstaunen hervorzurufen. Sie raffte ihren ganzen Muth zusammen. „Jetzt" dachte sie, „ist das Schlimmste vorüber."

„Mein liebes Kind," sagte der alte Herr, „wie kommst du zu dem Gedanken, uns zu verlassen? Fühlst du dich nicht behaglich? Sage es nur, wenn dir etwas abgeht. Ich fürchte, ich bin sehr vergeßlich und unaufmerksam; und Mary ist noch so jung, sie denkt vielleicht nicht an alles."

„O nein, mein väterlicher Gönner, Sie sind nur zu gut; ich bin zu behaglich und glücklich hier."

„Ist das der Grund, weshalb du uns verlassen willst, meine Liebe?" fragte Herr Poyers lächelnd. „Wenn du eine Abtödtung wünschest, so wäre es wohl schöner, wenn du dich nach einer solchen umsähest, welche für uns keinen so großen Verlust mit sich bringt."

„Sie sind zu freundlich," sagte Teresa; „wie kann mein Weggehen für Jemanden ein Verlust sein?"

„Ein Verlust für uns Alle," versicherte Herr Poyers. „Jedes Glied meiner Familie würde dich schwer vermissen, aber für Gertrude wäre der Verlust unberechenbar. Ich weiß, wie sehr wir für ihre Ausbildung dir verpflichtet sind.... Doch halt: ist Gertrude vielleicht der Grund? Sie ist ein unruhiges Mädchen und stellt deine Geduld wohl mehr auf die Probe, als ich weiß."

„Die liebe Gertrude!" rief Teresa aus. „Wie können Sie denken....? O nein, glauben Sie mir: es wird, wenn ich Melton-Grove verlasse, nicht mein geringster Kummer sein, mich von ihr trennen zu müssen." Und Thränen traten in Teresa's Augen.

„Aber was für einen Grund hast du denn, Teresa?" fuhr Herr Poyers nach einer Weile fort. „Du bist immer die Aufrichtigkeit selbst gewesen, — eine Tugend, die ich, wie du weißt, sehr hoch schätze. Laß es nicht an Aufrichtigkeit fehlen, mein liebes Kind, bei einer Veranlassung, wie diese ist. Ich darf sagen: ein Mann, der dich immer als ein Vater behandelte, hat doch wohl ein Recht auf dein Vertrauen!"

„Das haben Sie in der That," rief Teresa, indem Thräne um Thräne, ungeachtet ihrer Anstrengung sie zurückzuhalten, über beide Wangen herabrollte. „Das ist es auch, was mich so sehr schmerzt. Ich kann mich leider nicht deutlich genug erklären; aber aufrichtig werden Sie mich immer finden. Ich sage Ihnen die reine Wahrheit: — ich glaube, es wird besser für mich sein, an-

derswo zu leben, wo ich mich weniger glücklich und weniger zufrieden fühle. Allein ich handele nicht auf meine eigene Verantwortlichkeit. Vater Lawrence kennt meine Gründe und billigt sie."

„Und du kannst sie nicht deutlicher angeben?"

Teresa schwieg.

„Vater Lawrence wünscht also, daß du so handelst?"

Teresa bejahte die Frage.

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen," versetzte Herr Poyers nachdenkend. „Ich bin überzeugt, du hast triftige Gründe für deine Zurückhaltung, und ich will sie achten."

„Und sie lieben mich deshalb nicht weniger?" fragte Teresa, und die herzlichste kindliche Liebe strahlte aus ihrem thränenvollen Gesicht.

„Nein, ich liebe dich nicht weniger," betheuerte Herr Poyers, indem er aufstand und liebreich ihre schöne Stirne küßte. „Nun, liebe Teresa," fügte er hinzu, „was können wir thun, um deine Wünsche zur Ausführung zu bringen?"

„Vater Lawrence sagt mir," daß man in der Klosterschule zu Birlington eine Lehrerin braucht, die den Musik- und Zeichnen-Unterricht übernehmen kann. Es würde mir dort gewiß besser gefallen, als in irgend einer Familie, außer der Ihrigen," — ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ich würde sogleich nach Birlington gehen, wenn Sie mich entbehren könnten."

„Nein, Teresa," fiel ihr Herr Poyers in die Rede, „du darfst nicht so eilen. Du mußt mir Zeit lassen, erst eine

Person zu finden, die bei Gertruden deine Stelle einnehmen kann. Ganz ersetzen kann dich Niemand; aber Gertrude darf sich nicht selbst überlassen bleiben, und Mary ist zu jung, um sie zu beaufsichtigen. Wird man im Kloster nicht eine kurze Zeit warten können?"

Teresa mußte zugeben, daß Vater Lawrence gesagt habe, die Klosterfrauen würden wohl bereit sein zu warten, da es mit Besetzung der Stelle keine besondere Eile habe. Sie hatte daher keine Entschuldigung, ein so vernünftiges Verlangen abzuschlagen.

Sie war betrübt und über sich selbst bestürzt, daß sie in den Aufschub eingewilligt hatte, obschon derselbe unter diesen Umständen unvermeidlich schien. Der nächste Morgen befreite sie indeß von ihrer Verlegenheit. Herr Ponyers hatte einen Brief erhalten, welcher zwischen ihm und Gerald beständig hin und her lief, während sie in einer Fensternische des Frühstückzimmers sich halblaut besprachen. Das Resultat ihrer Berathung kam bald zu Tage. Gerald sollte an demselben Morgen nach Irland aufbrechen, wo Herr Ponyers ein Landgut besaß, welches Eigenthum seiner Gattin gewesen war. Es waren ihm Beschwerden seiner Pächter zugekommen, und er wünschte dringend, das Benehmen seines Agenten zu untersuchen, da dieser viele Unzufriedenheit erregt zu haben schien. Für diesen Zweck war seine oder Gerald's Gegenwart an Ort und Stelle nöthig. Es wurde daher beschlossen, daß sein Sohn sich gleich dahin begeben und sogar mehrere Wochen dort bleiben solle, um die Sache in Ordnung zu bringen.

Diese Ankündigung veranlaßte ein lautes Wehklagen von Seiten der Schwestern Gerald's, besonders Gertrude's, die immer geneigt war, ihren Schmerz auf etwas lärmende Weise zu äußern. Gerald beruhigte sie mit dem Versprechen: wenn sie ein braves Kind sein wolle, werde vielleicht der Vater sie und Mary im Laufe des Sommers zu ihm hinüber bringen.

„O wie herrlich!" rief Gertrude aus, all' ihr Leid beim Hinblick auf dieses Vergnügen vergessend, „und Miß Vivian auch."

„Ja, Miß Vivian auch," wiederholte Gerald, indem er das Zimmer verließ, um in Eile die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Arme Teresa! Vielleicht ist sie zu entschuldigen, daß sie bei der Aussicht auf so rasche Beseitigung all' ihrer Verlegenheiten weniger Freude empfand, als sie, wie sie sich wohl bewußt war, hätte empfinden sollen. Sie schalt sich selbst über die Unbeständigkeit ihrer Gefühle; allein sie wußte, daß alles noch gut war, so lange nur ihr Vorsatz nicht wankte. Hatte ihr ja Vater Lawrence gesagt, sie verdiene wegen dieser ihrer Gefühle keinen Tadel, wenn sie dieselben nicht befördere. Um sich zu stärken, dachte sie an das, was er beigefügt hatte: „Aber erinnere dich, meine Tochter, du wirst verantwortlich für diese Gefühle, wenn du freiwillig auf dem Wege der Versuchung verharrest. Diese Heirath würde unstatthaft sein; du würdest also eine Neigung zu einem Manne unterhalten, welcher dieselbe wahrscheinlich nie erwiedern wird, und dem, so viel du weißt, in diesem Augenblicke

eine Andere zugethan ist.“ — Die Worte waren hart, aber der Rath war gut, und Teresa war dankbar dafür.

Die Stunde des Scheidens kam. Nachdem Gerald von seinen Schwestern Abschied genommen hatte, trat er zu Miß Vivian, um ihr die Hand zu reichen.

„Es thut mir leid, dir sagen zu müssen,“ bemerkte sein Vater, „daß du dich von Teresa im Ernst verabschieden mußt. Sie wird uns vor deiner Rückkunft verlassen haben; ich brauche kaum zu sagen, daß es ihr eigener Wunsch ist.“

„Wie ist das, Miß Vivian?“ fragte Gerald, indem er sich voll Erstaunen und mit einer unverholen ärgerlichen Miene, die ihm bei solchen Veranlassungen eigen war, rasch nach ihr umwandte: „Sind Sie unser überdrüssig? Ich wußte nicht, daß Sie eine solche Freude am Wechsel haben.“

Teresa wurde der Nothwendigkeit einer Antwort durch Gertrude's leidenschaftliches Wehklagen überhoben. Sie ließ ihren Bruder, an den sie sich gehängt hatte, los, schlang ihren Arm um Teresa und weinte, als wenn ihr das Herz brechen wollte. Mary, welche von Teresa's Absichten bereits unterrichtet war, versuchte ihre Schwester zu beruhigen.

„Komm, Gertrude, sei nicht unvernünftig,“ sagte Gerald. „Aber was sollen wir mit diesem Wildfange machen ohne Sie, Miß Vivian? Sie sind die einzige Person, welche die Kleine in Ordnung halten kann.“

„Teresa's Weggehen ist ein großer Verlust für uns,“

sagte sein Vater, um ihr zu Hülfe zu kommen, denn sie war wirklich außer Stande, eine Antwort zu ersinnen. „Allein sie wird da, wohin sie geht, mehr Spielraum und Uebung für ihre Talente haben. Das ist ein Vortheil, den wir ihr nicht mißgönnen dürfen, und ich hoffe, sie wird später einmal zurückkehren."

„Nun, das hoffe ich auch," rief Gerald. „Wenn Sie des Herumschwärmens müde sind, Miß Vivian, so kommen Sie wieder zu uns. Nun leben Sie wohl," setzte er freundlich hinzu, indem er ihr die Hand reichte; seine Worte klangen nicht sehr pathetisch, waren aber herzlich gemeint. „Ich sehe keinen vernünftigen Grund, warum Sie uns verlassen sollten, aber ich denke, Sie müssen ihre eigenen Wege gehen."

Gerald wandte sich ab, und ging — und als er an der Thüre einen Augenblick zögerte, um seinem Vater noch ein paar Worte zu sagen, so war es nicht ihr Name, den Teresa nennen hörte, sondern der Name des Agenten auf dem irischen Gute. Das war ganz natürlich und recht. Hatte Teresa Grund, darüber sich zu beklagen oder betrübt zu sein? Nein; aber wir müssen die Wahrheit sagen: dieser Abschied kam ihr sehr kalt vor und stimmte ihr Herz traurig.

Neuntes Capitel.

Ein rascher Entschluß.

„Was mag es wohl im Schlosse geben?“ bemerkte Herrn Ponyers' Reitknecht im Gespräch mit dem Gärtnerburschen, der damit beschäftigt war, an der Mauer des Stalles einen Obstbaum zu befestigen. „Als ich diesen Morgen meine Pferde vom Ausreiten zurückbrachte, sah ich Joe Kneller, Sir Edmund's Stallknecht, die Straße hinab reiten, so schnell er konnte. Gewiß ist Jemand krank im Schlosse, dachte ich, und er geht nach Birlington, um den Arzt zu holen.“

„Vielleicht die alte Lady,“ meinte der Gärtner; „sie sieht ganz aus wie ein Bild des Todes, wie eine Figur auf einem Grabmal. Sie hat aber dabei ein freundliches Gesicht und blickt nicht so stolz drein, wie Sir Edmund. Es thut mir leid, daß es mit ihr zu Ende geht; doch das ist das Loos der Menschheit, Bill, wie unser Pfarrer am letzten Sonntage sagte.“ Der gute Mann war ein Mitglied der Hochkirche und ein großer Freund von salbungsvollen Phrasen.

„Du irrst dich, Gilbert,“ versetzte Bill, „es ist nichts dergleichen; es ist etwas ganz Geheimnißvolles.“

Gilbert hörte auf zu arbeiten und stierte, den Hammer in einer, die Nägel in der andern Hand, mit offenem Munde auf Bill hin.

„Ich hielt natürlich beim Parkhäuschen an, als ich vorbeikam,“ fuhr Bill fort, „und rief Frau Toppit her-

aus, die da wohnt. ‚Ist doch, hoff' ich, Niemand krank im Schlosse', sag' ich, ‚daß Joe Kneller so schnell fortgeritten ist?' ‚Niemand ist krank,' sagt sie, ‚so viel ich weiß; aber es hat irgend etwas zu bedeuten.' ‚Was denn?' sag' ich. ‚Ich kann's nicht sagen', sagt sie. ‚Das ist wunderlich', sag' ich. ‚Habt ihr keinen Verdacht, was es wohl sein mag?' ‚Ich weiß nichts,' sagt sie, ‚wahrhaftig nicht; nur erzählt mein kleines Mädchen, das mit einem Korbe voll Leinwand diesen Morgen auf das Schloß ging, es sei dort alles in Verwirrung.'"

„Nun?" sagte Gilbert forschend, als Bill schwieg.

„Nun," versetzte Bill, „'s ist wunderlich, nicht wahr?"

„Das ist also alles?" fragte Gilbert ein wenig enttäuscht.

„Es ist alles, was ich weiß."

Die Neugierigen brauchten indeß nicht lange zu warten, bis die Ursache der Bestürzung in Broughton-Castle bekannt wurde. Der junge Herr Vane hatte bei Tages Anbruch ohne Vorwissen seiner Familie das Haus verlassen. Die einzige Person, welche seine Absicht kannte, war sein vertrauter Diener, der ihn auf seinen frühern Reisen begleitet hatte. Sobald die Familie sich zur Ruhe begeben, ließ er durch diesen Mann den Stallknechten sagen, er wolle am andern Morgen früh in seinem Gig nach Birlington fahren, um dort noch den ersten Eisenbahnzug zu erreichen; damit jedoch durch das Gerassel der Räder Niemand gestört werde, wolle er selbst in den Stall hinabkommen, und dort einsteigen.

Dies geschah in aller Stille; der Bediente trug seinen Reisesack. So verließ Edmund Vane das Haus seines Vaters, ohne mit Jemanden Rath zu pflegen, ohne von Jemanden Abschied zu nehmen, — in der Verkehrtheit seines Herzens der Eingebung beleidigten Stolzes folgend, unbesorgt um den Kummer, den er einer Mutter bereitete, welche er so sehr liebte; und das alles bloß um einer Demüthigung zu entgehen, welche zu ertragen seinem schwachen Gemüthe allzu bitter war.

Edmund ließ einen Brief an Lady Vane auf dem Tische des Zimmers zurück, welches er bewohnt hatte. Derselbe enthielt einige Zeilen, worin er sein inniges Bedauern darüber aussprach, daß er genöthigt sei, das Vaterhaus zu verlassen, ohne sie noch sehen und ihr Lebewohl sagen zu können. Die Drohung seines Vaters habe das Vertrauen, das dieser gefordert, gänzlich unmöglich gemacht. Es solle nie von ihm gesagt werden, daß er so feige gewesen sei, einer Drohung zuzugestehen, was er der Bitte versagt habe. Er schloß mit der Bemerkung, er werde durch den Eintritt in fremde Dienste eine unabhängige Stellung zu erlangen suchen; sie solle alsbald von ihm hören, wenn er etwas Befriedigendes mitzutheilen habe; es könne indeß einige Zeit vergehen, bevor sie Nachricht von ihm erhalte, indem viele Umstände eintreten könnten, die ihn vorerst verhinderten zu schreiben.

Das war ein trauriger Morgen für Broughton-Castle. Lady Vane lag auf einem Ruhebett in ihrem Ankleidezimmer und fiel aus einer Ohnmacht in die an-

dere. Charlotte, mit einem Riechfläschchen in der einen, einer angebrannten Feder in der andern Hand, war sehr geschäftig, sehr lärmend, und stand denen im Wege, welche bessere Dienste hätten leisten können. Alice dagegen war nicht im Stande, irgendwie Hülfe zu leisten und gab sich auch nicht den Schein, als thue sie es. Sie saß in Schmerz ganz aufgelöst in einer Fensternische und richtete zuweilen ihre vom Weinen beinahe geblendeten Augen auf die Allee, welche man vom Fenster aus übersehen konnte. Sir Edmund schritt unaufhörlich die Galerie auf und ab; er sprach mit Niemanden, und Niemand wagte es, ihn anzureden. Er zeigte keinen Kummer, er forderte keine Theilnahme; aber wer es wußte, welche stolze Hoffnungen er einst auf seinen einzigen Sohn gesetzt hatte, der konnte an der Bitterkeit seines Schmerzes nicht zweifeln. Oberst Stanhope war der Einzige, der Besinnung genug behielt, um etwas zu thun. Er war in den Stall hinabgegangen, um sich zu erkundigen, ob Jemand irgend eine Vermuthung über die Richtung habe, welche der Flüchtling eingeschlagen haben möge; erst nach vielen Fragen gestand ein Reitknecht, der Diener des jungen Herrn habe geäußert, sein Herr und er würden in wenigen Stunden in Plymouth sein.

An demselben Morgen, während Vater Lawrence nach der Messe noch seine Andacht in der Kirche verrichtete, war seine Haushälterin, welche seit zwanzig Jahren bei ihm in Diensten stand, wie gewöhnlich damit beschäftigt, in seinem bescheidenen Wohnzimmer den

Tisch zum Frühstücke zu decken. Der Postbote hatte eben eingesprochen und für Vater Lawrence einen Brief abgegeben, welchen die alte Frau, die nicht ganz frei von Neugierde war, wenigstens zwei Minuten lang hin und her wandte, um Siegel und Adresse zu untersuchen, bevor sie ihn auf des Pfarrers Teller legte. Es war unstreitig ein sonderbarer Brief; das Papier war wunderlich, das Siegel wunderlich, die Adresse auffallend, die Handschrift fremdartig. Der Postbote hatte, als er ihr den Brief zustellte, seinen Zweifel darüber ausgedrückt, ob Vater Lawrence wirklich der Adressat sei. Augenscheinlich fand auch er diesen Brief sonderbar. Was mochte nun ein solcher Brief zu bedeuten haben? Von wem konnte er wohl kommen?

Die Haushälterin blieb im Zimmer und machte sich mit dem Zurechtlegen einiger Löffel und Messer so lange zu schaffen, bis Vater Lawrence hereintrat und sich niedersetzte. Nun stieß sie einen unschuldigen Stuhl gegen die Wand, und sah um sich, ob sie nicht etwa noch einen andern Vorwand finden könne, um länger dazubleiben. O ja; sollte das Fenster offen bleiben, oder geschlossen werden? Die Augen des alten Herrn waren auf die ersten Zeilen des Briefes geheftet, und er kümmerte sich nicht um ihre Frage, oder schien sie nicht zu hören. Endlich bemerkte er, daß sie noch da war, und da er sich dunkel erinnerte, sie habe irgend etwas gefragt, sah er auf und gab die nicht gerade passende Antwort: „Nein, nichts, Martha, ich brauche nichts mehr.“

Die Alte war nun genöthigt, wider Willen sich zu entfernen, ohne durch Worte oder Mienen über die Bedeutung des sonderbaren Briefes etwas erfahren zu haben. Vater Lawrence war an Kummer und an die leidvollen Begebnisse des Lebens zu sehr gewöhnt, um eine plötzliche Gemüthsbewegung durch sein Gesicht zu verrathen; aber das liebevolle Herz des Priesters war bewegt, tief bewegt über den Inhalt des Briefes, den er empfangen hatte. Als die Haushälterin einige Zeit nachher einen Vorwand gefunden hatte, um wieder in's Zimmer zu treten, sah sie ihn zu ihrem Erstaunen da sitzen, ohne daß er das Frühstück berührt hatte, das wunderbare Document in seinen Händen. Ihr Erstaunen wuchs, als er aufstand, seinen Hut nahm, hastig eine halbe Tasse Kaffee schlürfte und das Haus verließ.

Er schlug den Weg nach Broughton-Castle ein. Als der gute alte Herr durch das Dorf ging, wurde er von den Angehörigen seiner Gemeinde ehrerbietig und liebevoll gegrüßt; auch Protestanten zogen den Hut vor ihm ab, denn Alle verehrten ihn wegen seiner Herzensgüte, und Viele, auch solche, die nicht zur Kirche gehörten, hatten Beweise seines mildthätigen Sinnes erhalten. Niemand hätte es seinem ruhigen Gesichte ansehen können, daß er im Begriffe war, die schmerzlichste Pflicht zu erfüllen. Das Geheimniß dieser Ruhe war, daß Gottesfriede in seinem Herzen wohnte und wahre Nächstenliebe, die ihn sich selbst vergessen ließ. Der selbstsüchtige Mensch bemitleidet sich selbst bei solchen Veranlassungen; er bemitleidet sich deshalb, weil er Schmerzen

bereiten muß; er ist außer Fassung darüber, aber nur um seiner selbst willen. Derjenige aber, welcher von wahrer Nächstenliebe beseelt ist, geht zwar mit der Zartheit, aber auch mit der ungestörten und unzerstörbaren Ruhe eines Engels an sein Werk.

„Armer junger Mann," murmelte Vater Lawrence, „es ist ein bitterer Kelch, den du trinken sollst. Es hat dem gütigen Gott gefallen, den Stab und die Stütze deiner Hoffnungen und deiner irdischen Glückseligkeit von dir zu nehmen. Aber Er hat es nur gethan, um dich ganz für Sich zu gewinnen. Sein Name sei gebenedeit, und Sein heiliger Wille geschehe."

Alice saß, wie schon erwähnt, an einem Fenster, von welchem aus man den Zugang zum Hause übersehen konnte. Plötzlich fuhr sie auf und sprang mit der Schnelligkeit eines jungen Rehes die Stiege hinab durch die Halle und das offene Thor, mit fliegenden Haaren und rothgeweinten Augen.

„Was gibt es, mein Kind?" fragte der gute Priester, als sie ihn erreichte.

In einen Thränenstrom ausbrechend, konnte sie nur schluchzen: „O Vater Lawrence!"

„Was gibt es, mein liebes Kind? Beruhigen Sie sich!"

„O, Vater Lawrence, Edmund ist fort.... er hat uns verlassen ohne ein Wort des Abschiedes, er ist abgereist in der Nacht, als wir alle im Schlafe lagen!" und neue Thränen unterbrachen sie.

„Hat er etwa Nachrichten erhalten?“ forschte der Priester.

„Nachrichten? Nein, — wie so? Welche Nachrichten? Es ist alles wegen des Zankes mit dem Vater. Edmund ist so reizbar, und der Vater . . . der Vater versteht ihn nicht.“

„Wie ist es mit Sir Edmund? Wie erträgt er es?“ fragte Vater Lawrence ängstlich.

„O! Papa . . . ich weiß es nicht. Er ist sehr böse, glaube ich; ich habe mich nicht getraut, mit ihm zu sprechen. Aber die arme Mama ist seither immer ohnmächtig gewesen.“

„Mein Kind, gehen Sie zu Ihrer Mutter und trösten Sie sie; nehmen Sie eine so heitere Miene an, als Sie können. Wo ist Sir Edmund?“

„O, es nutzt gar nichts, mit Papa zu sprechen,“ antwortete Alice. „Wir wissen ja nicht, wohin Edmund gegangen ist, wenn man auch voraussetzen könnte, Papa wollte ihm eine versöhnliche Mittheilung machen; aber dazu würde Niemand ihn vermögen können. Kommen Sie und trösten Sie die theuere Mama. Ich kann Niemanden trösten, ich bedarf selbst zu sehr des Trostes.“

„Hier kommt der Oberst,“ unterbrach Vater Lawrence. „Ich hoffe, er bringt uns Nachrichten.“

„Nun! Wie ist's?“ rief Alice ungeduldig aus, als der Oberst mit einem ermuthigenden Gesichtsausdruck aber mit besiegelten Lippen sich näherte. Oberst Stanhope sprach nie laut, und keinerlei Umstände konnten ihn vermögen, seine Auskunft von ferne her zu geben.

„Guten Morgen, Herr Lawrence. Alice hat Ihnen wohl unsere bösen Neuigkeiten bereits mitgetheilt. Ich glaube aber, wir haben die Spur des Flüchtlings entdeckt. Sein Ziel war Plymouth. Ich muß nun sogleich aufbrechen und hoffe ihn noch einzuholen, bevor er unter Segel geht, was zu vermuthen ist. Ich wünschte nur, daß ich mehr Einfluß auf ihn besäße und sicher darauf rechnen könnte, ihn zur Rückkehr zu vermögen. An meinen Bemühungen soll es nicht fehlen."

„Wenn Sie mir erlauben wollen, statt Ihrer zu reisen," sagte Vater Lawrence, „so will ich mich sogleich aufmachen. Edmund kennt mich von Kindheit an und wird gegen mich rückhaltloser sein, als selbst gegen einen Verwandten. Dies wird es mir leichter machen, als jedem Andern, ihn zu überreden. Ueberdies, Herr Oberst, darf Sir Edmund in einem solchen Augenblicke nicht sich selbst überlassen bleiben. Ein Freund wie Sie, welchem er vertraut, ist ihm gegenwärtig nothwendig und kann ihm vielleicht die größten Dienste leisten."

„Ich nehme Sie gern und mit Dank als meinen Stellvertreter an," antwortete der Oberst, „nicht darum, weil ich mich selbst der unangenehmen Aufgabe entziehen möchte, sondern in der festen Ueberzeugung, daß Sie ein weit besserer Abgesandter sind, wie ich."

„O, Dank Ihnen, tausend Dank, theuerster Vater Lawrence," rief Alice aus. „Jetzt habe ich wirklich einige Hoffnung!" Und sie stürzte fort, ihrer Mutter die Kunde zu bringen.

Es war spät am Abend desselben Tages, als der alte Priester, von vergeblichen Nachforschungen in den bedeutendsten Gasthöfen zu Plymouth ermüdet, an der Thür eines Gasthofes zweiten Ranges stand. Er muß überall suchen — suchen, bis er findet, und so will er denn auch hier suchen, obgleich dieses Gasthaus für den feinen und Behaglichkeit liebenden Mann, welcher der Gegenstand seiner Nachforschung ist, keine besondere Anziehungskraft zu haben scheint.

Eine kurze Unterredung mit einem Kellner fiel indessen befriedigender aus, als der Frager erwartet hatte.

„Soll ich Sie an das Zimmer dieses Herrn hinaufführen?“ fragte der Kellner.

„Ja.“

„Welchen Namen soll ich angeben?“

„Keinen; wenn Sie mir das Zimmer zeigen wollen, so werde ich mich selbst anmelden.“

Vater Lawrence öffnete die Thüre; wegen des Geräusches auf der Straße bemerkte anfangs der einsame Bewohner des Zimmers sein Eintreten nicht. Er saß am offenen Fenster und hatte das Gesicht der Straße zugekehrt; aber Niemand hätte die Umrisse des Kopfes mit den schönen dunkelbraunen Haaren und die schlanke, zierliche Gestalt Edmund Vane's verkennen können. Edmund sah um und fuhr auf, als er den Vater Lawrence erkannte; aber sein Auffahren war mehr die Wirkung eines plötzlichen Schreckens, als einer angenehmen Ueberraschung. Er ging ihm indeß entgegen und grüßte ihn freundlich.

„Ich fürchte, Vater Lawrence," sagte er, „Sie sind einen weiten Weg hergekommen mit einer undankbaren und unnützen Botschaft. Mein Entschluß steht fest, und mein Pfad liegt klar vor mir. Drängen Sie mich nicht zu etwas, wogegen meine ganze Seele sich empört. — Ich weiß, Sie wollen mich bewegen zurückzukehren und mich zu unterwerfen. Ich kann nicht. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen etwas abzuschlagen."

Vater Lawrence ergriff liebevoll seine Hand, führte ihn zu einem Stuhle und zog einen andern für sich selbst herbei. „Ich bin nicht gekommen, mein lieber Edmund, um Sie zu etwas zu drängen oder Ihnen meinen Rath aufzunöthigen. Ich bin gekommen, um eine Liebespflicht zu erfüllen und um, so weit ich es vermag, ein Herz zu trösten, welches zu betrüben dem lieben Gott gefallen hat."

Edmund wurde weich bei diesen Worten und schaute mit glänzenden Augen auf ihn. „Von Ihnen," sagte er, „wurde mir stets nur Güte und Nachsicht zu Theil, aber nicht eine solche Nachsicht, welche mich glauben machen konnte, Sie vergäßen oder übersähen meine Fehler. Ich weiß, ich habe deren viele, und würde sie gern bessern; aber ich bin dazu verurtheilt, von Seiten eines Mannes, den zu achten ich verpflichtet bin, eine Behandlung zu erfahren, welche mir den Sieg über meine Fehler unmöglich zu machen scheint. Ja, ich bin wirklich unglücklich! Mein Herz möchte so gern lieben und vertrauen; aber es wird zurückgestoßen und zum

Stolze verhärtet. Bemitleiden Sie mich und beten Sie für mich."

„Das thue ich, mein lieber Sohn, und werde es auch ferner thun. Im Herzen habe ich während meiner traurigen Reise zu Gott, dem Geiste des Trostes und der Stärke gebetet, daß Er Sie aufrecht halten möge in dem großen Unglück, das Sie betroffen hat."

„Unglück?" wiederholte Edmund. „Ich sehe es kaum als ein Unglück an. Es ist nur die Krisis, zu welcher alles hindrängte. Mein Schmerz ist jetzt gering im Vergleich mit dem der letzten Tage. Ich bin ja nun wenigstens frei, ich habe meine Unabhängigkeit wieder erlangt. Ich segele diesen Abend ab mit der ‚Isabella', einem spanischen Kauffahrteischiffe, welches nach Cadix zurückkehrt. Bald werde ich meine Julia sehen; bei ihr, die der Stolz meines Herzens, die Sonne meines Daseins ist, werde ich meinen Kummer vergessen und im Stande sein, freundlich an Alle, selbst an Jenen zurück zu denken, der mich verbannt hat."

„Mein Sohn, sammle dir keine Schätze hier auf Erden," sprach der Priester, indem er ihn ernst und wehmüthig ansah.

Es lag etwas in diesem Blicke, was Edmund bestürzt machte. Er sah dem Priester schweigend in's Gesicht, und als er bemerkte, wie dessen mitleidvolles Auge fortwährend auf ihm ruhte, da entfärbten sich seine Wangen. „Wenn Sie etwas wissen, was mir unbekannt ist," stammelte er, „so beschwöre ich Sie, spielen Sie nicht mit meinen Gefühlen."

„Gott bewahre mich davor," sagte der Priester.

„Meine Mutter!" rief Edmund aus, „meine plötzliche Abreise ... sagen Sie mir, sind Alle wohl zu Hause? Der Gedanke erschreckt mich...."

„Alle sind wohl, so wohl wenigstens, als tiefer Kummer es ihnen zu sein gestattet. Ich sah Ihre Mutter vor meiner Abreise, und sie war gefaßter als anfangs."

Vater Lawrence zog nun einen Brief aus der Tasche; Edmund bemerkte die auffallende Adresse — „An den Pfarrer zu Somerton in der Grafschaft N. N." — sowie das fremdartige Papier und die sonderbare Handschrift, und ein plötzlicher Schrecken malte sich in seinen Zügen.

„Wenn Gott von Ihnen verlangte, mein Sohn," fuhr der gute Priester fort, indem er seine Hand auf die des jungen Mannes legte, welche eiskalt geworden war, „wenn Gott von Ihnen verlangte, das hinzugeben, was Ihnen am theuersten ist, würden Sie nicht freiwillig Dem es aufopfern, der Sich so liebevoll für Sie aufgeopfert hat?"

„Julia!" schrie Edmund auf, bleich vor Schrecken. Er las die Antwort in des Priesters Augen und fiel bewußtlos in seine Arme.

Zehntes Capitel.

Die Freude des Todes und die Schmerzen des Lebens.

Einige Stunden später kehrte der alte Priester mit dem Nachtzuge nach Somerton zurück. Als das Licht der Lampe von der Decke des Waggons auf sein Gesicht fiel, sah er sehr bleich aus, viel bleicher als gewöhnlich. Wenn er beim Antritt seiner beschwerlichen Reise die Hoffnung gehegt hatte, auf das Gemüth des jungen Mannes, dem zu Liebe er sie unternommen, einen guten Eindruck hervorzubringen, so war seine Hoffnung vereitelt. Edmund wurde von dem Schlage, der ihn betroffen, niedergebeugt, aber sein Gemüth weder erweicht noch besänftigt. In seinem rasenden Schmerze wollte er keinem andern Gedanken Raum geben. Schweigend las er die ersten Zeilen des von Caterina an ihn gerichteten Briefes, welchen der Pfarrer des Dorfes, wo die beiden Schwestern wohnten, dem Vater Lawrence zugesendet hatte, mit der Bitte: Julia's Gemahl das traurige Ereigniß mitzutheilen. Dann ließ er seinem Schmerze freien Lauf. Der gute Priester würde mit Freuden, wenn es möglich gewesen wäre, Tag und Nacht bei ihm geblieben sein, um seinen Gram zu lindern, so lange er noch zu reizbar war, etwas Anderes als Worte liebreichen Trostes zu ertragen. Er würde eine günstige Gelegenheit abgewartet haben, die Gedanken des Leidenden auf Gott hinzulenken, ihn zu vermögen, sich an den Busen Seiner unendlichen Barmherzigkeit zu werfen. Aber die Zeit

drängte, und die Pflicht rief ihn nach Somerton zurück. Die kurzen Stunden, die er noch hätte bleiben können, wurden sogar durch Edmund's ängstliches Verlangen, sich sogleich an Bord zu begeben, noch verkürzt. Julia's Grab zu besuchen, war nun seine ganze Sorge für dieses Leben. Vater Lawrence versuchte nicht, ihn von diesem so natürlichen Wunsche abzubringen. In einem der wenigen Augenblicke, in denen Edmund ruhiger war, bemühte der Priester sich nur, ihn dahin zu bringen, daß er ihm erlauben möchte, seinen Vater von der ganzen Sachlage zu unterrichten. Eigensinnig beharrte Edmund darauf, die Sache in der Hand zu behalten, um selbst seine Zeit zu wählen. Er gab bloß halb und halb das Versprechen, er wolle seinem Vater von Spanien aus bald schreiben. Doch als Vater Lawrence ihm vorschlug, er möge Sir Edmund eine Botschaft senden, worin er Bedauern ausspräche, sein Mißfallen sich zugezogen zu haben, und die Hoffnung, seine gute Meinung und seine Liebe später wieder zu gewinnen, gab der junge Mann gleichgültig und unmuthig seine Einwilligung. „Sagen Sie, was Sie wollen, es ist mir alles einerlei. O Julia! Julia!" rief er dann wieder, und verzweifelnd bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Waren des guten Priesters Bemühungen in Beziehung auf Edmund erfolglos geblieben, so waren sie doch für ihn selbst nicht ohne Erfolg. Handlungen, die aus reiner Nächstenliebe hervorgehen, sind nie nutzlos. Ein Leben, welches reich gewesen ist an solchen Handlungen, eilt nun seinem Ende zu: Vater Lawrence geht dahin,

wo selbst der Trunk kalten Wassers, der aus Liebe gereicht worden, seiner Belohnung nicht verlustig geht.

Als er am Morgen nach Tagesanbruch in sein Haus trat, erschrack die alte Haushälterin über die Blässe seines Antlitzes und ersuchte ihn, einige Erfrischungen zu nehmen. „Nein, Martha, ich danke,“ versetzte er, „ich werde wie gewöhnlich Messe lesen.“ Er ging in sein Wohnzimmer und legte sich ein wenig nieder, ohne sich auszukleiden; er lag da mit offenen Augen und die Lippen wie im Gebete bewegend. Nach Verlauf einer Stunde erhob er sich, öffnete seinen Schreibtisch und richtete an Sir Edmund Vane einen kurzen Brief, in welchem er ihn benachrichtigte: er habe seinen Sohn gesehen; derselbe habe sich am selben Abend auf dem Schiffe ‚Isabella' nach Cadix eingeschifft; er habe ihn für jetzt nicht zu bewegen vermocht, die von seinem Vater gewünschte Erklärung zu geben; er glaube jedoch, Edmund sei gesonnen, ihm zu schreiben, wenn er am Orte seiner Bestimmung angelangt sein werde. Vater Lawrence fügte hinzu, er habe Edmund äußerst niedergeschlagen angetroffen und halte sich überzeugt, daß es ihm sehr leid sei, die Liebe und die gute Meinung seines Vaters verloren zu haben.

Mehr glaubte Vater Lawrence mit Wahrheit nicht sagen zu können; denn Edmund's Aeußerungen konnten kaum so ausgelegt werden, daß er ihm einen Auftrag an seinen Vater habe geben wollen, wenn er ihm auch erlaubt hatte zu sagen, was er für angemessen erachte. Vater Lawrence siegelte den Brief und legte ihn auf

den Tisch; dann schloß er eine Schieblade auf und nahm eine Kapsel heraus, worin ein schönes silbernes Crucifix befindlich war. Er küßte dasselbe ehrfurchtsvoll und begab sich damit in seine Hauscapelle, welche an die mit seinem Hause in Verbindung stehende Kirche stieß. Hier brachte er die Zeit, welche bis zu der für die h. Messe bestimmten Stunde noch übrig war, in andächtigem Gebete zu. Wenige Minuten vor acht Uhr begann er sich mit den heiligen Gewändern zu bekleiden, und war eben im Begriffe zum Altar zu gehen, als der Meßdiener ihn zittern und wanken sah. Der Knabe zog schnell einen Lehnstuhl herbei und Vater Lawrence sank darein nieder. Todesbläße überzog sein Angesicht; er schien der Sprache nicht mehr mächtig. Der erschrockene Ministrant zog heftig an der Schelle und wollte eben fortrennen, um die Haushälterin zu seinem Beistande herbeizuholen, als der Priester ihn zurückwinkte und auf das silberne Crucifix deutete, welches er vorsorglich mitgenommen hatte. Der Knabe verstand den Wink und gab es ihm. Vater Lawrence preßte mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe seine Lippen darauf, drückte es dann an sein Herz und schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen. Der Knabe horchte und vernahm einen leisen Seufzer, dann nichts mehr; des frommen Priesters Geist war zu seinem Gott zurückgekehrt. — Da lag nun im Frieden die sterbliche Hülle des treuen Dieners, angekleidet, um am Altare seines Herrn zu opfern, während der Knabe im weißen Chorhemde gleich einem Engel zu seinen Füßen kniete und mit kindlichen Lippen das „De profundis“

sprach. Diese heilige Seele bedurfte dessen vielleicht nicht mehr; sie stand vielleicht schon im Gewande der Herrlichkeit an dem ewigen Altare, wo zehntausend Mal Zehntausende dem Lamme dienen, das geschlachtet worden.

Wenige Tage waren seit dem friedlichen Hinscheiden des guten Priesters verflossen. Die Bewohner von Broughton-Castle hatten sich kaum von dem Schlage erholt, den dieser Trauerfall ihnen beigebracht hatte. Da kam eines Morgens Oberst Stanhope zum Frühstück herab und fand sich, wie dies oft der Fall war, als der Erste auf dem Platze. Viel zu höflich, um seinen Imbiß allein zu verzehren, griff er zur Zeitung, um sich bis zu Sir Edmund's Eintreffen die Zeit zu verkürzen. Das erste, worauf sein Auge fiel, war folgender Artikel: „Schrecklicher Schiffbruch der Isabella, eines spanischen nach Cadix bestimmten Kauffahrteischiffes, und Untergang der ganzen Schiffsmannschaft." Das von Natur blasse Gesicht des Obersten wurde bleifarben bei dieser furchtbaren Nachricht. Ungeachtet seines Schreckens las er doch alle Einzelnheiten, um sich zu überzeugen, ob noch ein Hoffnungsstrahl vorhanden, oder ob wirklich Alle umgekommen seien; allein es war nichts zu hoffen: nicht ein Einziger sollte davongekommen sein. Das Schiff war aus seiner Richtung verschlagen worden und auf einem der vielen Felsen an der Südwestküste von Irland gestrandet, wo Hülfe unmöglich war.

den Tisch; dann schloß er eine Schieblade auf und nahm eine Kapsel heraus, worin ein schönes silbernes Crucifix befindlich war. Er küßte dasselbe ehrfurchtsvoll und begab sich damit in seine Hauscapelle, welche an die mit seinem Hause in Verbindung stehende Kirche stieß. Hier brachte er die Zeit, welche bis zu der für die h. Messe bestimmten Stunde noch übrig war, in andächtigem Gebete zu. Wenige Minuten vor acht Uhr begann er sich mit den heiligen Gewändern zu bekleiden, und war eben im Begriffe zum Altar zu gehen, als der Meßdiener ihn zittern und wanken sah. Der Knabe zog schnell einen Lehnstuhl herbei und Vater Lawrence sank darein nieder. Todesblässe überzog sein Angesicht; er schien der Sprache nicht mehr mächtig. Der erschrockene Ministrant zog heftig an der Schelle und wollte eben fortrennen, um die Haushälterin zu seinem Beistande herbeizuholen, als der Priester ihn zurückwinkte und auf das silberne Crucifix deutete, welches er vorsorglich mitgenommen hatte. Der Knabe verstand den Wink und gab es ihm. Vater Lawrence preßte mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe seine Lippen darauf, drückte es dann an sein Herz und schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen. Der Knabe horchte und vernahm einen leisen Seufzer, dann nichts mehr; des frommen Priesters Geist war zu seinem Gott zurückgekehrt. — Da lag nun im Frieden die sterbliche Hülle des treuen Dieners, angekleidet, um am Altare seines Herrn zu opfern, während der Knabe im weißen Chorhemde gleich einem Engel zu seinen Füßen kniete und mit kindlichen Lippen das „De profundis“

sprach. Diese heilige Seele bedurfte dessen vielleicht nicht mehr; sie stand vielleicht schon im Gewande der Herrlichkeit an dem ewigen Altare, wo zehntausend Mal Zehntausende dem Lamme dienen, das geschlachtet worden.

Wenige Tage waren seit dem friedlichen Hinscheiden des guten Priesters verflossen. Die Bewohner von Broughton-Castle hatten sich kaum von dem Schlage erholt, den dieser Trauerfall ihnen beigebracht hatte. Da kam eines Morgens Oberst Stanhope zum Frühstück herab und fand sich, wie dies oft der Fall war, als der Erste auf dem Platze. Viel zu höflich, um seinen Imbiß allein zu verzehren, griff er zur Zeitung, um sich bis zu Sir Edmund's Eintreffen die Zeit zu verkürzen. Das erste, worauf sein Auge fiel, war folgender Artikel: „Schrecklicher Schiffbruch der Isabella, eines spanischen nach Cadix bestimmten Kauffahrteischiffes, und Untergang der ganzen Schiffsmannschaft.“ Das von Natur blasse Gesicht des Obersten wurde bleifarben bei dieser furchtbaren Nachricht. Ungeachtet seines Schreckens las er doch alle Einzelnheiten, um sich zu überzeugen, ob noch ein Hoffnungsstrahl vorhanden, oder ob wirklich Alle umgekommen seien; allein es war nichts zu hoffen: nicht ein Einziger sollte davongekommen sein. Das Schiff war aus seiner Richtung verschlagen worden und auf einem der vielen Felsen an der Südwestküste von Irland gestrandet, wo Hülfe unmöglich war.

Oberst Stanhope war tief erschüttert; er hatte ein wohlwollendes, freundschaftliches Herz; man konnte von ihm beinahe sagen, er übe die Pflichten der Freundschaft und die strengste Rücksicht auf alle Familienbande aus Grundsatz. Er hegte überdies gegen seinen empfindsamen, etwas excentrischen Verwandten ein besonderes liebevolles Mitleid; allein seine eigenen Gefühle wurden in den Hintergrund gedrängt durch die Angst vor dem Eindrucke, den diese zermalmende Nachricht auf den Vater machen würde. Stanhope hatte Scharfsinn genug, um wahrzunehmen, daß unter der anscheinenden Strenge Sir Edmund's eine innige Liebe zu seinem Sohne verborgen lag, der zwar seine ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht hatte, aber gleichwohl noch immer der Haupt-Gegenstand seiner Theilnahme und Zuneigung war. Oberst Stanhope war nicht der Mann, der über Gefühlen die Zeit verlor, wenn es galt, thätige Hand anzulegen. Er beseitigte daher das Zeitungsblatt, indem er es rasch in die Tasche steckte, und begann über die Art und Weise nachzudenken, wie er seinem Schwiegervater die Nachricht beibringen könne. Fast im nämlichen Augenblicke hörte er den sichern, festen Tritt Sir Edmund's auf der Treppe. Ein Bediente öffnete seinem Herrn die Thüre. Nachdem Sir Edmund seinen Schwiegersohn gegrüßt hatte, nahm er den gewohnten Platz am Tische ein und fragte gleich nach der Zeitung.

„Wie ist denn das?" rief er. „Ist der Postbote noch nicht angekommen, oder ist die Reihe, die Zeitung zu lesen, zuerst an meinem Kammerdiener? Das ist doch

zu arg. Stanhope, Sie sitzen der Glocke zunächst; seien Sie so gefällig zu klingeln." Der Oberst rührte sich nicht; es war ihm, als würde er aufgefordert, Henkersdienste zu thun.

„Ich muß mich selbst schuldig bekennen," sagte er, anstatt dem Verlangen Sir Edmund's zu entsprechen. „Ich habe die Zeitung gelesen und habe sie weggenommen."

„Nun denn, so ziehen Sie die Schelle und senden Sie den Bedienten, das Blatt zu holen," erwiderte Sir Edmund. Der Oberst gab keine Antwort. Sir Edmund sah ihn an und bemerkte etwas Ungewöhnliches in seiner Haltung und Miene. „Sind Sie nicht wohl, Stanhope?" fragte er. „Es fehlt Ihnen etwas, Sie sehen sich kaum mehr gleich."

„Ich habe eine Nachricht in der Zeitung gefunden," versetzte der Oberst mit beinahe erstickter Stimme, „welche mich schmerzlich berührt hat, und ich nahm das Blatt weg, weil ich fürchtete, Sie möchten allzusehr erschrecken, wenn Sie es unvorbereitet läsen."

„Was für eine Nachricht?" fragte Sir Edmund in einem fast strengen Tone. „Lassen Sie mich die Wahrheit wissen; ich bin kein Kind. Sie haben gewiß einen Todesfall in der Zeitung gelesen."

„Das gerade nicht," antwortete der Oberst; „kein Name ist genannt, allein ich fürchte für Jemanden, der Ihnen sehr theuer ist."

„Mein Sohn!" schrie Sir Edmund auf.

„Das Schiff, mit welchem er absegelte, soll Schiff-

bruch gelitten haben," fuhr der Oberst fort und zog das Zeitungsblatt zögernd aus der Tasche.

„Geben Sie her, zeigen Sie es mir!" schrie der zum Tode erschrockene Vater und ergriff das Blatt. Seine Augen fanden bald den fürchterlichen Artikel. Er las ihn und sein Gesicht wurde aschgrau. Oberst Stanhope blickte ängstlich auf ihn hin und erwartete irgend eine geistige oder physische Katastrophe.

Sir Edmund legte das Blatt auf den Tisch, stand langsam und feierlich auf, machte das Zeichen des Kreuzes und rief, auf die Kniee fallend, inbrünstig aus: „Gottes heiligster, gerechter und anbetungswürdigster Wille geschehe! Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit in Ewigkeit."

Oberst Stanhope sah in stillem, mit Ehrfurcht und Bewunderung gemischtem Erstaunen auf die Handlung, welche eben so sehr außer dem Maß seiner Kräfte lag, als sie seine Begriffe überstieg. Aus welcher tiefen und unbekannten Quelle der Frömmigkeit war sie entsprungen? Oberst Stanhope wußte, was es sei, vor dem Unvermeidlichen in den Ereignissen des Lebens sich zu beugen und nach Kräften auf dem Pfade zu wandeln, den seinen Ansichten gemäß die Pflicht dem redlichen und ehrenhaften Manne anwies. Er verstand es auch im Allgemeinen besser, sein von Natur reizbares Temperament unter die Vorschriften des gesunden Menschenverstandes zu beugen, als Sir Edmund es vermochte, sein jähzorniges Gemüth aus religiösen Motiven zu bezähmen. Letzterer war in

der That weit entfernt, in seinem Benehmen die Tugenden eines echten Christen zu zeigen. Worin war er denn besser als Oberst Stanhope? War er nicht vielmehr in manchen Stücken schlimmer? Stand er nicht mehr unter der Herrschaft seiner Leidenschaften und ließ er nicht weniger durch die Vernunft sich leiten? Woher denn diese Worte voll Gottesliebe, die so warm vom Herzen kamen, die dem sonst achtungswerthen Weltmanne so auffallend, so unbegreiflich waren? Was machte diese beiden Männer so sehr verschieden von einander? Einfach Folgendes: Sir Edmund, voll Fehler, wie er war, und mehr als das, viele Sünden begehend und in hohem Grade tadelnswerth, dem Einfluß weltlichen Geistes ganz hingegeben, besaß noch in sich die Quelle der übernatürlich guten Werke, einen lebendigen Glauben. Von daher hatte er die thatkräftige Fähigkeit zu einem Acte der Liebe und der Ergebung, welcher dem armen Ungläubigen, der ihn betrachtete, eben so unmöglich gewesen wäre, als Berge zu versetzen oder Todte zu erwecken.

Ich will nicht bei dem tiefen Schmerze der Mutter, der Verzweiflung Alice's und dem wortreichen Kummer ihrer Schwester verweilen. Die Zeit, wenn sie auch nicht immer die Wunden des Herzens heilt, läßt sie doch äußerlich vernarben. Wie das Mitgefühl der Freunde schwächer wird, so pflegt die Klage des Trauernden zu verstummen, das Auge zu trocknen, und sogar das Lächeln im geselligen Umgange wiederzukehren. Ein feierliches Requiem wurde in der Capelle von Somerton für

Edmund Vane abgehalten, und nach und nach kam auf dem Schlosse alles in's alte Geleise.

Jedermann bemerkte die Veränderung, welche in Sir Edmund's Aeußerm vorgegangen war: wie der Kummer ihn in kurzer Frist alt gemacht und sein bis dahin von der Zeit fast unberührtes schwarzes Haar gebleicht hatte. Schmerz und Reue nagten an seinem Herzen, obwohl seine Lippen dies nie gestanden.

Noch war aber durch das Unglück keine bleibende Aenderung in ihm bewirkt worden. Er war noch derselbe stolze Mann, der seine weltlichen Pläne mit selbstsüchtiger und übermüthiger Mißachtung der Gefühle Anderer verfolgte. Sein hauptsächlichster Wunsch war gewesen, die Güter der Familie seinen directen Nachkommen zu hinterlassen; deshalb hatte er so dringend verlangt, sein einziger Sohn möchte sich vermählen. Nun aber, da der Tod dieses Sohnes seine Hoffnungen zerstört hatte, richtete er seine Gedanken auf eine Verbindung Alice's mit seinem Neffen Herbert Vane, dem nächsten Erben, an welchen Broughton-Castle seiner Zeit zurückfallen mußte. Es war daher nöthig, zuerst dem Verhältnisse zwischen seiner Tochter und Gerald Poyers, zu welchem er halb und halb seine Zustimmung gegeben hatte, ein Ende zu machen. Dies verursachte ihm keine Bedenklichkeiten. Er erwog, daß er sich zwei Jahre Bedenkzeit vorbehalten und in keiner Weise dem Rechte entsagt habe, seine Zustimmung zu verweigern, wenn er es für geeignet erachte. Gerald und Alice hatten aber die Sache ganz anders angesehen und zuversichtlich gehofft,

daß Sir Edmund, wenn sie bis an das Ende der Probezeit in denselben Gesinnungen für einander verharren würden, gegen ihre Verbindung keinen Einwand mehr erheben würde.

Die zwei Jahre waren jetzt gerade abgelaufen, und Sir Edmund schrieb an Gerald einen kurzen höflichen Brief, worin er ihm mittheilte, Familienrücksichten machten die Verbindung, zu welcher vor zwei Jahren seine Einwilligung nachgesucht worden sei, unmöglich. Nachdem er diesen Brief abgesendet hatte, lud er Herbert zu sich in's Schloß ein und theilte seiner Gattin diesen Schritt, so wie seine Absichten in Beziehung auf Alice und seinen Neffen mit. Die schüchterne Frau wagte nur einige schwache Gegenvorstellungen zu machen; aber sie weinte im Stillen mit ihrer Tochter über das Fehlschlagen aller ihrer Hoffnungen.

„O, Mama!“ rief Alice aus, „ich kann, ich will Gerald nicht aufgeben.“

„Mein theueres Kind, du darfst nicht daran denken, dich ohne die Zustimmung deines Vaters zu verehelichen.“

Alice schwieg einen Augenblick und antwortete dann: Nein, aber Herbert werde ich nie heirathen, und wenn ich dies standhaft verweigere, so wird Papa nach einiger Zeit mir wohl erlauben, meiner Neigung zu folgen, — sein Verlangen nach dieser andern Verbindung ist gewiß das einzige, was bei ihm gegen meine Vermählung mit Gerald spricht.“

Unglücklicher Weise liebte es Lady Vane immer, sich möglichst in die Umstände zu schicken und bessere Zeiten

abzuwarten. Sie stellte ihrer Tochter vor: ein offener Widerspruch gegen den Vater werde diesen höchlich erbittern und ihm eine entschiedene Abneigung gegen Gerald einflößen, dann aber würde jede Hoffnung verloren sein; für den Augenblick werde ja von Alice nicht verlangt, daß sie zu einer Verbindung mit Herbert ihre Zustimmung geben solle; ihr Vater wolle wegen des jüngsten großen Familien-Unglücks noch ein halbes Jahr warten, ehe etwas Bestimmtes festgesetzt oder die Heiraths-Dispens eingeholt würde; Alice möge also für jetzt gar nichts sagen und die Sache der Mutter anheim geben; sie wolle dann eine passende Gelegenheit abwarten, um weitern Aufschub zu erlangen; es wäre ja möglich, daß Sir Edmund seinen Sinn ändere; er habe seinen Neffen nie besonders lieb gehabt, und wenn er ihn jetzt häufig sähe, würde die Ungleichartigkeit ihrer Charaktere mehr zu Tage treten und eine nähere Verbindung in Sir Edmund's Augen unerwünscht machen.

Alice, welche ihren Vater außerordentlich fürchtete, ließ sich überreden, diese Methode schweigender Verstellung anzunehmen. Eins hatten aber ihre Mutter und sie selbst nicht in Berechnung gezogen: der Erfolg hing wesentlich von der Mitwirkung eines Mannes ab, welcher von ganzem Herzen allem abhold war, was nicht gerade und ehrlich schien, und welcher nicht um alles in der Welt dahin gebracht werden konnte, in einen solchen Plan einzugehen.

Sir Edmund's Brief war Gerald zugestellt worden, als er noch in Irland war; da er aber auf dem Punkte

stand, zurückzukehren, zog er eine mündliche Besprechung einer schriftlichen Antwort vor. Unmittelbar nach seiner Ankunft ging er nach Broughton-Castle, wo er nur Lady Vane antraf, indem Sir Edmund mit Oberst Stanhope einen Besuch machte und Alice ausgefahren war.

Nachdem Gerald von Lady Vane über den Stand der Dinge unterrichtet worden war, fragte er rasch: „Liebt Alice mich noch? Ich war ihr seit drei Jahren innig zugethan; meine Gefühle sind unverändert. Lassen Sie mich die Wahrheit erfahren: ist bei ihr eine Sinnesänderung eingetreten?“

„Nein,“ versicherte Lady Vane. „Aber Sie sehen, mein lieber Gerald, daß Sir Edmund ihre Gefühle gar nicht in Anschlag bringt. Er sieht sie als ein Kind an, und im gegenwärtigen Augenblicke würde Widerspruch ihn rasend machen. Unsere Sorge muß sein, nur Zeit zu gewinnen.“

„Doch nicht auf Kosten der Wahrheit,“ bemerkte Gerald dagegen. „Wenn Alice auch von ihrem Vater als ein Kind behandelt wird, so ist sie doch kein Kind mehr, sondern ein erwachsenes Mädchen mit den Gefühlen und Pflichten einer Jungfrau, die für ihr ganzes Leben entscheidet. Ich sehe nur zwei Wege, unter denen sie zu wählen hat. Wenn sie sich für verpflichtet hält, sich blindlings ihrem Vater zu unterwerfen, so darf sie ohne Zweifel so handeln, und mir steht kein Wort des Tadels zu. So groß auch mein Schmerz sein mag, — größer als man denken kann, — so habe ich dann doch nichts zu sagen. Wenn sie aber anderseits berücksichtigt, daß

ihr Vater zu einer Art von bedingtem Verhältnisse zwischen uns die Ermächtigung ertheilt hat, und daß wir zwei Jahre lang unverändert die Hoffnung nährten, einst vereinigt zu werden, so kann sie sich, denke ich, weigern, meine von Seiten ihres Vaters erfolgte Zurückweisung auch ihrerseits zu bestätigen, und ehrerbietig seine Einwilligung abwarten. Ich halte Sir Edmund für zu gerecht und zu gütig, als daß er diese versagen sollte, wenn er sich endlich von der Beständigkeit unserer Liebe überzeugt hat. Einen Mittelweg kann ich durchaus nicht begreifen, könnte ihn auch nicht billigen, am allerwenigsten aber ein Benehmen, welches eine stillschweigende Zustimmung zu Sir Edmund's Absichten in Beziehung auf seinen Neffen in sich schlösse. Das würde von keiner Seite schön oder ehrlich gehandelt sein; und wenn solche Artikel, wie dieser hier, in den Zeitungen erscheinen und nicht berichtigt werden, so meine ich, ist es Pflicht aller Betreffenden, deutlich und entschieden zu sprechen."

Der Artikel, den Gerald der Lady Vane zeigte, besagte, daß „nach zuverlässigen Berichten Herbert Vane Esq. von Fulton-Park demnächst Alice, die jüngste Tochter des Sir Edmund Vane, Baronet, auf Broughton-Castle, zum Altar führen werde, und daß die Hochzeit nur wegen eines in der Familie vorgekommenen Trauerfalles verschoben worden sei."

Die Unterredung zwischen Gerald und Lady Vane führte zu keinem befriedigenden Resultate. Der erstere war der entschiedenen Meinung, daß diese Angelegen-

heit, sowohl weil er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, als wegen seines Seelenfriedens, auf die eine oder andere Weise zum Abschluß gebracht werden müsse. Demzufolge schrieb er an Sir Edmund und äußerte sein Erstaunen und seinen tiefen Schmerz über den Inhalt jenes Briefes. In Anbetracht der Hoffnungen, die ihm seit zwei Jahren zu hegen gestattet gewesen, fügte er bei, glaube er eine genügende Erklärung über den plötzlichen Bruch des bestandenen Verhältnisses vernünftiger Weise erwarten zu dürfen; jedenfalls wünsche er zu wissen, ob Alice der Entschließung ihres Vaters freiwillig beigetreten sei; wenn dies der Fall, so enthalte er sich natürlich jeder weitern Frage in Beziehung auf die Beweggründe seiner Zurückweisung.

Sir Edmund's Antwort war steif und kalt. Er fände es einigermaßen auffallend, schrieb er, daß man die Privatansichten einer jungen Dame von neunzehn Jahren wissen wolle, nachdem der Vater ein Verhältniß förmlich abgebrochen habe; um übrigens zu derlei Fragen fernerhin keine Veranlassung übrig zu lassen, schließe er einen Brief seiner Tochter bei, welcher nach seiner Ansicht vollkommen genügen müsse. Alice erklärte in ihrem Briefe, der Wille ihres Vaters sei so entschieden gegen diese Verbindung, daß ihr nichts übrig bleibe, als Herrn Poyers jeglicher Verpflichtung zu entbinden, die er glauben könnte gegen sie zu haben, so lange er mit ihrer eigenen Ansicht unbekannt sei. Alice wußte, daß ihr Brief in den ihres Vaters eingeschlossen werden sollte, und daß ihr Vater — wenn er ihn auch nicht zu lesen ver-

langte — erwarte, daß dadurch das Verhältniß für immer abgebrochen werde. Sie wagte daher nicht, ein Wort des Bedauerns einfließen zu lassen, oder eine Hoffnung für die Zukunft anzudeuten.

„Liebe Alice," sagte ihre Mutter beschwichtigend, als ihre Tochter, nachdem sie den Brief mit Widerstreben geschrieben hatte, in einen Strom von Thränen ausbrach, „Gerald kennt durch mich deine Gesinnungen, und so wird dieser formelle Brief nichts zu bedeuten haben."

„Vielleicht — —," seufzte Alice; aber im Herzen ahnte sie, daß Gerald für sie auf ewig verloren sei.

Elftes Capitel.

Ein Haus in der Vorstadt.

Der Sommer war fast zu zwei Drittheilen verflossen, aber die Hitze war noch unvermindert, und die Atmosphäre der geschäftigen Fabrikstadt Birlington war für die Lungen wie für die Gesundheit im Allgemeinen nichts weniger als zuträglich. Auch in den Vorstädten war die Luft nicht viel erfrischender. Die Vorstädte der Fabrikorte sind gewöhnlich nicht einladend, und die von Birlington machten keine Ausnahme. Reihen von einstöckigen rothen Backsteinhäusern mit kleinen Plätzen davor, welche Gärtchen vorstellen sollten, begrenzten die staubige Hauptstraße; hier und dort war ein unbebautes, trostlos aussehendes Grundstück, mit magerm Grase bewachsen, —

— der Ueberrest eines Feldes, welches durch die sich immer weiter ausdehnende Stadt seiner ganzen frühern Schönheit entkleidet war. Es hatte dagegen ein rohes, an einem Pfahle aufgehängtes Brett zur Verzierung erhalten, welches Allen, denen daran gelegen war, verkündigte, dieser vortreffliche Platz sei als Baustelle zu verkaufen. Ein wenig weiter gelangte man an den Anfang oder das Ende des platten Landes: man fand wirkliche Felder, Hecken und Gärten; aber der übelriechende Dunstkreis der rauchigen Stadt verfolgte den Wanderer sogar bis hierher, und zuweilen wurde ihm ein Strom schwefeliger Luft aus einem der hundert Fabrik-Kamine Birlington's noch warm in's Gesicht getrieben.

Man durfte als gewiß annehmen, daß Niemand zu seinem Vergnügen hier wohne, und wahrscheinlich that dies auch Niemand. Dessenungeachtet saß am offenen Fenster eines der bezeichneten Backsteinhäuser in der Prospectstraße ein Mann, der wie ein Kind des Reichthums und des vornehmen Müßigganges aussah. Nicht allein war sein Anzug weit besser als die Kleidung der Leute, welche die andern bescheidenen Häuschen bewohnten, sondern sein Aeußeres überhaupt hatte etwas Vornehmes, wie es zu dem ärmlichen Ansehen seiner Wohnung gar nicht paßte. Tiefer in dem kleinen Zimmer saß ein ziemlich unordentlich aussehendes Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren mit einem Kinde, welches auf den Armen seiner jugendlichen Wärterin sanft schlief. „Betsey," fragte der junge Mann, „wer wohnt in dem nächsten Hause?"

„Im obern Stock wohnen meine Eltern," war die Antwort, „und im Erdgeschoß Joe Turner und seine Frau; er arbeitet bei einem Zimmermann, und sie wäscht."

„Wer ist denn der Mann, der auf der andern Seite wohnt," fuhr der Frager fort, „von welchem ich das Haus gemiethet habe?"

„O, das ist ein reicher Mann! Ihm gehört das schöne Haus ganz, und dieses hier auch. Er ist ein Knopfmacher und hat sein Geschäft in der Stadt; aber seine Familie wohnt hier auf dem Lande, um die Haare einzukaufen."

„Ich wußte nicht, daß man zum Knöpfemachen Haare braucht," sagte der junge Mann gedankenlos, indem er den Ellenbogen auf das Fensterbrett stützte.

„Wie meinen Sie, Herr?" fragte Betsey, ihn erstaunt anblickend.

„Ein Knopfmacher!" sprach er leise zu sich selbst. „Ich möchte doch wissen, ob jenes alte Weib drüben, welches mich immerfort ansieht, mich auch für einen Handwerker hält, der sein Geschäft aufgegeben hat. Nun, es liegt wenig daran; vor Gott sind wir Alle gleich. Ueberdies habe ich mit der Welt und ihrer Eitelkeit abgeschlossen."

Das alte Weib, welches er meinte, hatte ihn eine Weile betrachtet und schien seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen. Sie machte sich einige Zeit vor dem Hause zu schaffen und faßte jetzt nach dem Griffe der Gartenthüre, als wenn sie Lust hätte, herein zu kommen.

„Wünschen Sie etwas, gute Frau?“ fragte der junge Mann.

„Nein, ich wünsche eigentlich nichts; ich wollte bloß etwas fragen. Haben Sie diese Wohnung heute erst bezogen?“

„Ja wohl; was soll das?“

„Nun, Sie werden wohl ein Dienstmädchen für alle Arbeit suchen.“

„Für was?“ fragte der Fremde. „Wahrlich, ich bin weit entfernt zu verlangen, daß ein einziges Dienstmädchen alle Arbeiten verrichte. Die arbeitende Klasse sollte so gut ihre Muße- und Erholungs-Stunden haben, wie die Reichen. Es ist eine himmelschreiende Sünde unseres Zeitalters. . . .“

„Himmel! wie schön Sie sprechen,“ rief die Alte aus. „Nun weiß ich's; was Sie brauchen, ist eine Person, welche für Sie die Haushaltung führt; eine gesetzte, achtungswerthe Person, nicht ein junges Ding, wie das da, welches das Kind hält.“

„Ich brauche zwei Personen,“ versetzte der junge Mann; „die eine, um zu kochen und das Haus rein zu halten, und eine Wärterin für dieses Kind. Sie muß mit Kindern umgehen können, und wissen, welche Nahrung für einen Säugling passend ist. Er wird mit dem Löffel gefüttert, mit . . . . mit dem, was gebräuchlich ist, mit Milch und Wasser, glaube ich; sie muß alles das wissen. Dies Mädchen ist nur für einige Stunden hier, bis ich eine Wärterin bekommen kann. Das Dienstmädchen, welches

ich hatte, mußte mich gleich nach meiner Ankunft krankheitshalber verlassen."

„Sie brauchen eine junge Person, welche ein Kind ohne Muttermilch aufziehen kann," sagte die Alte mit wichtiger Miene, „und eine erfahrene, respectable Person, um Sie zu bedienen. Ich kenne eine junge Person, welche ohne Stelle ist; die wird gerade für Sie passen. Ich will Ihnen sagen, wo sie wohnt; Sie können sich dann nach ihr umsehen."

„Ich danke Ihnen; sehr verbunden!" antwortete der Fremde, indem er die Adresse niederschrieb, wie die Alte sie dictirte:

„Katharina Wilders bei Frau Piper, Rosengäßchen Nr. 20. Sie ist eine Kleidermacherin die Frau Piper," setzte die Unterhändlerin bei, „und wohnt oben bei einem Schuhmacher. Ich bin nicht mit ihr bekannt, fuhr sie fort, indem sie aus einer schmutzigen Dose eine Prise nahm, „aber ich kenne ihre Verhältnisse durch eine Freundin."

„Kate Wilders," murmelte der Fremde; „es kommt mir vor, als hätte ich den Namen schon gehört! Nun, gute Frau, da Sie mir zu einer Wärterin geholfen, so können Sie mir vielleicht auch eine Köchin empfehlen."

„Gewiß, und ich hoffe, Sie werden nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage: ich bin selbst eine gute Köchin."

„Sie!" rief der junge Mann etwas überrascht aus. „Wissen Sie auch gewiß, ob Sie nicht .... Ich hätte

gedacht, Sie wären .... Ich meine, sind Sie sicher, daß Sie der Arbeit gewachsen, daß sie kräftig genug sind?"

„Sie meinen, ich sei zu alt!" versetzte die Alte mit einem höhnischen Lächeln.

Allerdings dachte er dies. Ihr Gesicht war auch sehr runzelig; aber als er sie aufmerksamer betrachtete, bemerkte er, daß sie noch Farbe hatte, und ihr Haar nicht grau war. Dieser Umstand und ihre Haube, die wie ein Schirmdach vorn auf dem Kopfe hing und auf die Nase herabfallen zu wollen schien, gaben ihr ein gar sonderbares Ansehen.

„Ich mag alt aussehen," fügte sie bei, „aber ich kann noch ein Stück Arbeit vor mich bringen, und Sie brauchen eine Person, auf die man sich verlassen kann. Ich wäre mit vier Shilling die Woche zufrieden. Da ist der Herr Birch, der Malzmacher in Anderling, fünf Meilen von hier, bei dem habe ich sieben Jahre gedient und er hat mir ein schriftliches Zeugniß gegeben."

Die Alte zog einen zerknitterten Fetzen Papier aus der Tasche. Der junge Mann nahm das schmutzige Zeugniß mit innerm Widerstreben in die Hand und las: „Ich kann die Elisabeth Roach als streng redlich, nüchtern, reinlich, fleißig und gesittet empfehlen. Sie ist eine gute Köchin, versteht die Haushaltung und hat sieben Jahre bei mir gedient."

„Sehr gut," bemerkte er, indem er ihr das Papier vorsichtig hin reichte.

Die Alte sah ihn listig an und sagte: „Herr Birch

könnte bei Ihnen einsprechen, wenn Sie Näheres hören wollten; er reitet meistens an Markttagen in die Stadt."

„Ist durchaus nicht nöthig," fiel der Fremde rasch ein. „Ich nehme Sie auf diese schriftliche Empfehlung hin und unter den angegebenen Bedingungen an. Wann können Sie eintreten? Heute schon?"

„Ich könnte diesen Abend oder morgen früh kommen."

„Je eher, desto besser. Sie sehen, ich habe Niemanden hier, der mir etwas ordentlich thun könnte."

„Heute Abend also; Sie können Sich darauf verlassen. Ihr Name, Herr?"

„Ach, meinen Namen wollen Sie wissen?" sagte der Fremde ein wenig verwirrt. „Smith, Dennis Smith, — Herr Dennis Smith."

„Herr Smith, schön; guten Abend, Herr Smith!" und die Alte trollte fort. Als sie den Rücken gewendet hatte, verzog sie ihr Gesicht zu einem ganz sonderbaren Grinsen, das ein Gemisch von ein wenig Heiterkeit mit viel Bosheit war.

An demselben Tage, etwa eine Stunde später, saß Kate Wilders in Gesellschaft eines jungen Mädchens mit verwaschener Gesichtsfarbe in dem Hause Rosengäßchen Nr. 20. Das Zimmer im ersten Stocke nach der Straße zu war drückend heiß; der Geruch von Schuhen und Stiefeln aus der unten befindlichen Schuhmacherwerkstatt machte die eingeschlossene Luft fast unerträglich.

Kate war vor einigen Tagen nach Birlington gekommen, um sich dort nach ihrem eigenen Wunsche einen

Dienst zu suchen. An die frische Landluft gewöhnt, war sie jetzt in einem wahren Fieber. „Oh, Jane! Um's Himmels willen, öffne doch das Fenster. Es ist zum Ersticken; ich werde krank!"

„Die Mutter will nicht, daß die Fenster offen sind," sagte das Mädchen mit dem fahlen Gesicht, „weil dann Flecken auf die Hauben kommen."

„Ach Gott! sie sehen ohnehin schmutzig genug aus," meinte Kate, indem sie einen Blick auf drei oder vier bunt besetzte Hauben warf, welche auf einem Tische an kleinen hölzernen Gestellen hingen. „Was doch diese Stadt für ein schmutziges Nest ist! Und am Ende bin ich noch für nichts hier. O weh, ich muß frische Luft haben!"

„Wir haben doch auch manchmal einen hübschen Spaß," erwiederte Jane Piper. „Du hast den Circus und die Kunstreiter noch nicht gesehen. Da ist ein Mann in einem mit Flitter besetzten Wams, der durch eine Trommel springt, und ein Pferd, welches einen Kessel an's Feuer setzt und Thee kocht."

„Nein, wie spaßhaft!" rief Kate aus. „Mir würde aber doch, glaube ich, eine Komödie besser gefallen, wo Ritter, Gräfinnen, Könige und Königinnen zu sehen sind, mit prächtigen Kleidern angethan; und dann kommen in den Komödien, die ich gelesen habe, so merkwürdige Dinge vor, ganz romantische Geschichten und wunderbare Glücksfälle."

„Ach," sagte Jane, „ich muß dir doch sagen: wir hatten neulich eine Wahrsagerin hier, als du ausgegan-

gen warst; ich und das Mädchen, das hier arbeitet, waren allein zu Hause. Wir gaben der Zigeunerin einen Shilling, und sie prophezeite uns allerlei Glück. Ich sagte ihr, ich hätte eine schöne Nichte, die wäre aber eben ausgegangen, um sich nach einer Stelle umzusehen; der müßte sie auch ein Mal wahrsagen. Darauf versprach sie, wieder herzukommen."

„Es ist nichts damit," antwortete Kate; „mir wurde auch ein Mal wider meinen Willen wahrgesagt, und nichts ist eingetroffen; und es wird auch nie eintreffen, das weiß ich." Kate gähnte und reckte sich vor lauter Langeweile.

„Da kommt die Mutter," rief Jane. „Laß uns frisch drauf los nähen; sonst zankt sie uns aus wegen unserer Faulheit."

Frau Piper trat ein, indem sie ein Zettelchen las, welches ein Junge an der Thüre abgegeben hatte. „Hier, Kate, ich höre da eben von einer Stelle für dich, ein Kind von drei Monaten zu pflegen."

„Was für eine dumme Stelle!" rief Kate aus. „Da kommt man gar nicht heraus. Wo wohnen die Leute, in der Stadt oder auf dem Lande."

„Ich will dir was sagen, Fräulein Kate," sprach ihre Tante, indem ihre scharfen Gesichtszüge eine noch größere Schärfe anzunehmen schienen. „Wenn das so fortgeht und du bei jeder Stelle, die dir angeboten wird, dies und jenes einzuwenden hast, so kannst du zu deinem Großvater zurückgehen, je eher je lieber. Du kannst besser essen als arbeiten; du bist ein nichtsnutziges faules

Ding; nur aus Mitleid habe ich dich bis jetzt hier behalten."

„Hört, Tante, ich brauche nicht von Almosen zu leben!" versetzte Kate stolz. „Jetzt gleich gehe ich nach Hause."

„Halt's Maul und schwatze keinen Unsinn!" schrie die Tante. „Lies hier das Briefchen; der Herr will sogleich Antwort haben."

„Der Herr?" fragte Kate; „ist's denn nicht eine Frau, die das schreibt?"

„Es scheint keine Frau im Spiele zu sein; ich vermuthe, er ist ein Wittwer," erklärte Frau Piper.

„Das scheint bei dir einen Unterschied zu machen, Kate," bemerkte Jane lachend.

„Natürlich," sagte Kate, „es hat seine Vortheile. Eine Frau bekümmert sich um alles und kommt immer in's Kinderzimmer."

„Wenn der Herr das thäte, würdest du dir vielleicht nicht so viel daraus machen?"

„Sei nicht langweilig, Jane, und laß mich das Briefchen lesen."

„Meinst du denn mit einem Kinde umgehen zu können, Kate?" fragte ihre Nichte. „Ich hätte Angst, wenn ich das arme Kind wäre."

„Unsinn!" fuhr Frau Piper dazwischen. „Entmuthige sie nicht, Jane! War sie nicht, als sie von Birlington zurückkam, sechs Monate bei Frau Merriman in Somerton? Die handelt mit Thee, Rauch- und Schnupf-Tabak und hat drei kleine Kinder zu besorgen."

„Er schreibt eine schöne Hand," bemerkte Kate. „Alfred Dennis Smith. Smith ist ein gemeiner Name, und er wohnt hinten in der Prospectstraße. Er kann nichts Großes sein; aber auf jeden Fall will ich's versuchen. Kommt, Tante, wir wollen den Zettel mündlich beantworten; ich will meinen Hut nehmen."

Kate rannte in ihr Zimmer und setzte ihren Strohhut auf, der erst kürzlich mit breiten rosenrothen Bändern nach Frau Piper's neuester Mode aufgeputzt worden war. Sie vergaß nicht, einen Blick in den Spiegel zu werfen und ihr glänzend schwarzes Haar zu glätten; dann hing sie ein leichtes hellfarbiges Halstuch um, das sie von dem Gelde gekauft hatte, welches der zärtliche Großvater ihr bei der Abreise gegeben. Schließlich nahm sie ihren hübschen blauen Sonnenschirm in die Hand. So war sie mit ihrem Anzuge ziemlich zufrieden, — nur so ziemlich, denn unglücklicher Weise war Kate's unersättliche Eitelkeit niemals ganz zufrieden zu stellen.

„Hier sind wir," sagte die Tante, als sie das Ziel ihres staubigen Spaziergangs erreichten. „Zwei, vier, sechs, ja, das ist das rechte Haus; es sind nicht ein Mal Nummern an den Thüren."

„Da ist eine Sechs mit Kreide auf die Thüre geschrieben," berichtete Kate, welche bessere Augen hatte. „Wie ärmlich und gemein! Es ist nicht ein Mal eine Glocke oder ein Klopfer vorhanden."

„Thut nichts. Wir gehen hinein," sagte die Tante, und auf's Wort folgte die That. Sie schritt rasch voran

und klopfte mit ihrem dürren Knöchel an der Thüre des Besuchzimmers, wie sie es nannte.

Auf das „Herein" nahm Frau Piper eine stattliche Haltung an und segelte hinein, hinter ihr die Nichte in sehr unmuthiger Stimmung. Allein der erste Blick auf den Bewohner des Zimmers trieb ihr das Blut zuerst nach dem Herzen, dann in die Wangen, — denn vor ihr stand leibhaftig der Mann, dessen Bild sich tief in ihr Gedächtniß eingeprägt hatte, an den sie dachte, von dem sie träumte: der Mann „mit den Diamantaugen, dem schwarzen Haare und dem melancholischen Gesichte," — der Mann, der sie lieben, dessen Braut sie werden sollte! Sie zog sich hinter ihre Tante zurück, um ihr tiefes Erröthen zu verbergen. Eine wohlklingende Stimme lud sie freundlich ein, sich zu setzen. Als dies nach einigen Complimenten geschehen war, und Kate sich wieder gefaßt hatte, fand sie Gelegenheit, wahrzunehmen, daß der Fremde leicht erröthete, als er sie zum ersten Mal ansah, eine Thatsache, welche die Eitelkeit sich in ihrer Weise auslegte. Es folgte eine kurze Pause, die Frau Piper mit der Aeußerung unterbrach, daß ihre Nichte zur Pflege eines Kindes ganz geeignet sei und mit Kindern gut umzugehen wisse.

„Ich hoffe, Sie haben die kleinen Kinder gern," sagte der angebliche Herr Smith, indem er sich an Kate wendete.

Kate mochte ein wenig in Verlegenheit sein, was sie antworten sollte, da sie keine besondere Vorliebe für Kinder hatte; aber Frau Piper nahm von neuem das Wort und versicherte, daß Kate die Kinder ganz besonders liebe

und dem Kinde eine zweite Mutter sein werde, was Kate wieder erröthen machte und dem geheimnißvollen Fremdling einen tiefen Seufzer entlockte. Eine zweite Pause trat ein, und Frau Piper brachte nun die Bestimmung des Dienstlohnes zur Sprache.

„Was verlangt Ihre Nichte?"

„Soll es auf die Woche sein oder auf den Monat, oder wollen Sie sie auf längere Zeit miethen?"

„Am liebsten auf die Woche, da meine Pläne noch unbestimmt sind."

„Vier Shilling die Woche," sagte Frau Piper, indem sie Herrn Smith's Gesicht beobachtete, um zu sehen, wie er ihre Forderung aufnehme.

„Gut," war die Antwort, „das ist nicht zu viel." Er erinnerte sich wahrscheinlich, daß die Alte, welche bei weitem nicht so flink war, das Gleiche erhalten sollte.

„Es ist gewiß nicht viel, Herr," sagte Frau Piper, die einen Vortheil zu benutzen wußte; „wenn ich nur das Interesse meiner Nichte und ihre Geschicklichkeit berücksichtigt hätte, und dazu den Umstand, daß sie nur wochenweise gedungen wird, so würde ich vier Shilling und sechs Pence gesagt haben."

„Ich will jedenfalls bezahlen, was recht ist; es sollen also vier Shilling sechs Pence sein."

„Und dabei alles frei," ergänzte Frau Piper.

„Alles frei . . .," wiederholte der Dienstherr, als wenn er versuchte, den Sinn dieser umfassenden Worte zu ergründen.

„Thee und Zucker und Bier, meine ich," erläuterte die Tante.

„Gewiß, ganz natürlich; sie soll Thee, Zucker und Bier haben, und was sonst nöthig ist."

„Erlauben Sie eine Frage, Herr: halten Sie noch ein zweites Dienstmädchen? Meine Nichte könnte das Kind nicht gehörig besorgen, wenn sie auch andere Arbeiten zu verrichten hätte."

„O ja, es wird diesen Abend noch eine ältliche Frau, eine achtungswerthe Person bei mir eintreten, um die Küche und die übrigen Hausarbeiten zu besorgen. Sie sollten sie kennen, da sie es ist, die mir Ihre Nichte empfohlen hat. Noach, glaube ich, heißt sie."

Frau Piper starrte ihn verwundert an und bemerkte, sie wisse wirklich nicht, wer das sein könne; sie kenne keine solche Person.

„Ja, ja, ich erinnere mich, daß sie gesagt hat, sie kenne Sie nicht selbst," versetzte der Fremde, indem er aufstand, um der Unterredung ein Ende zu machen.

Es wurde schließlich festgesetzt, daß Kate nach Hause gehen, ihre Habseligkeiten zusammenpacken und denselben Abend noch ihren Dienst antreten sollte.

Voll von unklaren Hoffnungen, gemischt mit einiger Unzufriedenheit und getäuschter Erwartung, packte Kate ihre Sachen zusammen. Sie hatte den geheimnißvollen Liebhaber gefunden, der ihr verheißen worden war; allein sein Name und seine anscheinenden Lebensverhältnisse behagten ihr keineswegs. Der einzige günstige Umstand war dagegen die Thatsache, daß sie ihn einst in Gesell-

schaft einiger Damen gesehen hatte, deren Aeußeres auf Personen von Stande schließen ließ. Auch hatte Herr Alfred Dennis Smith selbst entschieden das Aussehen eines vornehmen Herrn; aber warum wohnte er dann in einem so armseligen Hause der Vorstadt von Birlington? Vielleicht hatten ihn Unglücksfälle getroffen; vielleicht mußte er sich vor seinen Gläubigern verbergen; vielleicht ... sie wußte nicht, was sie denken sollte. Indessen gab es jetzt wenigstens etwas, wodurch ihr Interesse angeregt wurde und was sie den Rauch von Birlington vergessen ließ. Mit strahlenden Augen und elastischem Tritte schlug sie daher, begleitet von dem Lehrmädchen der Frau Piper, welches ihr Kleiderbündel trug, den Weg nach der Vorstadt ein.

Zwölftes Capitel.

Die unrichtige Rechnung.

Kate war nun in ihr Amt als Kindswärterin eingesetzt, und wenn sie dessen Obliegenheiten nicht sehr vollkommen erfüllte, so war Niemand da, der das bemerkte oder es ihr sagte. Der Vater des Kindes war in solchen Dingen ganz unwissend, und die andere Magd war, wie Kate sie Tags darauf ihrer Tante beschrieb, „eine gebrechliche alte Person, welche herumwühlte, ohne einen Begriff von Ordnung und Reinlichkeit zu haben."

Der erste Eindruck, den diese „achtungswerthe ält-

liche Person" auf Kate machte, war nichts weniger als angenehm. Sie erschien in demselben Anzuge, in welchem sie sich ihrem nunmehrigen Dienstherrn durch das Fenster präsentirt hatte; nur hatte sie jetzt noch eine große Schürze mit geräumigen Taschen vorgebunden. Die sonderbare Haube nahm ihre hervorragende Stelle über der Nase noch ein, und da Frau Roach dieselbe von früh Morgens bis spät Abends auf dem Kopfe behielt, so hatte Kate halb Lust, sie zu fragen, ob sie darin schlafe. Die Alte schien es indeß darauf anzulegen, sich die Zuneigung ihrer jungen Genossin zu erwerben, und sie fand bald einen bequemen Weg dazu, die Schmeichelei. Sie nannte Kate „meine Liebe" und „Schätzchen," lobte ihr schönes Gesicht und ihre trotzigen schwarzen Augen, wußte ihr immer etwas Angenehmes zu sagen, — so daß das Mädchen bald nichts mehr an ihr zu tadeln fand, selbst nicht im Vertrauen gegen Jane Piper, wenn sie zum Besuche bei ihren Verwandten einsprach. „So habe ich also Euch diese Stelle zu danken, Frau Roach," bemerkte Kate, als beide an einem Nachmittage in der über dem Wohnzimmer gelegenen Stube, welche Kate mit dem Säuglinge inne hatte, ihren Thee mit einander schlürften.

„Mir?' rief Frau Roach aus, indem sie ihre Untertasse zurückschob, in welche sie eben geblasen hatte, um den Thee abzukühlen. „Meiner Treu! ich wußte nie etwas von dir, bis ich, dem Herrn zu gefallen, dir nachfragte."

„Dem Herrn zu gefallen?" fragte Kate mit ungeheucheltem Staunen.

„Ja, dem Herrn zu gefallen! Er fragte mich, ob ich ausfindig machen könne, wo Kate Wilders wohne, eine junge Person, welche er als Kindswärterin annehmen möchte. Er wußte, daß sie bei einer Tante wohne, einer Kleidermacherin, die Frau Piper heiße; aber er hatte die Adresse verloren. Zufällig wußte ich nun, wo Frau Piper wohnte, weil sie früher in einem Hause, wo ich scheuerte, für die Köchin ein Kleid gemacht hatte. Da hab' ich's ihm gesagt."

„Das ist doch sonderbar," sagte Kate nachdenklich. „Was konnte er von mir wissen?"

„Ja, freilich," versicherte die Alte, indem sie eine wichtigthuende Miene annahm. „Sahst du ihn früher niemals, meine Liebe?"

„Nur einmal einen Augenblick," antwortete Kate sich verfärbend; „ich glaube aber nicht, daß er mich bemerkte."

„Natürlich bemerkte er dich," sagte Frau Roach. Ein Gesichtchen, wie das deinige, vergißt man nicht so leicht, wenn man es auch nur in der Geschwindigkeit gesehen hat; das glaube mir, mein Schatz."

„Meiner Seel'! es wäre doch wunderbar, wenn es wirklich so sein sollte," erwiederte Kate; und in der Freude ihres Herzens erzählte sie ihrer Gefährtin die ganze Geschichte mit Mutter Rachel und ihrer Prophezeiung. „Aber Ihr sehet wohl, Frau Roach," setzte sie hinzu, „daß der Name nicht stimmt, es ist nur ein E in Dennis Smith, und dieses E ist weder am Anfange noch am Ende. Und was für ein elendes Haus bewohnt er, für einen Mann von vornehmer Herkunft! Es ist

nicht viel größer und bei weitem nicht so schön, als meines Großvaters Hütte; und dazu noch dies Kind ....." sie warf einen flüchtigen Blick auf die Wiege, worin es schlief. „Es ist noch nicht drei Monate alt, wie Ihr sagt, und es sind vier oder fünf Monate, daß ich dem Herrn auf der Straße begegnete. Seine Frau muß damals noch am Leben gewesen sein; er konnte also unmöglich an mich denken."

„Damals vielleicht nicht," gab Frau Roach zu. „Seitdem aber mag er sich deiner erinnert haben. Und unter uns, mein Schatz, ich glaube durchaus nicht, daß das Kind ihm gehört. Es ist so braun, wie eine Beere. Ich glaube, er hat es von einer Zigeunerin gekauft, um irgend etwas damit anzufangen. Und hast du jemals gehört, daß Einer seinem leiblichen Kinde einen solchen Namen gegeben hätte? Wie heißt es auch? Ich habe es schon wieder vergessen."

„Francisco Henriquez," antwortete Kate.

„Ja, Francisco Henry Quiz — wer hat je einen solchen Namen gehört? Warum nicht kurz weg: Francis Henry? Du wirst sehen, das Kind ist nur so ein vorgebliches, so ein Wechselbalg, und wird zur rechten Zeit verschwinden."

„O Himmel!" rief Kate aus, indem sie nach dem schlafenden Kinde umsah, als wenn sie glaube, die Worte der Frau Roach sollten buchstäblich wahr werden, und das Bübchen werde wie ein Gespenst oder Kobold in einer blauen Flamme verschwinden.

„Aber er scheint es sehr lieb zu haben," fügte sie bei;

„er kommt oft her, und manchmal sitzt er eine ganze Stunde an seiner Wiege, um es anzusehen."

„Ja, das glaube ich; dabei sieht er aber verstohlener Weise nach dir, die ganze Zeit über. Du bist doch recht einfältig, Kind; merkst du denn nicht, daß das nur Verstellung ist und ein Vorwand, um bei dir zu sein?"

Kate war nur zu geneigt, dies zu glauben. „Aber der Name?" wendete sie ein — sie erhob gern Schwierigkeiten, bloß um sie widerlegen zu hören — „der Name, Frau Roach, und dies Häuschen!"

„Das ist alles Verstellung, wie das bei Liebesgeschichten gewöhnlich vorkommt. Meiner Treu, kann denn nicht ein Mann einen Namen annehmen, welchen er will? Nichts ist leichter. Es wird sich schon herausstellen, daß er einen schönen, hochklingenden Namen hat — laß hören — Edgar Delavine oder Ernest Belvidere, nicht wahr, das ginge schon? Lord Ernest Belvidere! Das klingt großartig, nicht wahr, mein Schätzchen? Wie würde es dir gefallen, Lady Ernest Belvidere zu werden?" Und die Alte lachte, daß es schallte und sie ihren Thee halb ausgoß.

Kate lachte auch und erröthete; sie meinte, Frau Roach habe „eine gewaltige Phantasie und denke an so närrische Dinge." Nichts desto weniger hörte sie gern von diesen närrischen Dingen sprechen, und die Beiden schnatterten fort bei ihrem Thee und dann bei leeren Tassen, weit über die Zeit hinaus, zu welcher der arme Francisco gefüttert werden sollte. Das „vorgebliche"

Kind schwebte in Gefahr, gänzlich in Vergessenheit zu gerathen, hätte es nicht ein erbärmliches Jammergeschrei erhoben und dadurch ein unverkennbares Zeichen seines Daseins gegeben.

Die Alte machte sich mit anderer Leute Angelegenheiten viel zu schaffen und schien es darauf anzulegen, alle mit einander in freundliche Beziehung zu bringen. Eines Tages fand sie ihren Dienstherrn auf dem mit Pferdehaarstoff überzogenen Sopha ruhend, welches, im Einklang mit den lilliputischen Dimensionen des Zimmers, so klein war, daß es wie eine Satyre auf den Begriff der Bequemlichkeit aussah. Da konnte sie sich nicht enthalten zu bemerken: „Meiner Treu, Herr, Sie haben einen Schatz von einer Kindswärterin oben," indem sie mit den Augen zwinkerte und mit dem Daumen nach der Zimmerdecke zeigte.

Es war eine prächtige Gelegenheit zum Plaudern, denn sie war im Begriff den Tisch zu decken, — ein Geschäft, das sie möglichst in die Länge zu ziehen suchte, und bei welchem wirklich schon etwas zu thun war; denn der Tisch war klein, und es mußte Raum gefunden werden für Messer, Gabeln, Gläser und Teller dreier Personen. Der Hausherr speiste nämlich nach patriarchalischer Sitte mit seinem Gesinde, während das Kind, in ein Kissen gewickelt, auf das Sopha gelegt wurde.

„Sie scheint ein recht gutes Mädchen zu sein;" meinte der vorgebliche Herr Dennis Smith, oder vielmehr Edmund Vane, wie der Leser bereits gemerkt haben wird.

„Sie ist ein sehr gutes Mädchen," wiederholte Frau Roach; „und für das liebe Kind sorgt sie wie eine zärtliche Mutter; man kann sie kaum einen Augenblick von ihm wegbringen. Und niemals sieht man sie am Fenster stehen, trotz dem, daß sie so schön ist, und herumgaffen, wie es so viele junge Mädchen thun."

Edmund war von diesem Bericht über Kate's Verdienste so gerührt, daß er zu überlegen begann, ob er nicht verpflichtet sei, ihr für die zärtliche Sorgfalt um sein Kind seinen Dank ganz besonders zu bethätigen.

Nachdem Frau Roach den Tisch gedeckt hatte, ging sie in's Hinterzimmer, das ihr zur Küche und zum Schlafzimmer diente, „um anzurichten," wie sie sagte. Allein es mußte ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf gefahren sein, denn sie rannte zuerst die Stiege hinauf zu Kate, welche im geraden Widerspruch mit der Versicherung ihrer Gönnerin sich damit unterhielt, zum Fenster hinauszuschauen, während das „liebe Kind" in seiner Wiege sich beinahe zu Tode schrie.

„Kate, nimm doch das Kind, bring' es zum Schweigen und gehe mit ihm in's Wohnzimmer hinab. Ich werde sogleich anrichten. Der Herr hat dich bei mir gelobt, und wenn er etwas der Art zu dir sagt, so sei nicht blöde und sprich, wie es ihm gefällt. Lobe das Kind und stelle dich, als ob du es außerordentlich lieb hättest; wenn ich auch nicht glaube, daß es ein Härchen von ihm hat, so wird das doch gut aussehen und ihn für dich einnehmen, dich bei ihm interessant machen."

Man muß Kate die Gerechtigkeit widerfahren lassen,

zu sagen, daß sie keine Neigung zu List und Verstellung hatte, aber sie war auf dem Wege dazu. Sie suchte das Kind, so gut sie konnte, zu beruhigen und ging mit ihm hinab.

Als sie eintrat, stand Edmund auf, um nach seinem Kinde zu sehen. „Ist der Kleine wohl?" fragte er. „Ich meinte, ich hätte ihn schreien hören."

„O der liebe kleine Schreihals, er will sich auch ein Mal vernehmen lassen, Sir," antwortete Kate mit ihrem süßesten Lächeln; „aber es ist ein gesunder Junge, und so ein schönes Kind!"

„Wenigstens ist er schön und kostbar in meinen Augen," erwiederte Edmund, „und ich bin Ihnen, Kate, wirklich Dank schuldig für Ihre unablässige und zärtliche Sorgfalt für ihn."

„O Sir," entgegnete Kate erröthend und sich verneigend, „Ihnen zu Gefallen .... es ist ja nicht der Rede werth."

„Ich weiß, Sie wollen sagen," versetzte Edmund „es sei Ihre Pflicht, für ihn zu sorgen. Das ist allerdings wahr; allein es gibt zwei Wege, seine Pflicht zu thun: den einen, sie oberflächlich und apathisch" — es würde Kate in Verlegenheit gebracht haben, wenn sie das Wort hätte erklären sollen; allein Edmund sprach gewöhnlich mit ungebildeten Leuten weniger in der Absicht, von ihnen verstanden zu werden, als zu seiner eigenen Befriedigung, — „den einen, sie oberflächlich und apathisch zu thun, den andern, sie mit Eifer und Liebe zu erfüllen. Das ist's, wofür ich dankbar bin. In

den Beziehungen, in denen wir zu einander stehen, sollten stets die letztern Gefühle vorwalten."

Die arme Kate mißverstand diese feinen Redensarten gänzlich, und es wäre schwer zu bestimmen, was sie in ihrer seligen Verwirrung gesagt haben würde, wenn nicht Frau Roach die Speisen hereingebracht hätte. Sicherlich hätte sie ihren thörichten Irrthum verrathen! Es war Schade, daß sie dieser Beschämung entging, hätte sie dieselbe auch mit einer tiefen Kränkung zu bezahlen gehabt. Indeß nun dauerte die unglückselige Täuschung fort. Das einfältige Mädchen wußte während des Mittagessens kaum, was sie that; sie aß und trank, ohne es zu wollen, so vollkommen erfüllte die Freude über das Gehörte ihre Seele; sie war, wie man nicht unpassend zu sagen pflegt: „im Narrenparadies." Edmund war zu zerstreut, um ihre Verwirrung wahrzunehmen; seine Geistesabwesenheit verhinderte ihn gewöhnlich, das Gebahren seiner beiden Tischnachbarinnen zu bemerken. Er sah eben so wenig, daß Kate mit dem Messer aß, als daß Frau Roach die Knochen mit Hülfe ihrer Hände und der beiden letzten Backenzähne, die sie noch besaß, ganz behaglich abnagte und nach dieser Operation die Finger durch Ablecken reinigte.

Nachdem das Mittagessen vorüber, setzte Edmund sich nieder, um an Gerald Ponyers zu schreiben. Er zeigte ihm an, daß er gegenwärtig unter einem angenommenen Namen in Birlington sich aufhalte, aus Gründen, die er ihm mündlich mittheilen werde; es sei aber höchst wichtig, daß er diese Nachricht geheim halte. Er ersuchte Gerald,

ihn so bald zu besuchen, als er schicklich abkommen könne, und theilte ihm schließlich seinen fingirten Namen und seine Adresse mit. Nachdem er den Brief beendigt hatte, trug er ihn selbst auf die Post.

Kate war, nach dem was vorgefallen, zu unruhig und aufgeregt, als daß sie es zwischen den engen Wänden ihres Zimmerchens hätte aushalten können. Sie nahm daher das Kind auf den Arm und ging hinab, um sich unter die Hausthüre zu stellen, wo sie das Vergnügen genießen konnte, um sich zu gaffen und vielleicht die Bewunderung eines Vorübergehenden zu erregen, — ein Tribut, den ihre Eitelkeit trotz ihrer vermeintlichen großen Eroberung durchaus nicht verschmähte.

Als sie der Frau Roach in dem schmalen Hausgange begegnete, sagte sie: „Um Gottes Willen, Frau Roach, ich glaube, es ist wirklich so, wie Ihr gesagt habt! Er hat mir so gut als erklärt, daß er über meine Gegenliebe erfreut sei .... er hat meine Liebe erkannt, sie ist wechselseitig. Ich wüßte aber wirklich nicht, daß ich sie ihm jemals gezeigt hätte!"

Sie hätte beifügen können, sie wisse auch nicht sicher, ob sie je Liebe für ihn gefühlt habe. Indeß sie überredete sich schnell, daß sie zum Sterben verliebt sei, und während sie, an dem Thürpfosten lehnend, einige von den Liedern sang, die sie in ihrem Dorfe gelernt hatte, erging sich ihre Phantasie in den lieblichsten Träumen einer glänzenden Zukunft, und sie wünschte sich im Stillen Glück, daß sie William Marsh nicht geheirathet hatte. Da bemerkte sie, daß ein Mann von der andern Seite

den Beziehungen, in denen wir zu einander stehen, sollten stets die letztern Gefühle vorwalten."

Die arme Kate mißverstand diese feinen Redensarten gänzlich, und es wäre schwer zu bestimmen, was sie in ihrer seligen Verwirrung gesagt haben würde, wenn nicht Frau Roach die Speisen hereingebracht hätte. Sicherlich hätte sie ihren thörichten Irrthum verrathen! Es war Schade, daß sie dieser Beschämung entging, hätte sie dieselbe auch mit einer tiefen Kränkung zu bezahlen gehabt. Indeß nun dauerte die unglückselige Täuschung fort. Das einfältige Mädchen wußte während des Mittagessens kaum, was sie that; sie aß und trank, ohne es zu wollen, so vollkommen erfüllte die Freude über das Gehörte ihre Seele; sie war, wie man nicht unpassend zu sagen pflegt: „im Narrenparadies." Edmund war zu zerstreut, um ihre Verwirrung wahrzunehmen; seine Geistesabwesenheit verhinderte ihn gewöhnlich, das Gebahren seiner beiden Tischnachbarinnen zu bemerken. Er sah eben so wenig, daß Kate mit dem Messer aß, als daß Frau Roach die Knochen mit Hülfe ihrer Hände und der beiden letzten Backenzähne, die sie noch besaß, ganz behaglich abnagte und nach dieser Operation die Finger durch Ablecken reinigte.

Nachdem das Mittagessen vorüber, setzte Edmund sich nieder, um an Gerald Poyers zu schreiben. Er zeigte ihm an, daß er gegenwärtig unter einem angenommenen Namen in Birlington sich aufhalte, aus Gründen, die er ihm mündlich mittheilen werde; es sei aber höchst wichtig, daß er diese Nachricht geheim halte. Er ersuchte Gerald,

ihn so bald zu besuchen, als er schicklich abkommen könne, und theilte ihm schließlich seinen fingirten Namen und seine Adresse mit. Nachdem er den Brief beendigt hatte, trug er ihn selbst auf die Post.

Kate war, nach dem was vorgefallen, zu unruhig und aufgeregt, als daß sie es zwischen den engen Wänden ihres Zimmerchens hätte aushalten können. Sie nahm daher das Kind auf den Arm und ging hinab, um sich unter die Hausthüre zu stellen, wo sie das Vergnügen genießen konnte, um sich zu gaffen und vielleicht die Bewunderung eines Vorübergehenden zu erregen, — ein Tribut, den ihre Eitelkeit trotz ihrer vermeintlichen großen Eroberung durchaus nicht verschmähte.

Als sie der Frau Roach in dem schmalen Hausgange begegnete, sagte sie: „Um Gottes Willen, Frau Roach, ich glaube, es ist wirklich so, wie Ihr gesagt habt! Er hat mir so gut als erklärt, daß er über meine Gegenliebe erfreut sei .... er hat meine Liebe erkannt, sie ist wechselseitig. Ich wüßte aber wirklich nicht, daß ich sie ihm jemals gezeigt hätte!"

Sie hätte beifügen können, sie wisse auch nicht sicher, ob sie je Liebe für ihn gefühlt habe. Indeß sie überredete sich schnell, daß sie zum Sterben verliebt sei, und während sie, an dem Thürpfosten lehnend, einige von den Liedern sang, die sie in ihrem Dorfe gelernt hatte, erging sich ihre Phantasie in den lieblichsten Träumen einer glänzenden Zukunft, und sie wünschte sich im Stillen Glück, daß sie William Marsh nicht geheirathet hatte. Da bemerkte sie, daß ein Mann von der andern Seite

der Straße her sie beobachtete. Er begnügte sich nicht, im Vorübergehen einen Blick auf sie zu werfen, sondern blieb nachdenkend stehen und betrachtete sie, wie Einer, der einen Andern zu erkennen glaubt, aber seiner Sache nicht gewiß ist. Nun kam er quer über die Straße auf sie zu. Als Kate ihn näher ansah, kam auch ihr sein Gesicht bekannt vor, obgleich sie sich nicht erinnern konnte, bei welcher Gelegenheit sie ihn gesehen habe. Sein Aeußeres war übrigens weder anziehend noch vornehm, und sie würde ihm wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, hätte es nicht geschienen, als wolle er sie anreden.

„Habe ich nicht das Vergnügen," sagte der Fremde, als er an der Gartenthüre stand, „die Braut von Somerton zu sprechen? Ein so interessantes Gesicht vergißt man nicht."

Bei diesen Worten erwachte die Erinnerung an den rothhaarigen Künstler, welcher ihr Portrait gezeichnet hatte, aber Kate war jetzt in einer ganz andern Stimmung als damals; dieselben Aeußerungen der Bewunderung, welche ihr vor einigen Monaten geschmeichelt hatten, wurden jetzt höchstens mit stolzer Herablassung aufgenommen. Sie sah auf den demüthigen Maler von dem Standpunkte herab, den ihr künftiger Gemahl, wie sie glaubte, in der Gesellschaft einnahm, und betrachtete daher sein Compliment beinahe als eine Unziemlichkeit.

„Es hat mich einmal Jemand so genannt, wenn ich nicht irre," erwiederte sie in gleichgültigem Tone; „aber das machte auf mich so geringen Eindruck, daß ich es vergessen hatte."

„Natürlich mußte die liebliche Maikönigin mehr Eindruck auf mich machen, als ich auf sie zu machen im Stande war,“ sagte der Maler mit eigenthümlichem Lächeln. „Sie haben wohl inzwischen Hochzeit gehalten? Gehört der schöne schwarzäugige Knabe Ihnen? Ach nein, ich besinne mich, es kann nicht sein.“

„Ich bin nicht verheirathet,“ sagte Kate trocken.

„Also nicht verheirathet; dann sind Sie vermuthlich hier in Dienst? Ich hatte gehofft, dies gemüthliche Häuschen gehöre seiner reizenden Bewohnerin.“

„Ich habe die Pflege dieses Kindes übernommen, einem Herrn zu Gefallen, welcher für jetzt hier wohnt,“ antwortete das Mädchen, indem sie den Kopf in die Höhe warf und die Worte „für jetzt“ stark betonte. „Was aber das Dienen betrifft, so bin ich meine eigene Herrin, sollt' ich meinen.“

„Wirklich?“ versetzte der Künstler mit demselben nicht sehr angenehmen Lächeln. „Das scheint ein merkwürdiges, ungewöhnliches Verhältniß zu sein. Darf ich nach dem Namen des Herrn fragen, dem Sie so freundlich aushelfen?“

„Der Herr, welcher für jetzt dieses kleine Haus bewohnt, ist als Herr Dennis Smith bekannt,“ antwortete Kate.

„Als Herr Dennis Smith *bekannt*?“ wiederholte der zudringliche Frager. „Dann ist dies nicht sein wahrer Name, meinen Sie?“

„Ich kann wirklich nicht so viele Fragen beantworten. Wenn Sie Herrn Dennis Smith zu sehen wünschen und

ihn selbst fragen wollen, so können Sie es thun, — wenn es ihm gefällig ist, Sie vorzulassen. Gegenwärtig ist er indessen nicht zu Hause, und ich habe keine Lust, über seine Privatverhältnisse mit Jemanden zu sprechen, den ich nicht kenne."

„Sie sind die Verschwiegenheit und die Liebenswürdigkeit selbst," entgegnete der unerschütterliche Gregory. „Entschuldigen Sie meine Neugierde: ich kannte einst einen Herrn, der Dennis Smith hieß. Ist der Herr, dessen Kind zu pflegen Sie so gütig sind, nicht ein kurzer dicker Mann mit blauen Augen und röthlichem Gesichte —"

„O Jemine," rief Kate aus, „was fällt Ihnen ein? Er ist gerade das Gegentheil! Er ist groß und schlank, und hat schwarze Augen — und was für Augen! Er ist ganz gewiß kein Bekannter von Ihnen. Aber ich will Ihnen etwas sagen: gleich wird er zurückkommen und Sie zurecht setzen, daß Sie mich mit Ihrem Geschwätze so aufhalten."

„Dann wird wohl das Beste sein, daß ich mich aus dem Staube mache, ehe ich diesem wunderbaren Augenpaar begegne," spottete der Künstler.

Indem er dies sagte, machte er gegen Kate eine höfliche, aber etwas übertriebene Verbeugung und ging ruhig seiner Wege.

„Welch häßlicher, langweiliger, unverschämter kleiner Affe!" sagte das Mädchen zu sich selbst, als sie in's Haus zurückging.

„Denke nicht mehr daran, Schätzchen," beruhigte Frau

Roach sie, als sie bei ihr über den lästigen Frager klagte: „denke an so etwas nicht! Wenn du einmal Lady Ernest Belvidere bist, so kannst du ihn fortjagen lassen, wenn er nur wagt, dich anzusehen. Aber jetzt komm', gute Kate, und hilf mir bei einem kleinen Geschäfte. Der Herr zahlt gern regelmäßig, und deshalb muß ich meine Rechnung aufstellen. Nun bin ich aber keine Gelehrte; darum nimm du die Feder und schreibe auf, was ich dir angebe. Halt, zuerst der Metzger. Hier ist die Rechnung: sechszehn Shilling und sechs Pence. Hast du's hingesetzt?"

„Ist das für eine Woche?"

„Ja, für eine Woche; der Herr zahlt wöchentlich, aber in der vorigen Woche konnte er meine Schrift nicht lesen."

„Das ist viel für eine Woche, sechszehn Shilling und sechs Pence," bemerkte Kate.

„Das Fleisch ist aufgeschlagen," versetzte Frau Roach; „und dann sind unser Drei zum Essen, und der Herr gab neulich einem Bettler ein großes Stück zum Fenster hinaus. Jetzt der Bäcker: sieben Shilling und vier Pence."

„Oho! sieben Shilling und vier Pence, ist das auch richtig?"

„Das Mehl für die Torten war auch dabei, und die Mäuse haben viel weggefressen. Butter — wo ist doch die Butterrechnung hingekommen? Thut aber nichts, ich weiß, wie viel wir hatten: drei und ein halb Pfund zu fünfzehn Pence; laß hören, was das ausmacht."

„Vier Shilling, vier ein halb Pence, mein' ich," erwiederte Kate. „Aber wartet ein wenig, da liegt ein

Stück Papier unter dem Tische; das ist's vielleicht. Ja wohl, das ist's . . . . . Da habt Ihr euch aber geirrt, Frau Roach, das Pfund kostet nur einen Shilling, nicht fünfzehn Pence."

„Unsinn, Kind," entgegnete die Alten trocken; „das ist alles eins, den Herrn kostet das Pfund fünfzehn Pence. Das ist mein Profitchen."

„Das ist ja nicht ehrlich; oder ist denn das erlaubt?" fragte Kate. Sie konnte nicht zweifeln, aber sie kleidete ihre Bemerkung in die Form einer Frage, aus Furcht, ihre alte Schmeichlerin zu beleidigen.

„Ehrlich? Ich meine doch! Was ist denn Unredliches dabei, möcht' ich wissen? Das thut jeder, der kein geborener Dummkopf ist. Ich kaufe die Sachen ein, lege das Geld für den Herrn aus; soll ich nun nichts für meine Mühe haben? Lungert so ein reicher Mann den ganzen Tag auf dem Sopha herum und ißt das Beste von den guten Sachen, die ich alte Frau bloß das Vergnügen habe, für ihn zu kochen, und die er mit seinen schönen weißen Händen nicht kochen könnte, wenn man ihm hundert Pfund dafür bezahlte, — und er sollte dann nicht eine Kleinigkeit mehr für die Sachen zahlen?"

Die tiefliegenden Augen der Alten funkelten mit einem so unheimlichen Ausdrucke unter ihrem Wetterdache hervor, daß Kate von einem Schauer überlaufen wurde, und stille schwieg. Frau Roach, welche einen Augenblick gerastet hatte, begann ihr Schelten von neuem.

„Ich will dir sagen, was ungerecht und unredlich ist! Dieser reiche Mann hier thut gar nichts, als müßig gehen

und den lieben langen Tag dem Vergnügen nachlaufen; er schläft im besten Bett und im besten Zimmer, hat alles hübsch sauber und behaglich; aber ich armes Weib muß mich abmühen den ganzen Tag, früh und spät, bin die letzte, um das Haus zu schließen, früh auf, um es zu öffnen, muß bei jedem Wetter auf den Markt, und schlafe auf dem schlechten Bett in der heißen Küche, wo man beinahe ersticken muß, mitten unter den Schwabenkäfern, die da herumkriechen, und dafür bekomme ich nur meinen bettelhaften Lohn — das ist unredlich, sage ich! Darum zahle ich mir selbst eine Kleinigkeit zur Ausgleichung."

„Gibt es hier von den häßlichen Schwaben?" fragte Kate, „ich fürchte mich so vor ihnen."

„Bei Tage sind sie ganz ruhig," sagte die schlaue Alte, „aber jede Nacht Schlag halb elf Uhr kommen sie in Schaaren und kriechen auf Einem herum. Alle beinahe sind schwarz, aber einige sind scharlachroth."

„O Jemine!" schrie Kate, „ich wundere mich, daß Ihr da schlafen könnt."

„Gut, darüber wunderst du dich — dann wundere dich aber nicht länger, daß ich mein Profitchen nehme."

Kate war zum Schweigen gebracht, wiewohl nicht überzeugt; und was mehr ist, sie wußte recht gut, daß ihr Schweigen sträflich war; — sie wußte es, fühlte es nicht bloß; denn der Unwissendste weiß, daß es Gelegenheiten gibt, wo Schweigen so gut als Einwilligen, und Einwilligen Theilnahme an fremder Sünde ist. O ja, sie wußte es wohl, und ihr Gedächtniß erinnerte sie leb-

haft an Vater Lawrence mit dem ehrwürdigen Silberhaar, das schon grau war, als sie noch in den Kinderschuhen ging und vor dem Altare ihm den Katechismus auffsagte; — damals, als ihr junges Herz die Lehre der göttlichen Weisheit aus dem Munde des heiligen Priesters in der anbetungswürdigen Gegenwart ihres Gottes vernahm, wurde ihr schon gesagt, daß sie eher sterben, ja tausendmal sterben müßte, als leben, um Gott tödtlich zu beleidigen! Jetzt aber scheint ihr eine Beleidigung Gottes beinahe eine durch ihre Lage gebotene Nothwendigkeit. Die böse Rathgeberin hat sich Kate's unbegrenzter Eitelkeit so unentbehrlich gemacht, daß sie nicht im Stande ist, ihr zu widersprechen, daß sie sich nicht getraut, ein Wort zu sagen. Ach, arme Kate!

Dreizehntes Capitel.

Erkennungsscenen.

Am folgenden Tage, als Frau Roach eben den Tisch gedeckt und das Zimmer verlassen hatte, sprang Edmund Vane plötzlich vom Sopha auf. Er hatte Gerald Poyers auf der andern Seite der Straße erblickt, wie er stehen blieb, um das Haus aufzusuchen. Edmund war im Augenblick an der Thüre und winkte seinem Freunde.

„Gott sei Dank,“ sagte Gerald, als sie sich mit Wärme die Hände drückten, „daß du lebst und gesund bist. Aber wie böse war es von dir, die ganze Zeit über nicht das mindeste Lebenszeichen von dir zu geben!“

„Warum solltet ihr mich denn für todt halten?“ fragte Edmund mit Verwunderung.

„Für todt halten, theuerer Freund!“ versetzte Gerald. „Wir hielten dich nicht bloß für todt, wir wußten, daß du todt seiest. Nur der Augenschein kann mich vom Gegentheil überzeugen; kaum mochte ich deiner Handschrift trauen. Deine ganze Familie ist um dich seit zwei Monaten in tiefer Trauer und hat Messen ohne Ende für dich lesen lassen. Es ist doch wahrhaftig kein Spaß, Einen auf solche Weise zu behandeln.“

„Du setzest mich in Erstaunen,“ sagte Edmund. „Welches sonderbare Mißverständniß! Es ist wahr, ich habe nicht geschrieben; aber ich hatte ja doch meine Mutter auf die Wahrscheinlichkeit eines langen Stillschweigens von meiner Seite vorbereitet.“

„Sehr schön; aber wenn das Schiff, auf welchem du, wie wir positiv wußten, dich eingeschifft hattest, mit Mann und Maus zu Grunde ging, was folgte daraus?“

„Guter Gott! durch welche gnädige Fügung bin ich gerettet worden!“ rief Edmund aus, indem er sich andächtig bekreuzte. „Ich schiffte mich allerdings ein, allein ich landete wieder, bevor ich vierundzwanzig Stunden an Bord gewesen war.“

Edmund setzte seinen Freund nun von dem Verluste in Kenntniß, den er erlitten. Der Brief, der ihn davon benachrichtigte, war von der Hand seiner Schwägerin, und sehr lang; den letztern Theil desselben, der sich auf Geldangelegenheiten bezog, las er erst, nachdem das Schiff den Hafen verlassen hatte. Sein Schwiegervater

war einen Tag nach Julia's Entbindung plötzlich gestorben. Der Schrecken hatte ihr ein Fieber zugezogen, und sie folgte ihm bald darauf in's Grab. Die Pension des alten Mannes war mit seinem Tode für die Familie verloren, und als seine Vermögensumstände untersucht und seine Schulden bezahlt waren, fand sich, daß eine sehr unbedeutende Summe alles war, was die beiden Töchter zu theilen hatten. Eine Tante hatte Caterina zu sich genommen, und man hatte geglaubt, die kleine Summe, die ihrer Schwester, wenn sie am Leben geblieben wäre, zugefallen sein würde, könnte am zweckmäßigsten dazu verwendet werden, das Kind durch eine Wärterin zu seinem Vater bringen zu lassen.

Edmund entdeckte so zu seiner großen Bestürzung, daß sein Kind vielleicht in demselben Augenblicke in England ankommen würde, wo er sich nach Spanien auf den Weg gemacht hatte. Zufälliger Weise erschien bald ein Schiff in Sicht, welches angerufen wurde. Es war auf der Fahrt nach London begriffen. Der Capitän der „Isabella" war so artig, Edmund sein Ueberfahrtsgeld zurückzustellen und ihn an Bord dieses Schiffes bringen zu lassen. In London mußte er einige Zeit bis zur Ankunft des Kindes warten, indem das spanische Schiff durch widrige Winde aufgehalten worden war; da er nie eine Zeitung las, so blieb ihm der Schiffbruch der „Isabella" unbekannt. Ein weiterer Aufenthalt in London wurde dadurch verursacht, daß das Kind von den Masern befallen wurde, und Edmund hatte vor einigen Tagen erst wagen können, nach Birlington zu ziehen.

Gerald drang in ihn, seine betrübten Verwandten alsbald von seinem Leben in Kenntniß zu setzen.

„Ich wünsche natürlich," versetzte Edmund, „meine Mutter und Alice so bald als möglich zu trösten; aber was meinen Vater betrifft, so würde er alle meine Plane durchkreuzen, wenn er nicht noch einige Zeit über mich im Dunkeln bliebe. — Es bedarf nur kurzer Zeit, nur so vieler als hinreichend ist, um mich mit dem Bischofe bezüglich meiner Studien in Einvernehmen zu setzen. Ich will mich ganz in seine Hände geben und ihn zu Rathe ziehen, wohin ich mich behufs derselben wenden soll. Ich kann sogleich nach dem Orte, den er wählt, abgehen, sobald ich meine Anordnungen hinsichtlich der Unterbringung meines Kindes in irgend einem Kloster beendet habe. Wenn auf diese Art alles in's Reine gebracht ist, muß mein Vater sich überzeugen, daß ich meine Wahl getroffen habe und weder für mich noch für mein Kind bettele, — dann will ich ihm gleich alles offenbaren."

„Von welchen Studien sprichst du denn?" fragte Gerald. „Ich verstehe dich durchaus nicht."

„Ich will Theologie studiren und Priester werden. Ich glaube Beruf dazu zu haben."

„Beruf!" rief sein Freund lächelnd aus; „ungefähr so viel, sollte ich meinen, als ich Beruf zum Seiltänzer habe, oder noch etwas weniger. Verzeihe mir, Edmund: es ist nicht meine Absicht, dich zu beleidigen; aber ich besorge wirklich, daß du in einer Täuschung befangen bist."

„Gewiß nicht," entgegnete Edmund. „Gerald, ich

bin gänzlich umgewandelt seit meinem schmerzlichen Verluste; du findest mich nicht mehr wieder, wie ich war. Die Welt gilt mir nichts mehr."

„Ich zweifle nicht," sagte Gerald freundlich, „daß das jüngst erlittene große Unglück dir jedes Interesse für weltliche Dinge benommen hat. Glaube nicht, weil ich so spreche, daß es mir an Mitgefühl fehle; bedenke jedoch, daß solche Gefühle nicht als Beweis eines Berufes gelten können. Ich leugne natürlich nicht die Möglichkeit, daß du Beruf habest; aber darüber können weder ich noch du, sondern nur deine geistlichen Führer urtheilen. Welche Mittel aber stehen dir denn zu Gebot, um für dein Kind zu sorgen und deine Studien unabhängig von der Unterstützung deines Vaters fortzusetzen."

„Meine Hülfsquellen sind nicht bedeutend," antwortete Edmund; „aber so wie sie sind, werden sie hoffentlich ausreichen. Meine Großmutter hinterließ mir, als ich noch ein Kind war, einige hundert Pfund Einkünfte; denn zur Zeit ihres Todes war mein älterer Bruder, welcher jung starb, noch am Leben, und sie begünstigte mich auch darum, weil sie meine Pathin war. Das Capital ist durch die Zinsen, die ich nicht gebrauchte, inzwischen angewachsen. Die bedeutende Summe, welche der Vater mir aussetzte, in Verbindung mit meinen Aussichten als nunmehriger einziger Sohn, ließen es mich bis jetzt nicht beachten. Nach der unfreundlichen Erörterung mit meinem Vater, deren du dich erinnern wirst, kündigte ich indessen das Geld, da ich dachte,

bald zur Bestreitung meiner Bedürfnisse davon Gebrauch machen zu müssen. Wirklich habe ich auch bisher davon gelebt; allein es ist meine Absicht, mir mit dem Reste sogleich eine kleine Leibrente zu kaufen."

Gerald hörte diese Auseinandersetzung an, ohne eine Bemerkung zu machen, und fügte nur bei, er hoffe, daß das Geheimniß nicht allzu lange bewahrt werden solle, indem er sonst für sein Stillschweigen nicht bürge.

„Keinen Tag mehr in Beziehung auf meine Mutter und Schwester," antwortete Edmund, „und so wirst du von aller Verantwortlichkeit frei sein. Ich will an Alice schreiben und sie bitten, meiner Mutter die Nachricht beizubringen, daß ich noch lebe; wenn du den Brief mitnehmen und ihr gelegentlich zustellen willst . . . ."

„Ich möchte lieber nicht," entgegnete Gerald rasch; „du mußt dich schon um einen geeignetern Boten umsehen."

„Du hast vielleicht Recht," sagte Edmund; „mit der Post aber geht es nicht. Alice kann ihre Gefühle nicht beherrschen, und sie möchte den Brief in Gegenwart Anderer erhalten." Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, rief er aus: „Daß ich nicht früher daran dachte! Ich will an Vater Lawrence schreiben. Nebenbei gesagt, es ist wahrscheinlich, daß er seit meinem vermeintlichen Tode meine Familie von meiner Ehe in Kenntniß gesetzt hat; denn ihm habe ich nichts verheimlicht."

Für Gerald war es eine traurige Aufgabe, seinen Freund von dem am Morgen der Rückkehr von Ply-

mouth erfolgten Tode des guten Priesters in Kenntniß zu setzen.

Edmund wurde von diesem Schlage hart getroffen; er hatte mit großer Liebe an Vater Lawrence gehangen. „Ich Unglücklicher!“ rief er aus; „es war die Bekümmerniß um mich, die seinen Tod beschleunigt hat. Kummer und Tod trifft Alle, die ich liebe, und die, welche mich lieben!“

Es dauerte einige Zeit, bis Edmund so viel Fassung gewinnen konnte, um die Unterredung aufzunehmen und auf den Gegenstand zurückzukommen, über den sie gesprochen: — auf welche Art Alice am besten davon in Kenntniß gesetzt werden könne, daß er noch lebe. Gerald meinte, er solle an den Priester schreiben, der die Stelle des Vaters Lawrence zu Somerton vertrete. Damit war Edmund nicht einverstanden; dieser war ihm fremd, und er wollte ihn mit seinen Angelegenheiten nicht behelligen; überdies, um die Wahrheit zu sagen, handelte Edmund gern nach seinem Kopfe. Gerald nahm keine Spur von der günstigen Umwandlung wahr, welche mit Edmund vorgegangen sein sollte. Er bemerkte noch denselben reizbaren Stolz, dieselbe eigenwillige Starrköpfigkeit; denn bei aller anscheinenden Milde und Nachgiebigkeit hörte Edmund selten auf guten Rath und ging fast immer seinen eigenen Weg. Wo er auf Widerspruch zu stoßen fürchtete, verbarg er seine Absichten, und nur selten änderte er sie auf die Vorstellungen Anderer hin. Edmund hatte, mit einem Worte, die Quer-

köpfigkeit und den Starrsinn, welche schwachen Charakteren eigenthümlich sind.

„Du mußt bei mir bleiben und mit mir zu Mittag speisen, Gerald," sagte er zu seinem Freunde. „Du siehst, ich dinire um die Mittagszeit; allein du kannst es für dich meinetwegen als Frühstück betrachten."

„Ich danke dir, nein," versetzte Gerald; „ich sehe, du erwartest Gäste."

„Keinen Menschen; ich kenne hier gar Niemand. — Ach, du bemerkst die beiden andern Teller? Ich bin gewöhnt, meine Hauptmahlzeit mit meinem wenigen Gesinde zusammen zu verzehren, mit der Wärterin meines Kindes und der Köchin. Dies bringt natürlich für mich eine kleine Unbequemlichkeit mit sich, da ich lieber allein speisen würde. Es war jedoch die gute alte Sitte unserer Voreltern, und ich habe oft die Kluft beklagt, welche heut zu Tage die höhern Stände und die untern Klassen von einander trennt. Es ist dadurch nicht besser geworden."

„Das ist sehr wahr," erwiederte Gerald; „und doch bezweifle ich sehr, ob viel damit gewonnen wird, wenn man gewaltsam gegen die Sitten der Zeit ankämpft, in der man lebt."

„Da sehe ich mich arg getäuscht," sagte Edmund; „ich dachte, du wenigstens würdest mit mir übereinstimmen."

„Im Grundsatze thue ich das allerdings, und in der Ausführung in so fern, als die Klugheit es gestattet. Manche Leute glauben sogar, ich sei geneigt, noch ein

wenig weiter zu gehen. Darum bekümmere ich mich indeß blutwenig, so lange jene Klasse selbst, welcher ich zu nutzen wünsche, mich nicht mißversteht. Wenn man aber die Sache so auf's Aeußerste treibt, daß man die Untergebenen verleitet, unsere Beweggründe zu mißdeuten, dann wird Unheil gestiftet, anstatt Gutes."

„Die mittelalterliche Sitte," bemerkte Edmund, um seine Gedanken weiter zu entwickeln, „daß Herr und Diener mit einander an demselben Tische aßen, war so schön."

„Ja wohl; allein was wissen deine Mägde von mittelalterlichem Gebrauche? Zehn gegen eins gewettet: sie halten dich für närrisch und überspannt."

„Es versteht sich von selbst," erwiederte Edmund, „daß ich nicht beabsichtige, sie heute mit uns speisen zu lassen. Beiläufig bemerkt, ist es nicht auffallend, daß Kate Wilders aus Somerton meine Kindswärterin ist? Ich fürchtete anfangs, sie möchte mich erkennen, da sie mich wohl ein Mal gesehen haben mag."

„Kate Wilders! Die kenne ich; sie ist ein schönes Mädchen. Sie sollte sich mit William Marsh verheirathen, gab ihn aber auf. Für ihn war's um so besser, denn er hat nun eine viel gescheidtere Wahl getroffen."

„Sie scheint ein gutes Mädchen zu sein," sagte Edmund. „Weißt du etwas Nachtheiliges über sie?"

„Das nicht; nur kommt es mir vor, als sei sie faul und gefallsüchtig. Wirklich, Edmund, es muß sonderbar aussehen, dich und dein schönes Kindsmädchen mit ein-

ander zu Mittag speisen zu sehen! — Du mußt bedenken, die Welt ist schmähsüchtig und wird dir's nicht glauben, daß dies einfach um einer mittelalterlichen Grille willen geschehe."

„Die Andere ist dafür sehr alt," sagte Edmund verlegen lächelnd. Die Ungereimtheit des ganzen Verhältnisses konnte selbst ihm nicht entgehen.

„Du meinst also, die sei eine genügende Ehrenhüterin?" entgegnete Gerald.

„Du magst sie sehen und selbst urtheilen, denn ich klingele jetzt zum Mittagessen. Ich wundere mich, warum sie keine Anstalten trifft."

Edmund klingelte mit einer kleinen Handschelle, die er sich für diesen Zweck angeschafft hatte, da im Hause eine solche luxuriöse Einrichtung sich nicht vorfand.

Die Küchenthüre wurde halb geöffnet, die Alte aber blieb hinter ihr versteckt.

„Haben Sie geschellt, Herr?" fragte sie, wie es bei den Dienstboten gebräuchlich ist, womit aber nicht der mindeste Zweifel ausgedrückt werden soll.

„Kommen Sie herein, Frau Roach," sagte Edmund. Dieser Einladung wurde nur in so weit Folge gegeben, daß zwei Zoll von ihrer Haube, und zwar bloß en profil in der Thüre erschienen.

„Wir wünschen zu speisen," fuhr er fort. „Sie und Kate mögen heute in der Küche essen."

„Sehr wohl, Herr," und die Thüre schloß sich wieder. Frau Roach schien einen Anfall von Bescheidenheit bekommen zu haben, denn alsbald erschien Kate mit

einer Hammelskeule und einer Schüssel Kartoffeln. Sie verneigte sich vor Gerald, welcher nach ihrem Großvater fragte.

„Wenn wir abgespeis't haben," sagte Edmund, „so können Sie und Frau Roach in der Küche essen."

„Sehr wohl, Herr," sagte Kate, machte aber ein verdrießliches Gesicht. Das schmeckte mehr nach einem wirklichen Dienstverhältniß .... doch die Zeit zu einer öffentlichen Erklärung war ja noch nicht gekommen.

„Warum wird das Mittagessen so spät fertig?" fragte Edmund.

„Ich weiß es nicht, Herr," antwortete Kate; „ich war oben bei dem Kinde mit meiner Schwester, die zu mir auf Besuch gekommen ist. Ich denke, Frau Roach hat nicht stören wollen, da Sie Besuch hatten."

„Ich wußte nicht, daß sie so schüchtern sei," bemerkte Edmund. „Behalten Sie Ihre Schwester zum Essen hier, Kate," setzte er freundlich bei. — —

„Als ich das Haus hier suchte," sagte Gerald, „war da ein Bursche, welcher mich fortwährend beobachtete. Ich möchte wissen, was der vorhatte. Ich kann mich auf den Namen des Schlingels nicht besinnen; es ist der magere rothhaarige Maler, der von deinem Vater patronisirt wird."

„Gregory meinst du? Ich konnte diesen Mann nie ausstehen, ich hatte einen wahren Ekel vor ihm, und das muß er wohl gemerkt haben. Alice konnte ihn auch nicht leiden."

„Er hat ein so kriechendes Wesen," antwortete Ge-

rald, „und ist so übertrieben höflich, daß ich immer dachte, der Mann müsse eine besondere Absicht dabei haben; aber es ist leicht möglich, daß ich ihm Unrecht that.“

„Er hat eine Absicht,“ sagte Edmund, „nämlich die Leute für sich zu gewinnen, indem er vor ihnen schwänzelt. Aber ich wenigstens habe ihm gezeigt, daß Schmeichelei nicht der Weg sei, meine Gunst zu erwerben. Ich hätte ihn oft mit Fußtritten aus dem Hause treiben mögen! Was mag er hier zu thun haben? Ich hoffe, ihm nicht zu begegnen.“

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß er dich an der Thüre gesehen hat,“ meinte Gerald. „Er stand auf der andern Seite der Straße und betrachtete mich einige Augenblicke. Als ich mich nach ihm umdrehte und ihm in die Augen sah, schlich er um die Ecke; aber ich bin überzeugt, daß er wieder hervorkam, sobald ich den Rücken gekehrt hatte.“

Während die beiden Freunde über dem Mittagstische sich unterhielten, waren die Zungen in der Küche nicht müßig; das heißt Kate's und Ellen's Zunge, denn Frau Roach verhielt sich ungewöhnlich ruhig und schien sich tiefer als je in den Schatten ihrer Haube zurückgezogen zu haben. Ellen warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf sie; die Alte stand dann jedesmal auf und machte sich mit der Bratpfanne zu schaffen oder nahm das Schüreisen zur Hand.

„Ich bitte Euch, Frau Roach, schürt doch das Feuer nicht,“ remonstrirte Kate, „mein Gesicht ist schon wie eine Feuerflamme. Wir ersticken ja!“

„Ich muß die Hammelskeule wärmen, wenn wir sie herausbekommen," versetzte Frau Roach.

„Sei doch nicht so niedergeschlagen, Kate," sagte ihre Schwester; „wie kannst du dich durch eine solche Kleinigkeit außer Fassung bringen lassen?"

„Wer sagt dir, daß ich außer Fassung bin?" fragte Kate spitzig.

„Ich weiß das," entgegnete Ellen, „weil du immer über Hitze im Gesicht klagst, so oft du verdrießlich bist."

„Du bist zum Verwundern gescheidt."

„Nicht wahr, ich bin beinahe so scharfsichtig, wie eine Wahrsagerin? Ich kann sagen, was du denkst, besser als du selbst. Du denkst jetzt, es sei sehr hart, daß du gestern gut genug gewesen wärest, mit dem Herrn zu speisen, heute aber nicht, da er einen Freund bei sich hat. Aber siehst du denn nicht ein, daß er gerade jetzt nicht sprechen kann? Er hat seine guten Gründe, das kannst du glauben. Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde es mich freuen, zu sehen, daß er einen so vornehmen Freund hat, wie Herrn Gerald Poyers. Es beweist, daß er ein rechter Edelmann ist."

„Das unterliegt keinem Zweifel," versicherte Kate gravitätisch.

Die Alte war während Ellen's letzten Worten unruhig umher getrippelt und endlich aus der Küche gegangen.

Als sie hinaus war, sagte Ellen: „Das ist eine sonderbare alte Person, Kate; die schminkt sich ja und trägt eine Perrücke."

„Ei, das habe ich noch gar nicht bemerkt. Sie thut es wahrscheinlich, um jünger zu erscheinen. Aber wenn ich so alt wäre, würde ich mir aus meinem Aussehen nichts mehr machen.“

„Du kannst nicht wissen, was du thun würdest. Frau Roach würde vielleicht keinen Dienst mehr bekommen, wenn sie so alt aussähe, als sie wirklich ist.“

Ellen schwieg eine Weile und fragte dann: „Kate, was meinst du: ob wir auch alt werden, du und ich?“

„Ich glaube nicht, daß ich alt werde,“ antwortete Kate, durch diese Frage beinahe erschreckt. „Etwas sagt mir, daß ich nicht lange leben soll.“

„Etwas sagt dir einen großen Unsinn,“ spottete Ellen. „Du selbst sagst dir den Unsinn! Ich meinte ganz etwas anderes: ich kann gar nicht denken, daß ich alt werden und graue Haare bekommen und keine Zähne mehr haben sollte.“

„Es muß sehr langweilig sein, wenn man alt ist,“ bemerkte Kate.

„Ja gewiß,“ entgegnete Ellen; „aber ich glaube, ich würde es nicht so sehr merken, wenn ich eine Dame wäre. Dann hätte ich einen Wagen, einen Kutscher und Bediente und einen Haushofmeister; und die wären alle so höflich gegen mich, als wenn ich erst siebenzehn Jahre hätte.“

In diesem Augenblicke ertönte die Handschelle, und da Frau Roach verschwunden war, mußte Kate dem Rufe folgen. Bald erschien indessen die Alte wieder,

und die Drei machten sich geschäftig über die Hammelskeule her.

„Da klingt schon wieder die verwünschte Schelle," rief Frau Roach aus. „Geh' du hinein mit dem Käse, Kate; du bist auch ein gutes Kind! Für eine Aufwärterin siehst du viel besser aus, als ich, besonders wenn der Herr Gesellschaft hat."

Nach dem Essen gingen Gerald und Edmund mit einander aus, und Kate öffnete die Thüre, um die Küche zu lüften, in der es wirklich außerordentlich heiß war. Ellen ging in das Zimmer, wo ihr spähendes Auge bald alles ausgeforscht hatte. Plötzlich stieß sie einen Freudenschrei aus: „O, nun haben wir's; nun kennen wir die beiden E und alles miteinander!"

„Was meint das närrische Mädchen?" fragte Kate.

„Sieh her, sieh her!" schrie Ellen, indem sie mit einem Buche in der Hand in die Küche sprang. Es war Edmund's Gebetbuch, und gleich auf der ersten Seite stand mit deutlichen Buchstaben sein voller Name: „Edmund Vane."

Kate sank von ihren Gefühlen überwältigt in einen Stuhl.

„Hab' ich's doch immer gesagt, es werde sich zeigen, daß er etwas Vornehmes sei," sagte die Alte. „Ich hoffe, du bist nun zufrieden, mein Schätzchen; er ist der Erbe eines großen Vermögens, und der einzige Sohn, und wird ‚Sir' Edmund werden, wenn der Alte stirbt. Wer kann wissen, wie bald das geschieht?"

„Aber ich meinte, er wäre todt," entgegnete Kate

sich besinnend. „Ja wohl, gewiß! Du und ich, Ellen, und der Großvater, wir waren ja bei dem Requiem, welches für ihn abgehalten wurde."

„Man sagte, er sei ertrunken," entgegnete Frau Roach; „aber es ist klar, daß dies nicht der Fall war, denn dies hier ist sein Gebetbuch, in welchem ich ihn lesen gesehen habe."

„Jetzt begreife ich alles," sagte Ellen in die Hände klatschend. „Er war in dich verliebt, Kate, seit er dich auf der Straße sah, und er hat diesen falschen Namen angenommen und sich für todt ausgegeben, damit seine Familie nicht erfahren sollte, was er vor hat. Denn Sir Edmund ist sehr stolz, wie man sagt. Und dann will er erst mehr von dir sehen und dich auf die Probe stellen, ob du ihn als armen Mann in einem niedrigen Stande auch lieben würdest. O, es ist gerade so, wie ich in den Erzählungsbüchern gelesen habe!"

Vierzehntes Capitel.

Der verlorene Schatz.

Frau Piper, Kate's und Ellen's Tante von mütterlicher Seite, war auf einige Tage zu einem Besuche bei ihrem Vater verreist, und das hatte Ellen benutzt, um während der Zeit nach Birlington zu kommen. Sie schlief in Frau Piper's Zimmer, war aber den Tag über bei Kate.

„O liebe Kate, ich bitte dich, frage um Erlaubniß, diesen Abend einige Stunden in's Rosengäßchen zu kommen," sagte Ellen den Tag nach ihrer Ankunft. „Wir werden einen Hauptspaß haben — Jane und Letty Dawson und ich. Dick Powell wird Thee bei uns trinken; er ist Jane's Liebhaber. Du wirst dich todt lachen über ihn. Er weiß eine Menge Kartenkunststücke und kann alle Schauspieler nachmachen."

„Du siehst wohl, daß ich das Kind nicht im Stiche lassen kann," versetzte Kate.

„O, ich weiß gewiß, Herr Vane wird dir für zwei bis drei Stunden Erlaubniß geben, — wenn Frau Roach die Güte haben wollte, mittlerweile das Kind zu bewahren?"

„Ich will euch recht gern den Gefallen thun," sagte die Alte.

„Aber vielleicht," wandte Kate ein, „sieht Herr Vane es nicht gern, wenn ich ausgehe, ohne daß er weiß wohin. Ich möchte wegen Dick Powell's Späßen nicht seine Zuneigung verlieren. Man muß sich in Acht nehmen; wenn er mich auch liebt, so liebt er doch meine Bekannten nicht."

„Er ist gar nicht stolz," versicherte die Alte; „er sagte neulich zu mir: ‚Frau Roach', sagte er, ‚in Gottes Augen sind alle Menschen gleich.'"

„Und doch vielleicht nicht in seinen Augen," entgegnete Ellen. „Man sagt oft dergleichen Dinge, bloß um schöne Redensarten zu machen, und denkt sich nichts darunter. Aber, Kate, ich glaube doch nicht, daß du etwas dabei

wagst; es könnte sogar gut sein, wenn es den Anschein hat, daß du dich auch ohne ihn ein wenig zu amüsiren weißt. Dann wird er sich nicht so sicher fühlen; es wird ihn vielleicht ein Bißchen aufstacheln und die Sache beschleunigen."

„Das junge Ding versteht sich gut auf die menschliche Natur," meinte Frau Roach.

Kate, welche nächst der Befriedigung ihrer Eitelkeit vorzüglich Gesellschaft und Unterhaltung liebte, war leicht zu überreden. Sie bat um Erlaubniß und erhielt sie leicht, da Frau Roach versprach, während ihrer Abwesenheit das Kind zu besorgen.

Sobald die Beiden sich entfernt hatten, schlich die Alte aus dem Kinderzimmer hinab in die Küche, um sich ein Glas Grog zu bereiten. Dann schritt sie zur Berechnung ihrer Nebeneinnahmen, und das Resultat schien sie geistig ebenso zu erquicken, als der Grog es leiblich gethan. Nun horchte sie an der Thüre des anstoßenden Zimmers, um sich zu vergewissern, ob dessen Bewohner anwesend sei. Da sie keinen Laut hörte, klopfte sie, um ganz sicher zu sein. Keine Antwort. Sie öffnete die Thüre halb und wagte es, nach und nach ihre ganze Person hineinzuschieben. Edmund Vane lag auf dem Sopha am Fenster in tiefem Schlafe, und auf dem Tische, den er nahe an sich gezogen hatte, funkelte etwas Goldenes. Das war ein Magnet, der die Alte unwiderstehlich anzog, selbst auf die Gefahr hin, den Schläfer zu wecken. Sie näherte sich mit gierigen Blicken, aber doch mit aller Vorsicht, streckte ihre langen knochigen

Finger rasch aus, ergriff den Schatz und schlüpfte aus dem Zimmer. „Ach, Kate, du hast wenig Aussicht, gnädige Frau zu werden!" murmelte sie, indem sie die Kapsel, welche das Miniaturbild einer Dame enthielt, neugierig untersuchte. „Eine junge Schönheit ist dir zuvorgekommen und hat das Herz dieses Herrn gestohlen, so gewiß, wie ich dieses Kleinod wegstibitzt habe." Mit einem Messer schnitt sie das kleine Elfenbeinbild heraus und warf dasselbe, so wie auch eine rabenschwarze Locke, welche sie dahinter verborgen fand, sammt der seidenen Schnur erbarmungslos in's Küchenfeuer. Hastig eilte sie die Treppe hinauf, zog Nadel und Faden aus einer ihrer weiten Taschen, nahm ihre Haube und ihre Perrücke ab, und nähte die goldene Kapsel sorgfältig in letztere ein. Nachdem sie ihren Kopfputz wieder aufgesetzt hatte, nahm sie ihren Platz bei der Wiege des Kindes ein und begann mit heiserer Stimme ein einförmiges Wiegenlied zu singen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte sie vom untern Zimmer her einen Schreckensruf. Sie nahm nicht weiter Notiz davon, als daß sie einen Augenblick mit ihrem Gesange innehielt. Dann fuhr sie ruhig fort.

Einem Wüthenden gleich sprang Edmund Vane die steile Treppe hinauf und stürzte in's Zimmer.

„Still!" sagte die Alte, indem sie den Finger aufhob, „wenn Sie so viel Geräusch machen, werden Sie mir den Jungen wecken."

„Das kümmert mich nicht," schrie Edmund wild. „O Frau Roach, ich habe den kostbarsten Schatz verloren, den ich besaß! Ich werde wahnsinnig vor Schmerz."

„Was gibts denn?"

„Mein Medaillon, das ich um den Hals trug — ich hatte es noch vor einer halben Stunde in der Hand. Ich muß es auf den Tisch gelegt haben; aber ich schlief unglücklicher Weise ein, und nun ist es fort." Wie ein Verzweifelnder rang der junge Mann die Hände.

„Wenn Sie es hingelegt haben, Sir, so muß es noch da liegen," erklärte die Alte. „Ich will gleich kommen und nachsehen; vielleicht ist es auf den Boden gefallen." Sie trollte hinab und suchte auf dem Teppich so sorgfältig nach, als ob sie wirklich das Verlorene zu finden hoffte. „Wo mag es doch geblieben sein?" wiederholte sie ein Mal um's andere und warf dabei forschende Blicke auf die Stellung der Möbel. „Stand dieser Tisch hier so nahe am Fenster, während Sie schliefen?"

„Er stand gerade, wie er jetzt steht," antwortete Edmund traurig.

„Es ist ein Unglück," bemerkte die schlaue Alte, „daß Sie ihn nicht gelassen haben, wo er früher stand."

„Glauben Sie, daß Jemand durch's Fenster hereingekommen sei?"

„Nichts leichter als das, Herr! Die Fenster sind nicht weit vom Boden. Ein Mann kann von außen die Hände auf die Fensterbank stützen. Es ist schade, daß Sie nicht daran gedacht haben, Herr. Sie wissen noch nicht, wie schlimm die Welt ist!" Die alte Landstreicherin schüttelte lamentirend den Kopf.

„Es muß sein, wie Sie sagen," beschied sich Edmund. „Nur wundert mich, daß mir dies nicht gleich eingefallen

ist. Hörten Sie denn kein Geräusch, während Sie oben waren?"

„Nein, Herr; aber ich habe auch den Blick nicht vom Kinde abgewandt, seitdem die Wärterin ausgegangen ist. Uebrigens höre ich nicht gut, und Spitzbuben gehen leise zu Werke. Meiner Treu, Herr, mir wurden einmal in einer Kutsche die Taschen ausgeleert von einem jungen Burschen, der weder Hand noch Fuß zu rühren schien."

„Was meinen Sie wohl, Frau Roach, würde ich am besten thun, um es zurück zu bekommen?"

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich bei den Pfandleihern herumgehen. Es kann leicht sein, daß der Dieb es dahin bringt."

„Und auch zur Polizei?"

„Auch zur Polizei," wiederholte die Alte; „aber Sie müssen den Gegenstand genau beschreiben."

Edmund nahm seinen Hut und ging augenblicklich fort.

„Du könntest dir viele Mühe sparen," flüsterte die Alte vor sich hin, indem sie wohlgefällig ihren Kopf befühlte. „Da läuft er hin, der Narr! Aber ich fürchte, er wird nicht auf meine Plane eingehen. Die schwarzgekleidete Dame, ob sie lebt oder todt ist, hat sein Herz in Besitz. Ich will darum auch meinen Bündel schnüren, sobald ich noch ein Bißchen auf die Seite gebracht habe .... Heda, ist das nicht mein Sohn Rob, da drüben auf der andern Seite der Straße? — Jawohl, er ist's! Rob! Rob! Dies ist das Haus. Hier bin ich."

Ein zerlumpter, roh aussehender Bursche kam quer über die Straße, als er die mütterliche Stimme hörte.

„Ei, guten Tag, Mutter," sagte er und verzerrte den Mund grinsend bis an die Ohren, da er sie als Frau Roach aus dem Fenster gucken sah. „Ich hätte dich wahrlich in der spaßigen Perrücke nicht erkannt. Nun, wie geht's dir? Wie kommt es, daß du in einen Dienst getreten bist? Die Leute hier haben sich eine schöne Kostgängerin aufgeladen, das muß ich sagen!"

„Komm herein," sagte die Alte, in welcher unsere Leser schon längst Mutter Rachel erkannt haben werden, „komm herein; ich will dir alles erzählen. Es ist Niemand zu Hause."

Rob wurde von seiner Mutter in die Küche geführt; sie nahm Brod und Käse für ihn heraus und schickte sich an, ihm ein Stück Speck zu braten. Während dieses in der Pfanne schmorte, erzählte sie ihm, sie habe in Birlington den todtgeglaubten Sohn des Sir Edmund Vane angetroffen, sei ihm bis zum Hause, das er eben erst gemiethet, nachgegangen und habe sich als Haushälterin angeboten. „Ich merkte," sagte sie, „daß irgend ein Geheimniß unter der Sache stecke, und wo es ein Geheimniß gibt, da ist auch etwas verkehrt. So dachte ich mir: du gehst hin und machst die Sache wo möglich noch ein Bißchen ärger. Dabei hatte ich einen besondern Plan in meinem alten Kopfe. Dem einfältigen Mädchen, der Kate Wilders, habe ich weisgemacht, sie würde einen Edelmann heirathen, und dieser junge Mann, der sich Dennis Smith nennt, sei ein verkappter Edelmann und sterblich in sie verliebt; und das nimmt sie für baare Münze! Ein eiteles Mädchen glaubt alles, was ihm

schmeichelt. Ich brachte sie hier in den Dienst als Kinds-mädchen. Es wird zu lang, wenn ich dir erzähle, wie das alles sich machte. Aber der junge Herr ist wahrhaftig der einfältigste Mensch, den ich je gesehen; man kann ihn zu allem bringen, wenn man es auf die rechte Weise angreift. So dachte ich: wenn ich Jedes beim Andern herausstriche, könnte ich eine Liebschaft oder gar eine Heirath zusammenkuppeln; denn die Kate ist ein schönes Mädchen, und er ist das gerade Widerspiel seines Vaters: er glaubt, er könne nicht freundlich und herablassend genug sein. Aber ich habe mich verrechnet, Rob! es geht leider nicht. Er ist bereits verliebt, ob in eine Lebendige oder eine Todte, bleibt sich gleich; aber sein Herz ist verschlossen."

„Und was hättest du davon gehabt, Mutter, wenn's dir gelungen wäre? Es wäre viel Arbeit für wenig Profit gewesen."

„Was ich davon gehabt hätte?" fragte die alte Wahrsagerin, indem sie umsah und die Speckschnitte an der Gabel in die Höhe hielt, während ihre Augen leuchteten wie glühende Kohlen. „Was ich davon gehabt hätte, fragst du, Rob? Meine Rache hätte ich gehabt! Die ist mir mehr werth, als Broughton-Castle seinem stolzen Herrn."

„Komm, Mutter, gib mir die Speckschnitte, sie wird sonst kalt!"

„Meine Rache," fuhr die Alte fort, „das ist's, was mir besser schmeckt, als dir diese Speckschnitte. Rob, du bist nur für's Essen und Trinken; ich sage dir, du ver-

stehst dich gar nicht auf die feinern Gefühle des menschlichen Herzens."

„Was man ißt und trinkt, das hat man sicher," sagte Rob mit selbstzufriedener Miene, indem er seine Speckschnitte zu vertilgen begann.

„Vergnügen ist Vergnügen, wie man auch dazu kommen mag," urtheilte seine Mutter; „aber der Geschmack ist verschieden. Deinen Geschmack hat auch das Thier gehabt, dessen Fleisch du da verschlingst; der meinige aber ist etwas edeler, das ist klar."

„Das wüßte ich gerade nicht," meinte Rob. „Aber sage, Mutter, wenn du die Heirath zu Stande gebracht hättest, das wäre doch keine sonderliche Rache gewesen? Wenn man einem Feinde den Hals abschneidet, das ist allenfalls eine Rache, die der Rede werth ist, — nur kann man dadurch in Ungelegenheiten kommen."

„Höre, Rob!" sagte Rachel. „Sir Edmund Vane ist der stolzeste Mann, den es geben kann. Er grämt sich bitterlich um seinen einzigen Sohn, weil er meint, die Wellen hätten ihn verschlungen; der Gram fängt an sein Haar zu bleichen. Aber dieser Kummer ist nichts gegen den, welchen er empfinden würde, wenn dieser Sohn Schande auf ihn brächte. Ich sage dir, Rob, Sir Edmund würde ihn lieber vierzig Klafter tief im Meere begraben wissen, als ihn mit einem armen Bauernmädchen verheirathet sehen."

„Er ist ein verdammter Esel," erklärte Rob trocken.

„Er ist ein Tiger," rief die Alte wild, „der mit mir, einem alten gebrechlichen Weibe, und mit einem armen

kranken Kinde kein Mitleid hatte! Wegen einiger armseligen Stecken aus seinem Parke, die ich weg nahm, um meine starren Glieder zu erwärmen, stieß er mich in eine bitterkalte Winternacht hinaus; — — nie werd' ich es vergessen! Du warst nicht dabei, Rob, und konntest es dir nicht so zu Herzen nehmen, wie ich. Ich setzte mich auf den Fußboden nieder und schwur, ich würde an einem so kalten Abende nicht weggehen; da drohte mir der Verwalter mit dem Gefängnisse, wenn ich mich nicht fortmachte und das ganze Kirchspiel verließe. Er sagte ausdrücklich, das sei seines Herrn Befehl. Fluch ihm und Allem, was ihm angehört!! Ich und mein armes Kind, wir brachten die Nacht in einem Graben zu, ohne ein anderes Obdach als die Aeste eines Baumes, die über die Parkmauer heraushingen. Es war eine helle kalte Nacht, und dann und wann hörten wir die Töne der Musik von Broughton-Castle herüberklingen; denn sie tanzten da und machten sich lustig, während das alte Weib und ihr Enkel in einem Graben zitterten und winselten. Und als es gegen Morgen ging, da fiel ein kalter Thau, das Wasser tröpfelte von dem Baume, und mein armer Wat bekam rheumatische Schmerzen in die Beine und wurde ein noch elenderer Krüppel, als er je zuvor gewesen war!"

„Will dir was sagen, Mutter," bemerkte Rob, als die Alte schwieg, um Athem zu schöpfen; „da sind zwei Dinge, die dir am Herzen liegen: das Geld und deine Rache. Wäre ich an deiner Stelle, ich sähe mich nur nach dem Gelde um; die Rache trägt nichts ein.

Möchte aber wetten, Mutter, auch in Geldsachen hast du kein schlechtes Geschäft hier gemacht und dein Beutel ist fett gespickt."

„O Jemine, Rob, da bist du auf dem Holzweg," entgegnete seine Mutter kopfschüttelnd. „Das ist hier ein armer Kram, und ich gedenke bald wegzugehen; in dem Artikel ist hier nichts zu machen."

„Hm! Es wundert mich, Mutter, wie nur Einer dich in Dienst nehmen mochte, da du so sonderbar aussiehst und nicht einmal ein Attest aufzuweisen hast."

„Damit hab' ich's ein Mal geschickt angefangen, Rob! Ich war bei einer Wäscherin in der Küche, um den Mädchen wahrzusagen, da kam die Frau herab und jagte mich fort. Indem ich hinausging, sah ich ein leinenes Säckchen neben der Thüre an einem Nagel hängen; da dachte ich: etwas ist besser als gar nichts, und stibitzte es weg, ehe einer ‚Amen' gesagt hätte. Niemand konnte es so leicht bemerken, denn eine Menge Sachen hingen zum Trocknen umher. Zuerst meinte ich, ich hätte nichts Rechtes erwischt: einige Nadeln mit Zwirn, einen kupfernen Fingerhut und dieses Attest hier. Halb und halb hatte ich Lust, es wegzuwerfen; aber das thue ich selten; denn alles ist zu brauchen, wenn man die Zeit abwartet. Sieh', der Fetzen Papier verschaffte mir die Stelle. — — Meine Geschichte hab' ich dir jetzt erzählt, Rob; nun mußt du mir auch sagen, wie es zu Hause geht."

„Jawohl, aber zuvor mußt du mir etwas geben, um meine Gurgel anzufeuchten; sie ist verteufelt trocken."

„Da hinten im Speiseschrank, im nächsten Zimmer,

steht spanischer Wein; auch guter Franzbranntwein ist da, ein Kapitalschnaps," tröstete die Mutter, indem sie beim Gedanken daran mit der Zunge schnalzte.

„Du hast gewiß schon manchen Schluck probirt?"

„Das versteht sich."

„Nun so gib mir den Schnaps. Ich denke, der junge Herr sieht nicht viel nach den Sachen?"

„Nein, er denkt nicht daran."

„Ich möchte wohl auch ein Mal in Dienst gehen," sagte Rob, als die Alte mit dem Branntwein hereintrat. „Das Leben scheint so übel nicht zu sein; jetzt wär' es gerade an der Zeit. Du mußt aber auch ein Attest für mich wegmausen; ich fürchte, selbst bekäme ich kein gutes."

„Arbeitest du nicht mehr bei Ponyers?"

„Nein," erwiederte Rob. „Drei Wochen waren wir sehr fleißig, ich und Joe; dann wurde Joe auf Wilddieberei ertappt und weggejagt; eine Woche nachher sagten sie mir die Arbeit gleichfalls auf."

„Du wirst wieder die alten Streiche gemacht haben," sagte die Alte, „mit dem Trinken!"

„Ja; aber du weißt, ich bin immer trocken im Halse. Herr Gerald sah mir ein paar Mal durch die Finger und dann sagte er, er könne nicht mit mir zurecht kommen, und es wäre ein böses Beispiel für die Andern, wenn er mich behielte. So mußte ich denn auch fort."

„Und was macht Wat?"

„O, Wat ist wohl auf, besser als er je war. Er hat eine Krücke bekommen, die so gut ist, wie ein neues Bein. Die Fräulein im Schloß haben sie ihm gegeben, und

Miß Vivian will ihn lesen lehren, sagt er; aber ich hab' ihn nie mit einem Buch gesehen, und die Miß ist seitdem fortgekommen. Diese Miß Vivian, denk' dir, Mutter: hat ihn ganz stolz gemacht; er ist seitdem so eingebildet! Er kann jetzt allein herumhumpeln; nun geht er und betet Stunden lang bei den Bildern auf dem Hügel, und wenn er dann zurückkommt, schilt er Joe und mich aus wegen unseres gottlosen Geschwätzes, wie er's nennt. Was meinst du dazu, Mutter? Neulich sagt er mir: ich solle doch auch an meine Seele denken! Und ich sage: das thäte ich; denn ich brauchte ein Paar neue Stiefel; die meinigen wären sehr schlecht, aber doch noch gut genug, um ihn mit Füßen zu treten den ganzen Hügel hinab, wenn er mir noch ein Mal so unverschämt vorkäme, der krumme Schelm."

„Armer Wat!" seufzte die Alte, — wenn irgend eine zärtliche Empfindung noch in ihrem Herzen lebte, so war es Mitleid mit ihrem hülflosen Enkel, dem Kinde ihrer verlorenen einzigen Tochter.

„Mach' ein Ende, Rob," sagte sie nach einer kurzen Pause, „ich höre den Jungen nach seinem Futter schreien. Hätt' ich doch beinahe vergessen, daß ein solches Bürschchen auf der Welt ist! Das erinnert mich, daß es Zeit wäre, du gingest weg, Rob; der junge Herr muß bald zurückkommen, und es wäre nicht gut, wenn er dich hier anträfe."

Rob nahm zum Abschied noch einen tüchtigen Schluck und war dann flink auf der Straße. Die Alte räumte alles weg und saß in einigen Minuten wieder im obern

Zimmer bei dem Knäbchen, um ihm etwas vorzusingen. So beschäftigt fand Edmund sie, als er von seinem erfolglosen Ausgange zurückkehrte. Er glaubte natürlich steif und fest, sie habe da gesessen, seit er das Haus verließ.

Kate kam Abends ziemlich spät nach Hause. Die drei Stunden waren zu fünf und mehr geworden. Sie war etwas beunruhigt deshalb und hielt es für's Beste, ihrem Herrn irgend eine Entschuldigung vorzutragen. Aber Edmund war zu sehr mit seinem Verluste beschäftigt, als daß er an etwas Anderes hätte denken sollen.

„Denken Sie, Kate," sagte er, „welches Unglück ich diesen Nachmittag gehabt habe! Wären Sie doch zu Hause gewesen! Sie haben ein besseres Gehör, als die gute alte Frau Roach; vielleicht hätten Sie den Dieb gehört. Ich war leider fest eingeschlafen und hatte ein Kleinod, das mir über alles in der Welt geht, vor mir auf dem Tische liegen, ein Medaillon, das ich am Halse zu tragen pflegte; als ich erwachte, war es fort."

„War es sehr werthvoll?" fragte Kate erblassend.

„Ja, es war von ziemlichem Werthe," versetzte Edmund. „Eine kleine goldene Kapsel mit einem Schlößchen; allein es ist nicht der Goldwerth, weshalb ich es bedauere, sondern wegen i h r e s Portraits — wegen des Bildes, welches darin war. Ach, es ist mir unersetzlich!"

So sehr auch Edmund durch seinen Schmerz in Anspruch genommen war, konnte ihm doch Kate's verstörte Miene nicht entgehen; sie wurde zuerst roth, dann blaß,

stammelte einige unverständliche Worte und schien kaum zu wissen, was sie that.

„Sie scheinen nicht wohl zu sein, Kate," bemerkte er. „Sie werden müde sein; gehen Sie zu Bette."

Kate rannte die Stiege hinauf, warf sich auf ihr Bett und schluchzte heftig.

„Was hat denn das Mädchen?" sagte Frau Roach, indem sie das Knäbchen in Schlaf zu wiegen suchte. „Da bleibt sie den halben Tag aus, hängt mir ihre Arbeit auf den Hals, und nachher kommt sie zurück und heult und schneidet Grimassen! Ich wollte, Kate, du wärest, ich weiß nicht wo."

„Wie grausam Ihr seid, Frau Roach!" schrie Kate, sich im Bette aufrichtend. „Ich sehe alle meine Hoffnungen zu Grunde gerichtet, und Ihr habt nicht einmal Mitleid mit mir! Er liebt eine Andere. Dieses Bild — — das abscheuliche Bild!"

„Gesetzt, er liebt eine Andere, dann bist du doch eine Närrin, dich so anzustellen; was soll denn bei all' dem Geheul herauskommen?"

„Eine Närrin! Meint Ihr?" rief Kate mit flammenden Augen. „Wenn ich eine Närrin bin, seid Ihr es nicht gewesen, die mich in der Narrheit bestärkt hat?"

„Das ist zuweilen der einzige Weg, um mit Narren auszukommen."

„Ihr seid eine garstige, abscheuliche alte Hexe!" schrie Kate aufspringend. „Ihr habt ein geschminktes Gesicht und eine Perrücke auf dem Kopfe; ich reiße sie Euch herab, wenn Ihr nicht gleich aus meinem Zimmer geht."

Kate stürzte in ihrer unbezähmbaren Leidenschaft auf die Alte los, so daß diese es für das Klügste hielt, sich schleunigst zu entfernen und sich in die Küche zu ihren Schwabenkäfern zurückzuziehen.

Kate weinte sich endlich in den Schlaf und kam des andern Morgens spät zum Vorschein. Frau Noach war bereits auf den Markt gegangen; ihr war bange geworden. Sie wollte Kate's Zorn sich abkühlen lassen, bevor sie ihr unter die Augen käme, und mittlerweile überlegen, wie sie das Mädchen am leichtesten besänftigen könne. Diese Gedanken gingen ihr im Kopfe herum, während sie im Spezereiladen Thee und Zucker kaufte. Sie hatte dadurch nicht bemerkt, wie eine zerlumpte arme Frau neben ihr am Ladentische stand und ihre Augen auf sie geheftet hielt. Als Frau Noach die Hand in ihren Geldbeutel steckte, um zu bezahlen, wurde sie von der Fremden plötzlich gepackt.

„Der Beutel gehört mir, du Diebin; ich erkannte ihn im Augenblicke, da ich ihn sah.“

„Was sagt Ihr?“ schrie die Alte. „Das Weib ist toll! Laßt meine Hand los, Ihr Ungeheuer ....“

„Das ist mein Säckchen, ich kann's beschwören. Konnte ich doch gar nicht begreifen, wie ich es verloren haben sollte.“

„Lassen Sie los,“ sagte der Gewürzkrämer, „und gehen Sie. Frau Noach ist eine achtbare Frau und meine regelmäßige Kundschaft. Sie sind gewiß im Irrthume. Sie benehmen sich ja ganz unschicklich; das kann ich in meinem Laden nicht dulden.“

„Noach! sagten Sie?“ kreischte das arme Weib. „Dann hat sie meinen Namen gestohlen, so gut als meinen Beutel.“

„Kann es denn nicht zwei Frau Noach in der Welt geben?“ sagte der Gewürzkrämer, der falschen Frau Noach, als der Bestgekleideten von Beiden zu Hülfe kommend. „Und was den Geldbeutel betrifft, so macht man solche dutzendweise; ich sehe nichts Besonderes daran. Lassen Sie es gut sein, Frau, und gehen Sie aus meinem Laden, wenn's gefällig ist.“

„Hört Ihr, was Herr Sands sagt?“ schrie die verkleidete Wahrsagerin, durch seinen Schutz ermuthigt. „Er kennt mich schon lange! Geht Ihr Euern Geschäften nach. Ihr seid selbst eine Lügnerin und eine Diebin!“

„Gehen Sie, gehen Sie,“ wiederholte Herr Sands in lautem Tone, indem er mit entschlossener Miene hinter seinem Ladentische hervortrat. „Gehen Sie, oder ich werde Sie mit dem Arme nehmen und hinausführen. Das werd' ich!“

Die arme Frau, welche sah, daß sie ohne Beistand blieb, war gezwungen, nachzugeben. Langsam und widerstrebend zog sie ab, indem sie vor sich hin brummte, sie könne tausend Mal schwören, daß das ihr Sack sei.

Nachdem sie verschwunden war, drückte Herr Sands der „sehr geschätzten Frau Noach“ sein Leidwesen darüber aus, daß so etwas in seinem Laden vorgefallen sei. Die Alte bat um Erlaubniß, noch einige Augenblicke warten zu dürfen, bis „das tolle Weibsbild“ weit genug fort wäre, was ihr gern bewilligt wurde. Herr Sands, als

zuvorkommender Geschäftsmann, ging jeden Augenblick an die Thüre, um zu sehen, ob die Luft rein sei. Nach Verlauf von zehn Minuten wagte die Alte sich auf die Straße und eilte nach Hause. Dieser Vorfall hatte sie indessen bedeutend eingeschüchtert; sie hatte nun eine Feindin im Hause und eine außer dem Hause. Der Einen konnte sie gar nicht ausweichen, der Andern zu begegnen, hatte sie jeden Tag zu besorgen: nun war's Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Sobald sie nach Hause gekommen war, klopfte sie an Edmund's Zimmer. Auf sein „Herein" erschien sie heulend und schluchzend vor ihrem Herrn, und erging sich in einem so unaufhaltsamen klagenden Geschnatter, daß es einige Zeit dauerte, ehe der junge Mann etwas von ihrer Meinung herauszubringen im Stande war. Der Hauptinhalt ihres Gewäsches schien ihm indeß zu sein: daß er ein vortrefflicher Herr sei, daß sie um alles in der Welt ihn nicht verlassen möchte, daß sie aber doch genöthigt sei, sogleich aus dem Dienste zu gehen, und zwar allein um des schrecklichen Temperaments willen, das die Kate hätte.

„Wie kommt das?" fragte Edmund. „Sie haben sie doch stets gegen mich gelobt als eine vortreffliche Wärterin?"

„Ja, Herr, das that ich, und so schien es auch. Ich habe gewiß alles gethan, was ich thun konnte" — nun seufzte sie wieder und schien nach Luft zu schnappen — „um mich mit ihr zu vertragen und sie zu besänftigen; aber was gestern geschah, das kann ich gar nicht sagen!

Sie kam nach Hause in einer Stimmung — — in einer Stimmung, daß ich in den Tod erschrocken bin! Ich machte nur eine leise Bemerkung, daß sie so spät nach Hause käme; denn sie hat mich doch fünf Stunden allein bei dem Kinde gelassen, und ich mußte dabei noch meine eigene Arbeit verrichten. Da ist sie aber aufgefahren, Herr — — Sie können es nicht glauben, Herr — wie eine Furie!"

„Das war sehr unrecht von ihr; indessen, Frau Roach, wenn es ist, wie Sie sagen, so entsteht die Frage, ob ich nicht Kate wegschicken soll, anstatt Sie gehen zu lassen. Ich wünsche, gerecht zu sein."

„Ich weiß, daß Sie gerecht sind, Herr; aber ich will lieber gehen. Das Mädchen besorgt auch das Kind recht gut; an meine Stelle können Sie leicht eine Andere bekommen, jeden Augenblick können Sie das. Das Kindsmädchen aber dürfen Sie nicht wegschicken, ohne daß Sie sich Zeit nehmen, sich nach einem andern umzusehen. Und keinen Tag mehr kann ich es mit ihr aushalten!"

„Gut denn," sagte Edmund, „wenn Sie entschlossen sind, so kann ich nichts mehr sagen. Wollen Sie mit mir die Treppe herabkommen, so will ich Ihnen zahlen, was ich schuldig bin. Vorher jedoch muß ich mit Kate sprechen. — — Kate, kommen Sie herab! — — — Was muß ich von Ihnen hören? Sie sind so unverträglich, daß Frau Roach genöthigt ist, von hier wegzugehen?"

Kate blickte mürrisch über die Schulter. „Frau Roach

weiß recht gut, wer schuld daran ist," sagte sie. „Ich kann nicht leugnen, daß ich heftig war, aber ich hatte meine guten Gründe."

„Kate, Ihre Religion sagt Ihnen," ermahnte Edmund ernst, „daß es keinen hinreichenden Grund geben kann, seinen Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen und alte Leute mit Mißachtung zu behandeln."

Kate gab keine Antwort, sondern blieb an der Thüre stehen, biß sich in die Lippen und kaute an den Nägeln.

„Hier, Frau Roach," sagte Edmund, indem er sich wieder an die Alte wandte, „hier ist, was ich Ihnen schuldig bin, und eine halbe Krone darüber."

„Ich danke Ihnen höflichst, Sir; es thut mir unendlich leid, Sie verlassen zu müssen."

„Mir ist es gleichfalls leid," versetzte Edmund, „und ich bedauere besonders die Veranlassung. Bleiben Sie in Birlington?"

„Nein, Sir, ich bin fremd hier und gedenke zu meiner Familie zurückzukehren, zweihundert Meilen von hier."

„So, dann wünsche ich Ihnen glückliche Reise. Leben Sie wohl, Frau Roach."

„Guten Tag, Sir! — Kate, ich hoffe, du wirst nicht unfreundlich von mir scheiden wollen?" sie machte eine Bewegung, als wenn sie die Hand ausstrecken wollte. Kate, die sich keine Mühe gab, ihre Gefühle zu verhehlen, hatte die Köchin nie gern gesehen; jetzt aber haßte sie dieselbe; — sie kehrte sich daher mit Abscheu von ihr weg und verließ das Zimmer.

Die Alte hatte bald ihre Kleider in einen Bündel

zusammengeschnürt und denselben an ihren Stock gehängt, den sie auf die Schulter nahm. So verließ sie das Haus, indem sie den Weg nach Somerton einschlug. Sobald sie die Vorstadt im Rücken hatte, und die letzten zerstreut liegenden Häuser aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren, suchte sie hinter einer Hecke ein passendes Versteck. Hier legte sie die Verkleidung ab, ließ ihre grauen Haare zum Vorschein kommen, rieb sich die Schminke aus dem Gesichte, nahm ihren rothen Mantel um, — und Frau Roach war wieder Mutter Rachel.

„Es war unrecht von Ihnen," sagte Edmund zu Kate, als diese mit verweinten Augen das Frühstück hereinbrachte, „sehr unrecht, daß Sie der Frau Roach die Hand nicht reichen wollten. Sie haben dadurch einen Geist des Hasses verrathen, der sehr unchristlich ist."

„Wenn Sie die Alte kännten, Herr, wie ich sie kenne, so würden Sie durch eine solche Behandlung nicht mir das Herz brechen, um eines solchen Weibsbildes willen! Sie ist eine Betrügerin, und es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn sie es gewesen, die Ihr Medaillon gestohlen hat."

„Kate, Kate, es ist nicht anzuhören, daß Sie Frau Roach so anschwärzen; sie ist eine gute, achtungswerthe Frau. Sie thäten besser, still zu schweigen, wenn Sie sich meine gute Meinung erhalten wollen."

Kate stürmte aus dem Zimmer, indem sie die Thüre hinter sich zuschlug, und ließ Edmund in einer wirklichen Verlegenheit zurück.

„Was in aller Welt soll ich mit dem Mädchen anfangen?“ sagte er zu sich selbst: „Sie ist gar zu heftig. Ach, wann werde ich Ruhe und Frieden haben!“

Fünfzehntes Capitel.

Ein weiterer Diebstahl.

Als Ellen des folgenden Morgens wieder zum Besuche kam, fühlte Kate sich zu sehr gekränkt, als daß sie ihrer Schwester alles hätte erzählen sollen, was vorgefallen war. Sie sagte ihr nur, daß Frau Roach den Abend zuvor wegen ihres späten Nachhausekommens sich sehr ungehalten gezeigt, daß sie mit ihr einen Wortwechsel gehabt, und die Alte in Folge dessen das Haus verlassen habe.

„Wirst du nun ohne eine zweite Magd auskommen?“ fragte Ellen.

„Der Herr hat eine Person gedungen, welche den Tag über arbeiten kommt,“ versetzte Kate. „Das sagt mir besser zu; denn ich war der Gesellschaft dieser alten Landstreicherin herzlich satt.“

„So?“ fragte Ellen; „ich meinte, ihr wäret gute Freundinnen gewesen?“

Kate gab keine Antwort, und Ellen erzählte, sie sei gekommen, um Abschied zu nehmen; binnen einer Stunde gehe sie nach Hause. „Soll ich an den Großvater etwas ausrichten?“

„Ich wüßte nichts," sagte Kate gleichgültig, — „einen Gruß, natürlich."

„Du siehst so betrübt aus, Kate; was hast du?"

„Nichts hab' ich; wie langweilig du fragen kannst!"

„Du bist eben übeler Laune, Kate; ich merk' es wohl. Dir muß etwas schief gegangen sein; aber wenn du mir nichts sagen willst, so kannst du's bleiben lassen."

Während dieses angenehmen Gespräches zwischen den Schwestern schrieb Edmund an Alice. Er hatte sich einen Plan ausgedacht. Frau Toppit, welche im Parkhäuschen von Broughton wohnte, war Alice's Amme gewesen; sie war eine zuverlässige Person und den Kindern der Familie sehr ergeben. Dieser beschloß er seinen Brief zur Besorgung zu schicken, ihr strengste Verschwiegenheit und Vorsicht bei der Zustellung anzuempfehlen und sie zu bitten, Alice auf den Inhalt vorzubereiten. Als Edmund den Brief beendigt hatte, blickte er nach der Uhr und bemerkte, daß er nicht viel Zeit zu verlieren habe. Der Bischof sollte an demselben Morgen zur Einweihung einer Kirche in einer benachbarten Stadt eintreffen, und Edmund wollte auf der Eisenbahn dahinfahren, um mit ihm zu sprechen. Das Postbureau lag nach einer ganz entgegengesetzten Seite wie der Bahnhof, und er mochte Kate nicht rufen, um ihr niedergeschlagenes Gesicht nicht sehen zu müssen. In demselben Augenblicke sah er Ellen mit einem Korbe am Arm das Haus verlassen; rasch entschlossen, rief er sie zurück und bat sie vom Fenster aus, einen Brief für ihn auf die

Post zu tragen, wenn sie in die Nähe käme, da er selbst keine Zeit zu verlieren habe.

„Ich gehe vorbei," antwortete Ellen, „die Post liegt auf meinem Wege; ich will's schon besorgen."

Ellen legte den Brief in ihren Korb und ging ihres Weges. Gedanken auf Gedanken durchkreuzten ihr junges Köpfchen; doch vor allem war sie neugierig zu wissen, was vorgefallen sein möchte, daß Kate so sehr außer Fassung gebracht war. In Folge dessen hatte sie das Postbureau und selbst die Vorstädte von Birlington schon lange hinter sich, ehe sie sich des Auftrages erinnerte. Es war zu weit, um zurückzugehen, da sie noch einen langen Weg vor sich hatte. Konnte sie den Brief nicht eben so gut in Somerton auf die Post legen? Sie nahm ihn heraus und besah die Adresse, welche zu ihrer Verwunderung „an Frau Toppit im Parkhäuschen von Broughton-Castle" lautete. Die Sache war nun sehr einfach; sie konnte den Brief selbst übergeben, denn das Parkhäuschen lag nicht viel vom Wege ab. Ellen ging anfangs sehr rasch, doch als sie Somerton nahe kam, wurde ihr Schritt langsamer; sie war ein verzärteltes Mädchen und konnte keine Anstrengung ertragen. Nun aber fing es zu regnen an, und da sie keinen Regenschirm hatte, wünschte sie schnell nach Hause zu gelangen. An der Stelle angekommen, wo der Weg nach Broughton-Castle von jenem in's Dorf sich trennte, dachte sie wieder daran, den Brief in Somerton auf die Post zu geben. Das Parkhäuschen war zwar ganz nahe, aber man mußte einen steilen Hügel hinaufsteigen,

um dahin zu kommen. Während Ellen überlegend stehen blieb, hörte sie Fußtritte hinter sich, und als sie zurückblickte, sah sie den Maler, welcher Kate's Portrait aufgenommen hatte.

„Sie stehen da im Regen, gutes Kind; thäten Sie nicht besser, nach Hause zu eilen? Wie leicht sind Sie gekleidet für ein solches Wetter! Und Sie kommen wohl weit her? Treten Sie unter meinen Schirm; ich will Sie nach Hause begleiten, es ist ja nur eine kurze Strecke."

„Ich danke Ihnen, Sir," versetzte Ellen, „ich komme von Birlington."

„Ah, Sie haben Ihrer schönen Schwester einen Besuch gemacht? Aber dann schlagen Sie einen falschen Weg ein; hier geht's nach Broughton-Castle."

„Dahin gerade will ich gehen," antwortete Ellen; „ich habe einen Brief im Parkhäuschen abzugeben."

„Ich bitte, geben Sie ihn mir," sagte der höfliche Herr Gregory, „und nehmen Sie dagegen meinen Regenschirm; ich habe einen Makintosh an und scheue den Regen nicht."

„O nein," erwiederte Ellen, „ich kann ohne Schirm rascher gehen; aber wenn Sie den Brief nehmen wollen, so danke ich Ihnen recht sehr."

Mit diesen Worten gab sie ihm denselben, zog ihr Halstuch fest um sich und eilte Somerton zu.

Herr Gregory wartete, bis er sie nicht mehr sah, und betrachtete dann den Brief. Das war ein Fang! — die Adresse von der Hand Edmund Vane's. Er trat

unter einen dichtbelaubten Baum, der über die Straße hereinhing, und versuchte hinein zu gucken. Dann warf er einen vorsichtigen Blick um sich her: er hatte keinen Zeugen, als den Himmel über sich; der Regen fiel in Strömen, es war sicher Niemand in der Nähe. Mit schüchterner Hand aber gierig funkelnden Augen erbrach er das Siegel und las den Inhalt des Briefes an Frau Toppit; allein ehe er wagte, auch den Einschluß für Alice zu öffnen, besann er sich. Nach reiflichem Nachdenken entschied er sich gegen ein solches Verfahren. Er beschloß, den Brief an Alice selbst zu übergeben, sobald sie auf das Schloß zurückkehre; er wußte nämlich, daß sie mit ihren Eltern bei einer befreundeten Familie einige Meilen von Broughton-Castle zum Besuche war.

Der Maler hatte die letzten paar Tage einem künstlerischen Ausfluge in die Umgegend gewidmet und jetzt, am Ende seiner Tour, seinen Reisesack auf der letzten Poststation zurückgelassen, um zu Fuße zu gehen und einen besonders merkwürdigen Baum unterwegs zu skizziren. Er steckte beide Briefe in die Tasche, eilte dem Parkthore zu, an Frau Toppit vorüber, welche von allem nichts ahnte, und nahm durch das nasse Gras einen nähern Weg zum Schlosse. Durch eine Hinterthüre trat er ein, da er sich, beschmutzt und durchnäßt, wie er war, in der Vorhalle nicht sehen lassen wollte. Kaum war er im Schlosse, als das Aufreißen und Zuschlagen der Thüren und das Hin- und Herrennen der Bedienten ihn auf die Vermuthung brachte, daß Jemand ankomme. Er fragte nach und erfuhr, daß Miß Vane

eben zurückgekehrt sei, Sir Edmund und Lady Vane aber erst nach einigen Tagen erwartet würden. Welch' herrliche Gelegenheit, den Brief zu überreichen und in der Ueberraschung von Alice vielleicht etwas über dessen Inhalt zu erfahren! Denn er wußte aus dem Briefe an Frau Toppit, daß sie vom Leben ihres Bruders noch keine Kenntniß hatte.

Er sprang die Stiege hinauf, wechselte schnell die Kleider und eilte in den Speisesaal, wo die Bedienten eben den Tisch zum Frühstücke deckten. Bald erschien auch Alice. Man brauchte sich nicht auf Physiognomik zu verstehen, um wahrzunehmen, wie unwillkommen ihr die Gesellschaft Gregory's war. Gerade in der Hoffnung allein zu sein, hatte Alice sich zur Rückkehr nach Hause entschlossen, als ihre Eltern noch weiter zu Oberst Stanhope fuhren; und von allen Leuten auf der Welt war ihr gerade Derjenige, den sie so unerwartet im Speisesaale fand, am unangenehmsten. Die Erinnerung an den Widerwillen ihres Bruders gegen Gregory vermehrte ihren eigenen, und sie erwiederte seine Verbeugung nur mit einer kalten Neigung des Kopfes.

„Kann ich das Vergnügen haben," fragte er mit diensteifrigem Lächeln, „Ihnen vorzulegen? Dieses Stück Geflügel oder vielleicht ...."

„Nein, ich danke Ihnen," versetzte Alice; „ich habe keinen Appetit und werde nichts essen." Damit zog sie sich in's offene Fenster am Ende des Saales zurück.

Gregory erinnerte sich jetzt plötzlich, daß er einen

Brief für sie in der Tasche hatte, und bat um Entschuldigung, dies so lange vergessen zu haben.

„Ein Brief für mich?“ fragte Alice, indem sie langsam ihr bleiches Gesicht dem Sprecher zuwandte. Es trug in diesem Augenblick den Ausdruck kalter Verachtung, welcher zuweilen ihre schönen Züge entstellte, wenn sie mit Leuten sprach, gegen die sie Widerwillen empfand.

Gregory stand auf, zog den Brief aus der Tasche und sagte, indem seine kleinen grauen Augen forschend auf ihr ruhten: „Ein Mädchen, das von Birlington kam, wollte den Brief bei der Pförtnerin abgeben, und ich nahm ihn mit, um ihr den Weg zu sparen.“

Alice nahm den Brief und blickte voll Bestürzung auf die Handschrift der Adresse. Was sie erwartete, was sie dachte, sie wußte es kaum, aber sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe; sie blickte auf und sah Gregory's Augen noch auf sich geheftet. Sie hätte alles darum gegeben, allein zu sein, und ein unbarmherziger Beobachter stand vor ihr. Sie kehrte sich von ihm ab gegen das Fenster und erbrach mit klopfendem Herzen das Siegel. Gregory konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht länger studiren, aber er sah die Hand zittern, welche den Brief hielt und hörte einen halb unterdrückten Schrei.

Der Brief entfiel ihrer Hand. Alice lehnte sich in den Sessel zurück, von welchem sie aufgestanden war, um den Brief in Empfang zu nehmen; ihr Kopf sank auf die Schulter, ihre Augen schlossen sich, und das Bewußtsein entschwand. Gregory raffte den Brief auf und las ihn ohne Bedenken.

„Privatim. 6, Prospectstraße, Birlington.

„Theuere Alice!

„Ich bin auf wunderbare Weise gerettet worden; die nähern Umstände sollst Du erfahren, wenn wir uns sehen. Ich habe Kummer und Prüfungen durchgemacht, aber nun sehe ich den Hafen des Friedens vor mir. Komme zu mir, theuere Schwester, sobald Du kannst! Du thätest am Besten, unserer Mutter nicht zu sagen, daß ich noch lebe, bis Du mich gesprochen hast. Hinsichtlich meines Vaters muß dies noch länger verschoben bleiben. Besondere Verhältnisse zarter Natur veranlassen mich für jetzt, unter dem angenommenen Namen Dennys Smith hier im Verborgenen zu leben. Gerald war gestern bei mir, und von ihm erfuhr ich, daß die Familie mich für todt hält. Meine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt ließ mich die schreckliche Katastrophe nicht erfahren, die das Schiff, auf welchem ich mich anfänglich einschiffte, betroffen hat. Gerald hat mir versprochen, bald wieder zu kommen. Es wäre gut, wenn Du am gleichen Tage hier eintreffen könntest, wo wir dann gemeinschaftlich berathen würden, was am besten zu thun ist. Es handelt sich um die geeignete Zeit und Weise, bekannt zu machen, daß ich noch lebe; um einen Entschluß über meine Zukunft, zu welchem ich nun gekommen bin, und um die Interessen eines Wesens, welches mir unaussprechlich theuer ist.

„Dein Dich stets liebender Bruder

„Edmund Vane."

Warum Edmund in diesem räthselhaften Stile schrieb, wäre schwer zu sagen; es war so seine Weise. Das Geheimnißvolle ist dramatisch, und vielleicht gelüstete ihm unbewußt, inmitten wirklicher Sorgen, sein Unglück recht interessant erscheinen zu lassen. Der Brief paßte übrigens vortrefflich in Herrn Gregory's Kram, und im nächsten Augenblicke leistete derselbe dem Briefe an Frau Toppit in der Tasche Gesellschaft. Dann zog der Maler heftig an der Klingel, um Hülfe herbeizurufen.

Als Alice zu sich kam und sich des Vorgefallenen erinnerte, sah sie sich nach dem Briefe um; sie wagte aber nicht, in Gegenwart der Dienerschaft ihre Unruhe zu verrathen, da Niemand wissen durfte, daß der Brief mit ihrer Ohnmacht in Verbindung stehe.

„Ist Ihnen jetzt besser, gnädiges Fräulein?" fragte ihr Kammermädchen. „Wollen Sie nicht ein Gläschen Wein nehmen? Sarah, schenke ein. Hier, Fräulein, trinken Sie einen Schluck, das wird Sie stärken."

Alice trank nicht. Ihre Augen suchten nach dem verlorenen Briefe.

„Suchen Sie etwas, Fräulein?"

„Nein . . . . ja . . . . nichts Besonderes. Nur ist mir, als ob ich einen Brief in der Hand gehabt hätte, bevor ich ohnmächtig wurde; er muß auf den Boden gefallen sein."

„Ich sehe nichts dergleichen, gnädiges Fräulein; vielleicht haben Sie ihn in die Tasche gesteckt."

„Nein, das that ich nicht, ich weiß es gewiß. Uebri-

gens ist er nicht in der Tasche. Könnte er wohl aus dem Fenster geflogen sein?"

„Sarah soll hinausgehen und nachsuchen. Der Wind weht heftig, und wenn der Brief hinausgeflogen ist, mag er weit fortgetrieben worden sein."

Aber von dem Briefe war nichts zu entdecken und Alice's Gedanken wandten sich angstvoll auf Gregory; doch wagte sie kaum den Verdacht zu fassen, er könne den Brief ohne genügende Gründe weggenommen haben. Warum sollte er zudem einen solchen Brief zurückbehalten, selbst wenn eine unwürdige Neugierde ihn verleitet hätte, denselben zu lesen? Bald wurde indeß ihr Herz einigermaßen erleichtert, indem Sarah zögernd gestand, daß sie die Wirkung einer angebrannten Feder zur Wiederbelebung ihres Fräuleins habe versuchen wollen und dabei einiges Papier, das auf dem Boden gelegen und wobei leicht ein Briefcouvert hätte sein können, in den Kamin geworfen habe, um die Flamme anzufachen. Die überschwengliche Freude über die Rettung ihres geliebten Bruders verdrängte bei Alice schnell die Unruhe wegen des Briefes. Edmund lebte; was konnte mit dieser Freude verglichen werden? Er lebte und sie sollte ihn wiedersehen, ihn, den sie tief im Meeresgrunde begraben glaubte! Sein schönes Haar glänzte noch wie früher, seine Augen leuchteten noch so strahlend, seine Stimme erklang noch so lieblich wie immer; sie sollte wieder ihren Wohllaut hören, ihre Arme liebend um seinen Nacken schlingen! O Freude! unaussprechliche Freude, die sie kaum zu verbergen im Stande war! Freude, die das Auge verklärt,

die Wange röthet und dem Schritte neue Schnellkraft verleiht! Alice war ein anderes Wesen, so sehr sie sich Mühe gab, dieselbe zu scheinen.

Sie ließ ihren leichten Ponywagen bereit machen. „Harper," sagte sie zu ihrer Kammerjungfer, „du mußt das Nöthige für eine oder zwei Nächte einpacken. Ich beabsichtige, den Klosterfrauen zu Birlington einen Besuch abzustatten; die Ruhe des Klosters wird mir wohl thun."

„O Himmel, gnädiges Fräulein," versetzte Jungfer Harper, „wie kommen Sie dazu? Sie können auch hier Ruhe genießen; und ich weiß gewiß, wenn unsere Lady zu Hause wäre, so würde sie Ihnen nicht erlauben, heute auszufahren. Sie sehen so glühend und aufgeregt aus, und nun wollen Sie, krank wie Sie sind, in einem offenen Wagen fahren, wo es zu regnen droht? Das kann nicht gut gehen!"

Jedoch Alice war nicht zu überreden; sie wollte ein Mal abreisen, und zwar allein; so blieben denn Gründe und Bitten gleich fruchtlos. Das Einzige, worin sie dem dringenden Zureden nachgab, war, daß sie sich vor der Abreise einige Stunden auf's Bett legte, um auszuruhen, und daß sie der Kammerjungfer erlaubte, sie auf der Fahrt zu begleiten, jedoch unter der Bedingung, daß sie denselben Abend noch in dem Ponywagen auf's Schloß zurückkehre.

Sechszehntes Capitel.

Der Liebestrank.

Als Ellen von ihrer Schwester Abschied genommen und Edmund das Haus verlassen hatte, um vor Abend nicht zurückzukehren, fühlte Kate sich ganz trostlos und unglücklich. In ihrem Elende erwartete sie von jeder Stunde irgend einen Wechsel, welcher ihre Herzensangst erleichtern sollte. Aber vor Abend konnte ja nichts geschehen. Bis dahin war nun eine Leere, während welcher nichts ihren Geist beschäftigte, als die Leiden und Enttäuschungen der letzten Stunden. Geduld und Entsagung lagen nicht in Kate's Charakter; sie mußte etwas thun. Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf: sie hatte den Tag vor sich und war eine gute Fußgängerin; so wollte sie nach Melton-Hill gehen. Sie gedachte der Hexe die Nichterfüllung ihrer Prophezeiungen vorzuhalten und zu hören, was diese darauf zu sagen habe; vielleicht mochte sie einen Rath erhalten, um ihr Betragen danach einzurichten.

Sollte dies aber nicht sündhaft sein? Gewiß; und obwohl es Kate in letzter Zeit leichter geworden war, zu sündigen, so hatte sie doch noch einige leise Bedenken in diesem Punkte. Ihre Schwester Ellen, welche von ungläubiger Sinnesart war, verachtete die Hexe und ihre Prophezeiungen; da sie in Einem Falle die Alte als Betrügerin kannte, glaubte sie, daß sie es in Allem sei. Kate dagegen traute ihr alle die dunkeln und geheimnißvollen Künste, deren die Hexe sich rühmte, wirklich zu.

Es bestand jedoch ein anderer, noch wesentlicherer Unterschied zwischen den Schwestern. Beide wußten wohl, daß die Kirche allen Verkehr mit solchen Personen verbietet, ob sie nun als Betrüger anzusehen sind, welche sich unheilige Künste fälschlich zuschreiben, oder als solche, die wirklich dämonische Kräfte besitzen. Sie wußten, daß die Kirche ihren Kindern untersagt, auf Träume, Vorbedeutungen und abergläubische Gebräuche Werth zu legen; noch weit mehr aber, solche Personen darüber zu Rathe zu ziehen, welche, wenn sie wirklich geheime Wissenschaft besitzen, solche nur vom bösen Feinde haben können. Kate und Ellen waren beide schlechte Katholiken. Ellen war irreligiös und den Geboten Gottes ungehorsam, ohne Gewissensbisse zu fühlen; wenn sie überhaupt dem Glauben, in welchem sie erzogen war, noch anhing, so geschah es bloß aus Gewohnheit und weil kein zureichender Grund vorhanden war, der Kirche den Rücken zu kehren. Ganz anders war es mit Kate. Sie hing an ihrem Glauben, obgleich sie dessen Pflichten vernachlässigte. Die Gewissensbisse schwiegen nie in ihrem Herzen — sie beschwichtigte dieselben, indem sie gelobte, sich zu bessern, sobald sie den Gegenstand ihrer Wünsche erreicht haben würde. Aber konnte sie sich versprechen, daß sie dann Reue empfinden würde? Wie albern es sei, etwas zu thun in dem Gedanken, gleich darauf um alles in der Welt zu wünschen, daß man es nicht gethan hätte, — das mußte ihr wohl zu Zeiten einleuchten und zu Bedenklichkeiten führen; denn sie wußte, daß vor Gott die vollkommenste Besserung ohne Reue ganz werthlos ist. Allein die Leidenschaften

hatten in ihrem Herzen die Oberhand gewonnen, und der Teufel fachte sie an, um die Unglückliche zu einer Sünde zu drängen — schwärzer, als sie je eine begangen hatte. „Nur diesmal noch und dann nicht mehr," sagte sie zu sich selbst, als sie den Weg nach Melton-Hill einschlug. Für das arme Kind sorgte sie so viel als möglich, indem sie dem schlampigen Mädchen nebenan einen Shilling gab, wofür dieses sich verbindlich machte, es den Tag über zu halten und zu pflegen. Betsey war froh, auf so wohlfeile Weise Geld zu verdienen, denn sie brachte die Zeit zu Hause auch nicht viel unterhaltender zu.

Es regnete sehr stark, als Kate den Fuß des Melton-Berges erreichte. — Um dahin zu gelangen, muß man die Straße verlassen, bevor man nach Somerton kommt, und so brauchte Kate kaum zu besorgen, Bekannte anzutreffen. Dennoch fürchtete sie dies sehr; sie hielt den Regenschirm vor's Gesicht und sah weder rechts noch links.

Auf ein Mal erblickt sie im Schatten eines Felsens einige Gestalten; sie fährt erschrocken zurück, und selbst als sie wahrnimmt, daß es keine lebenden Personen sind, fühlt sie sich keineswegs beruhigt. Sie steht vor dem Bilde Dessen, der einst von den Menschen auf Erden ungerecht verurtheilt worden, der am Ende der Tage in Seiner Herrlichkeit kommen wird, die Welt zu richten, — und der dann auch über sie den Urtheilsspruch zu fällen hat.

Kate steht wie angefesselt, entsetzt vor sich hinstarrend, als ob ein Engel mit flammendem Schwerte ihr den Weg versperre. Sie muß vorüber gehen, nicht bloß an dieser

Station, auch an den neun andern, bevor sie den Aufenthalt der Hexe erreicht; sie wird an ihnen vorüber gehen, ohne auch nur ein Mal das Knie zu beugen oder das Haupt zu neigen, — denn sie kann ihren Gott nicht verspotten, indem sie die Stationen zu Stufen auf dem Wege der Sünde macht! Sie muß vorübergehen, gleich als ob sie die heiligen Bilder nicht sähe; denn sie folgt den blutbefleckten Fußspuren ihres Erlösers, um Ihn von neuem zu kreuzigen!

Gibt es denn keinen andern Weg auf den Hügel? Nein, überall nur Ginster und Brombeersträuche, überall Felsen und steile Abhänge! O, kniee nieder, Kate, und bereue; folge deinem Heilande auf Seinem Wege zum Calvarienberge, und dann kehre zurück, um eine aufrichtige Beichte abzulegen; dann wird der Gang zum Melton-Berge ein heiliger, kein gottesräuberischer gewesen sein!

Aber Kate's Herz ist vom Teufel zu sehr eingenommen, als daß auch nur ein guter Gedanke bei ihr Eingang fände. Es ist bloß die Leidenschaft der Furcht, welche für einen Augenblick in ihrem Herzen die andern Leidenschaften zurückdrängt; aber sie ist allein gegen viele und muß bald den Platz räumen. Jene Leidenschaften kehren zurück, wie die Fluth der Ebbe folgt — Kate beharrt im Bösen. Vorüber eilt das bethörte Mädchen und steigt keuchend den Hügel hinan, bis Müdigkeit und Mangel an Athem sie zwingen, nochmals still zu stehen.

Kate kommt in die Nähe der siebenten Station, wo Jesus zum zweiten Male fiel, obgleich Simon von Cyrene das Kreuz Ihm trug. Sie hält sich in einiger Entfernung,

setzt sich auf einen Stein, um auszuruhen, und schaut eigensinnig nach der entgegengesetzten Seite in's nebelbedeckte Thal hinab.

Da erregte ein Laut ihre Aufmerksamkeit, der aus der Richtung des Stationsbildes herzukommen schien und wie Schluchzen klang. Kate schaute um und erkannte vor der Station ein lebendes Wesen, welches sich, den Rücken gegen sie gekehrt, niederduckte; doch konnte sie nicht unterscheiden, ob es sitze oder kniee. Indem Kate die Gestalt betrachtete, überlegte sie, ob sie vorbeigehen solle, ohne darauf zu achten, oder besser warten würde, bis jene Person weiter ginge. Wer mochte es wohl sein? War es ein Einwohner von Somerton, so konnte es nicht fehlen, daß sie erkannt würde. Sie hielt es daher für besser, zu warten, da sie wohl wußte, wie leicht man die Leute an ihrem Gange erkennt, wenn das Gesicht auch verhüllt ist.

Die sonderbare Gestalt ließ bald ein lauteres Schluchzen vernehmen und streckte zwei magere dünne Hände gegen das Bild des am Boden liegenden Erlösers aus. „O mein lieber Gott," rief sie mit gebrochener Stimme, „wie leid thut es mir um Dich! Wieder bist Du gefallen auf den harten Boden, und ich kann Dir nicht helfen. Was kann ein armer Krüppel thun? Aber du, Simon, der helfen konnte, warum nahmst du nicht einen größern Theil des schweren Kreuzes auf dich? Siehe, dein Herr und Gott ist gefallen, und Seine Kniee bluten! Betrachte doch das traurige, kummervolle Antlitz Seiner Mutter; sie macht dir keine Vorwürfe, weil sie

so gut ist. Sie ist auch meine Mutter! Ich habe keinen Freund als meinen Jesus, und keine Mutter als Seine Mutter." Nach diesen Worten bewegte die Gestalt, fast auf dem Boden kriechend, sich zu den Füßen des Heilandes hin, wie um das Bild zärtlich zu umarmen; aber das eiserne Gitter, welches zum Schutze desselben angebracht war, verhinderte dies; so küßte sie den Boden und benetzte ihn mit Thränen.

„O mein theuerer Herr!" hörte Kate weiter, „es ist eine böse Welt. O, daß ich zu Deinen Füßen sterben könnte! Nimm mich doch hinweg, nimm mich hinweg, um bei Dir zu sein ewiglich."

Gezwungen, diese andächtigen Ergießungen eines schlichten Herzens anzuhören, fühlte Kate sich davon gemartert, aber ihr Herz wurde nicht erweicht. Die Stimme war ihr unbekannt; es mochte wohl ein Reisender sein, der aus Andacht hier verweilte. Sie wollte rasch vorüber schreiten, aber der schmale Fußpfad brachte sie dem einsamen Beter ganz nahe. Das Geräusch ihrer Tritte drang an sein Ohr; er richtete den Kopf in die Höhe, und Kate sah zu ihrem Erstaunen — denn sie hatte der Stimme und Gestalt nach einen bejahrten Mann zu finden geglaubt — das Gesicht eines jungen Menschen, der jedoch abgezehrt und kränklich aussah.

„Wohin, meint Ihr, daß dieser Weg führt?" fragte der Knabe, indem er sich mit Hülfe einer Krücke aufrichtete.

„Auf den Gipfel des Hügels," antwortete Kate.

„Was wollt Ihr denn an diesem regnerischen Tage da oben machen?"

„Was geht das dich an?" erwiederte Kate spitzig.

„Es geht mich nichts an," sagte der Krüppel; „ich meinte nur, Ihr wolltet zu der Großmutter hinauf gehen. Wollt Ihr nicht zu der gehen, dann findet Ihr sonst Niemanden oben."

„Ist die alte Rachel deine Großmutter?" fragte Kate mit einigem Erstaunen.

„Ja, die ist meine Großmutter."

„Es wundert mich, daß du diesen steilen Hügel hinaufkommen kannst, so lahm wie du bist," bemerkte Kate mitleidig; sie war ja jetzt von der Furcht, erkannt zu werden, befreit.

„Ich komme vielleicht schneller hinauf als Ihr," versetzte der Krüppel grinsend und begann mit Hülfe seiner Krücke merkwürdig schnell voran zu humpeln. Aber das Staunen, mit dem Kate ihm nachsah, wuchs noch, als er die steile, felsige Anhöhe hinauf einen gerade emporsteigenden Pfad einschlug, auf dem er bald verschwand, bald wieder sichtbar wurde, so daß es aussah, als wenn eine Fledermaus mit Krallen und Flügeln die rauhe Mauer einer alten Ruine hinan sich forthilft. Kate hielt sich nicht lange auf, ihm zuzusehen, sondern ging auf dem gewöhnlichen Wege weiter, der inzwischen durch den anhaltenden, starken Regen ganz schlüpfrig geworden war.

„Großmutter," rief Wat, in die Hütte stolpernd, „du bekommst Besuch; eben kommt sie herauf, es ist ein junges Mädchen."

„Wie sieht sie aus?“ fragte Mutter Rachel begierig.

„Schwarze Haare, schwarze Augen, schlank gewachsen, und sieht danach aus, als ob's nicht viel brauchte, sie giftig zu machen, — just das Gegentheil von Miß Vivian.“

„Sie ist es, Rob,“ sagte die Alte, sich an ihren Sohn wendend, der mürrisch am Feuer saß und rauchte. „Jetzt wird sie mich erkennen, wenn ich nicht aufpasse. Nun hört, Rob und Wat, hört gut zu: ich bin sehr krank, schrecklich erkältet und liege im Bett. Wenn sie mich sehen will, so muß sie zu mir herauf kommen. Verstanden?“

Rob nickte. Die Alte sah Wat unter die Augen.

„Ich höre, daß du es sagst, Großmutter,“ versetzte der Krüppel, „aber ich gehe wieder hinaus.“

Mutter Rachel stieg eilends eine Leiter hinauf unter das Dach; es war da eine Art von Speicher, — Zimmer konnte man es nicht nennen. Dieser Bodenraum hatte keine Thüre und war so niedrig, daß man bloß in der Mitte aufrecht stehen konnte. Die Hexe legte sich auf eine alte Strohmatratze in einem Winkel nieder und warf einige schmutzige Kleidungsstücke über sich her. So ausgerüstet, hoffte sie in der herrschenden Dunkelheit nicht erkannt zu werden. Das Verschwinden der Perrücke, der Haube und der Schminke hatte ja schon eine überraschende Veränderung bewirkt. Ihr eigenes graues Haar war wieder sichtbar; Stirn und Augen, über welche früher die Haube nebst Perrücke hervorragte, hatten ein ganz anderes Aussehen gewonnen; den untern Theil des

Gesichts verbarg sie dadurch, daß sie die zerlumpte Decke hoch herauf zog.

Wenige Minuten nachher kam Kate an.

„Die Mutter kann Niemand sprechen," sagte Rob; „sie ist krank und liegt im Bett."

„O weh!" schrie Kate; „und ich bin eigens von Birlington hergekommen!"

„Was kann ich dafür?" versetzte Rob; „ich habe Euch nicht kommen heißen. Die Mutter ist krank und kann Niemand sehen."

„Dann kommt sie eben um einen Shilling; das ist alles, was ich zu sagen habe," antwortete Kate ärgerlich.

In demselben Augenblicke gab ein kurzes Husten der angeblichen Kranken dem treuen Sohne deutlich zu verstehen, daß dieser Umstand die Sache in ein anderes Licht setze. Rob gab so weit nach, daß er mit der Mutter zu reden versprach. Nach einigen Minuten kam er von oben zurück und sagte: Kate möge nur hinauf gehen; aber sie dürfe nicht lange bleiben, weil seine Mutter wegen ihrer Erkältung kaum sprechen könne. Das Mädchen kletterte die Leiter hinauf in's Dachkämmerchen und setzte sich dem Bette gegenüber auf eine Kiste. Einen Augenblick blieb alles still; die alte Hexe hustete und räusperte sich heftig. „Mit Euern schönen Prophezeiungen ist's nun zu Ende, Mutter Rachel!" hob endlich Kate an. „Zu was haben sie geführt? Bloß zu Verdruß und Unglück! Ich habe den Herrn angetroffen, der mich lieben und heirathen sollte, wie Ihr mir ver-

sprochen habt; aber er liebt mich nicht und wird mich niemals lieben!"

„Aha!" sagte die Alte, mit heiserer Stimme kaum hörbar flüsternd: „du bist das Mädchen mit dem Stern über dem Haupte."

„Steht er denn noch da?" fragte Kate verdrießlich.

„Jawohl, aber er glänzt nicht mehr so schön. Du mußt deinem guten Glücke nachhelfen, oder er verschwindet ganz."

„Wie kann ich nachhelfen, wenn er mich nicht liebt?" entgegnete Kate ungeduldig.

„Du meinst, er liebe eine Andere; das that er auch, aber man liebt zwei, ja drei Mal. Du bist heftig geworden, und das erträgt er nicht."

Kate horchte mit Erstaunen auf die Worte der Hexe, welche eine so gründliche Kenntniß der Sachlage verriethen. „Was kann ich thun?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich muß nachdenken; der Fall ist kritisch!"

Kate erhob sich, um einen Shilling auf die Bettdecke zu legen; sie war im Begriff, sich auf das Fußende des Bettes zu setzen, als Mutter Rachel plötzlich so heftig hustete, als wenn sie ersticken wollte. Sie zog ihr Gesicht ganz unter die Decke zurück und gab mit der Hand dem Mädchen ein Zeichen, sich an die frühere Stelle zu setzen.

„Dahin! da, junges Blut! ich sehe dich besser, wenn das Licht durch die Dachspalte oben auf dich fällt. O,

ich weiß, was helfen kann. Ich will dir ein gutes Pulver geben.

„Ein Pulver!" wiederholte Kate.

„Ja, ein Zauberpulver von wunderbarer Kraft. Aber du mußt hinunter gehen, Mädchen; ich kann es nicht zubereiten, so lange Jemand bei mir ist; und wenn du es wagtest, dabei zuzusehen — das merk' dir — dann ist der Zauber gebrochen. Sobald du siehst, daß das Licht erlischt, kannst du wieder heraufkommen."

In heftiger Aufregung stieg Kate hinunter. Rob sprach kein Wort und schien zu schlafen; so blieb sie ihren eigenen Betrachtungen überlassen. Ein bläuliches Licht, welches plötzlich in's Rothe überging, erleuchtete die Dachstube, und sie konnte hören, daß die Hexe eine leise, eintönige Weise ableierte. Auf ein Mal verschwand das Licht und ein schwefelartiger Geruch erfüllte die Hütte. Kate zitterte vom Kopf bis zu den Füßen und hatte kaum den Muth, die Leiter hinaufzusteigen.

Sie fand die Alte gerade so, wie sie dieselbe verlassen hatte, und vermochte nichts zu entdecken, wodurch ein Licht konnte hervorgebracht worden sein. Sie nahm ihren frühern Platz auf der Kiste ein, worauf die Hexe ihr bedeutete, ein kleines Päckchen aufzuheben, das zu ihren Füßen lag.

„Das ist's, Mädchen — das Pulver, es gibt einen merkwürdigen Trank."

„Muß ich das einnehmen?" fragte Kate.

„Nein, nicht du; er muß es nehmen, und du mußt es ihm geben. Die Person, welche das gibt, bekommt

eine erstaunliche Gewalt über das Herz der Person, welche es nimmt, und wenn sie einen Nebenbuhler oder eine Nebenbuhlerin hat, so wird sie den Sieg davontragen. Mische jeden Tag ungefähr einen halben Fingerhut voll von dem Pulver in sein Getränk. Es sind so ziemlich zwanzig Portionen in dem Päckchen, mehr wirst du nicht brauchen. Jetzt geh' nach Hause!" schloß die Hexe und begrub sich unter ihre Decke.

„Ich fürchte mich," stammelte Kate; „ich möchte doch sicher sein, daß der Teufel die Hand nicht im Spiele hat."

„Untersteh' dich nicht mehr, diesen Namen hier auszusprechen," schrie die Alte mit schrecklicher Stimme, indem sie im Bette auffuhr und das Mädchen wild anstarrte. In demselben Augenblicke hörte man den Donner in der Entfernung über die Hügel hindröhnen. Das war in Anbetracht der Witterung gar nicht auffallend; allein Kate's aufgeregter Phantasie erschien es als etwas Uebernatürliches. „Hast du's gehört?" sagte Mutter Rachel mit hohler, heiserer Stimme. „Nun packe dich."

Kate wartete nicht, bis der Befehl wiederholt wurde. Sie stürzte die Leiter hinab und aus der Hütte hinaus, ohne zu wissen wie. Sie war mehr todt als lebendig und kam erst zu sich, als sie auf dem schlüpfrigen Wege stolperte, so daß sie fast hingefallen wäre.

„Die hast du ein Mal recht erschreckt," sagte Rob, als seine Mutter wieder erschien. „Sie rennt den Berg hinab, als wenn sie Lust hätte, den Hals zu brechen."

„Sie wird sich schon erholen," sagte die Alte trocken.

„Was ist das für ein Pulver?" fragte der Sohn. „Ich hab's gehört, was du ihr gesagt hast. Ist es Gift?"

„Langsames," antwortete die Alte.

„Und gesetzt, das Mädchen wird ertappt?"

„Dann wird sie in gewaltige Ungelegenheiten kommen; und das wäre mir gerade so lieb, als daß der junge Mann stürbe. Es wäre mir ganz gleich. Ich habe nichts gegen ihn, außer seines Vaters wegen; aber sie hasse ich. Hat sie mich nicht eine garstige, abscheuliche Hexe genannt?"

„Mutter," sagte Rob, „deine Rachsucht wird uns in's Unglück bringen, Alle zusammen."

„Du und dein Bruder, ihr seid es, die mich in's Unglück bringen," gab seine Mutter zurück; „ihr seid Schuld, daß ich wieder von hier weg muß! Ich und Wat, wir würden ganz ruhig, ganz unangefochten hier leben, wenn ihr beide nicht wäret. Ihr aber bringt Schande und Verdacht auf uns. Wenn man herausbringt, daß Joe an dem Einbruch von vorgestern Nacht Antheil genommen, wird man hier Haussuchung halten und die silbernen Löffel finden, und dann muß ich gleich aufpacken. Könnte ich nur etwas Geld zusammenbringen! Dann kaufte ich einen Esel und ein Wägelchen, packte meinen Wat und meine Sachen darauf und zöge weit, weit weg, wo Keiner die Söhne der Mutter Rachel kennt. Dann bekäme ich wieder einen guten Leumund, denn hier ist er — Dank euch Beiden — schon viel

zu fadenscheinig und durchlöchert, als daß er das Flicken noch ertragen könnte!"

Kate hielt in ihrem Laufen inne, als sie die siebente Station erreichte, wo sie den Krüppel beim Gebete getroffen hatte. Es regnete nicht mehr. Sie setzte sich, noch zitternd vor Furcht, und nahm sich vor, von dem teuflischen Pulver niemals Gebrauch zu machen. Sie fühlte ihr Herz durch diesen Entschluß erleichtert und wagte es nunmehr, die heilige Darstellung zu betrachten, die vor ihr sich befand. Ein kleines Bächlein, welches von dem starken Regen angeschwollen war, stürzte murmelnd vom Felsen herab in ein natürliches Becken, welches hinwieder den Ueberfluß seines Inhalts sanft den Hügel hinabströmen ließ, so daß die Wurzeln des Farrenkrauts und des Mooses weithin davon genährt wurden, was sich durch das lebhaftere Grün kundgab.

In demselben Augenblicke drang ein Sonnenstrahl durch die mit Wasserdünsten angefüllte Atmosphäre, und in seinem Glanze funkelten die kleinen Wellen des Bächleins wie Tausende von Diamanten. Kate blickte auf dieses schöne Schauspiel, und der Gedanke durchkreuzte ihr Hirn, das schreckliche Pulver in die Wellen zu werfen; allein es war nur ein vorübergehender Einfall, zu dessen Ausführung ihr der Wille fehlte. Sie hatte nicht die Absicht, das Pulver zu gebrauchen, gewiß nicht, — so dachte sie wenigstens — allein sie war auch nicht geneigt, sich der Macht zu entäußern, die es ihr gab. In jenem geheimen Winkel der Seele, worin weder Engel noch Teufel zu lesen vermögen, der uns selbst unbekannt

ist, wenn nicht Gott, welcher allein ihn durchblickt, uns das Licht der Erkenntniß gibt, in jenen geheimnißvollen Tiefen, wo Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit wohnt, lag in Kate's Seele ohne Zweifel die Neigung, den Zauber der Hexe zu versuchen. Wenigstens hatte sie nicht den entgegengesetzten Entschluß gefaßt; und ein unklares Bewußtsein, daß sie jetzt unter der Herrschaft ihrer aufgeregten Einbildungskraft stehe, hielt sie ab, nach jenem Gedanken zu handeln. Das Pulver konnte nicht schaden, wenn es nicht gebraucht wurde — so dachte sie, stand auf und verfolgte ihren Weg.

Ihre Phantasie war mit dem Vorgefallenen so sehr beschäftigt, daß sie die früher angewandte Vorsicht, nicht erkannt zu werden, vergaß; so kam sie ganz in die Nähe einer Person, welcher sie gerade am wenigsten hätte begegnen mögen. Unbedachtsam war sie zu nahe an dem Forstwärterhause vorübergegangen, welches einst ihr damaliger Bräutigam als ihre künftige gemeinschaftliche Wohnung bezeichnet hatte; es kam ihr nicht in den Sinn, daß Will Marsh jetzt da wohnen müsse. Als sie nun längs der Gartenhecke hinschritt, sah sie durch eine Lücke derselben ihren frühern Verlobten im Garten beschäftigt, oder vielmehr, auf seinen Spaten gelehnt, von der Arbeit ausruhend. Auf einer Bank, ihr Strickzeug in der Hand, saß Mary Floyd, das Mädchen mit dem freundlichen Gesichte, dessen flüchtige Bekanntschaft wir im Anfange dieser Geschichte gemacht haben. Will sprach gerade mit ihr, und in dem Blicke voll ruhigen Glückes und dem Lächeln süßer Zärtlichkeit, womit sie antwor=

tete, las Kate das innige Verhältniß der Gatten zu einander. Die Sonne schien freundlich auf das kleine hübsche Gärtchen und verklärte Mary's Züge, während ein sanftes Lüftchen ihr die Wohlgerüche des scheidenden Jahres zutrug. Gerade so hätte sie nach des Tages Mühen da sitzen können, ein glückliches, geliebtes und geachtetes Weib! Kate fühlte ihr Herz bewegt; denn obwohl sie seit langer Zeit nach einem glänzendern Loose gestrebt hatte und noch dieses Streben nicht aufgab, konnte sie nicht umhin, Mary um ihr ruhiges Glück und den Besitz dessen zu beneiden, den sie selbst in den Tagen ihrer Unschuld geliebt hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Verdächtige Erscheinungen.

Der Abend war gekommen, aber Edmund hatte noch nicht um Lichter geklingelt. Vielleicht hatte er sie selbst aus der Küche geholt — so dachte Kate bei sich, als sie an der Wiege des von ihr so vernachlässigten Kindes saß. Plötzlich meinte sie Geräusch und Stimmen aus dem untern Zimmer zu vernehmen; sie horchte, aber alles war wieder still. Dann folgte ein plötzlicher Ausruf, ob der Freude oder der Betrübniß, konnte sie nicht unterscheiden; jedoch meinte sie, eine weibliche Stimme zu erkennen. Verwundert lauschte sie; endlich wurde ihre Neugierde unwiderstehlich, sie nahm ihr Licht und ging in die Küche hinab.

Kein Zweifel: eine weibliche Person war bei dem Herrn; nur konnte Kate nicht enträthseln, ob dieselbe weine oder lache. Die Unterhaltung war nicht andauernd, sondern schien mehr aus abgebrochenen Ausrufungen zu bestehen. Kate öffnete leise die Thüre zwischen beiden Zimmern und hörte die Worte: „O Edmund, welches Glück! Es ist zu viel Glück! Nun begreife ich, wie man vor Freude sterben kann. O Edmund, theuerster Edmund!“

Kate stieß die Thüre ganz auf. Das Zimmer war nicht erleuchtet, als sie eintrat; nur von dem letzten Reste des abendlichen Dämmerlichts und dem Scheine einer Straßenlaterne war es schwach erhellt. Edmund saß auf dem Sopha und neben ihm, den Kopf an seine Schulter gelehnt, ein schönes junges Mädchen. Ihr blondes Haar umgab in üppigen Locken ein feines blasses Gesicht und fiel bis auf die Schultern herab. Einen Arm hatte sie zärtlich um Edmund's Nacken geschlungen, die andere Hand ruhte in der seinigen. Kate stand wie versteinert da, mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. Edmund fuhr auf, als er sie eintreten sah, und machte sich von dem Arme los, der ihn umschlang, hielt jedoch fortwährend die Hand der Dame in der seinigen.

„Was wollen Sie, Kate?“ fragte er.

Kate gab keine Antwort; nachdem sie noch einige Augenblicke wie betäubt auf die Beiden hingestarrt hatte, schlug sie die Thüre hinter sich zu und ging in die Küche zurück.

„Wer war das?“ fragte Alice. „Die Person sieht ja sonderbar aus.“

„Es ist die Wärterin meines Kindes, ein Mädchen aus Somerton; sie kennt mich aber nicht,“ antwortete der Bruder. „Ich war bisher mit ihr zufrieden; aber seit einigen Tagen benimmt sie sich sehr unangemessen. Mit einer recht achtbaren und gutmüthigen alten Frau, welche als Köchin bei mir war, zankte sie so heftig, daß diese genöthigt war, die Stelle aufzugeben. Auch noch scheint sie nicht beruhigt zu sein, sondern richtet zuweilen ihre schwarzen Augen mit einem so wilden Ausdrucke auf mich, daß ich wirklich beunruhigt sein würde, wenn ich mir bewußt wäre, ihr je eine Veranlassung zum Aerger gegeben zu haben.“

„Ich würde sie wegschicken, lieber Edmund, und die alte Frau wieder nehmen.“

„Die kann ich nicht mehr bekommen, denn sie ist zu ihren Verwandten zurückgekehrt, zweihundert Meilen von hier.“

Während Bruder und Schwester sich leise mit einander unterhielten, saß Kate in der Küche und stierte trübsinnig auf das glimmende Heerdfeuer. Es fiel ihr gar nicht ein, daß die junge Dame wohl Miß Vane sein könnte. Diese war selten in's Dorf gekommen; Sir Edmund mochte nicht leiden, daß seine Tochter die Armen besuche. Zur Messe pflegte die Familie Vane durch ihren eigenen Park zu fahren, und da ihr Kirchenstuhl um eine gute Strecke mehr nach vorn lag, als der Platz, an welchem Kate zu knieen pflegte, so

hatte sie diese einzige Gelegenheit, Miß Vane genauer zu beobachten, nicht benutzen können; auch war es ihr überhaupt unbekannt, aus wie vielen Gliedern Sir Edmund's Familie bestand.

Zwei andere Ursachen trugen gleichfalls bei, ihr einen solchen Gedanken nicht in den Sinn kommen zu lassen, nämlich der Umstand, daß die Gesichtszüge der Geschwister nicht die geringste Aehnlichkeit hatten, und Kate's aufgeregter Gemüthszustand, welcher sie zu den abenteuerlichsten, fernliegendsten Schlüssen führte, während sie gegen jede augenfällige, einfache Erklärung blind war.

Als sie brütend über ihr Unglück und das ihr vermeintlich widerfahrene Unrecht da saß, fiel ihr das magische Pulver ein. Sie fühlte schon nicht mehr den gleichen Widerwillen gegen den Gedanken, seine Wirksamkeit zu versuchen. Die alte Hexe hatte gesagt, es werde ihr, wenn sie eine Nebenbuhlerin habe, den Sieg über diese verschaffen. Zudem hatte sie ja keine Verantwortung, wenn etwa der böse Feind bei der Zubereitung des Mittels im Spiel gewesen wäre; sie hatte seinen Beistand weder herbeigeführt noch gewünscht. Auch war der Zweck, zu welchem sie den Liebestrank zu brauchen gedachte, kein sündhafter: sie wünschte nur einfach die Erwiederung ihrer Neigung. Welcher Liebende wünscht das nicht? Ja, hatte sie nicht noch jüngst allen Grund gehabt, darauf zu rechnen, bis jene Zauberin mit dem blonden Haar und dem bleichen Gesichte gekommen war, um ihr den Schatz seiner Zuneigung zu rauben und Eindrücke wieder aufzufrischen, welche Kate's Schön-

heit zu verwischen begonnen? Endlich hielt Kate sich berechtigt, diese Person wegen ihres unschicklichen Betragens gründlich zu verachten, — sie, die allein und unbeschützt in das Haus eines Mannes kam und sich mit so unentschuldbarer Vertraulichkeit benahm. Es schien ihr ein gutes Werk zu sein, die Ansprüche eines so unwürdigen Frauenzimmers zu vereiteln!

Während Kate in dieser Weise Gründe aufzufinden suchte, um das zu rechtfertigen, was sie zu thun beabsichtigte, hatte Edmund seine Schwester zu dem Kinde hinauf geführt. Sogleich ging er aber wieder hinab und schellte für Kate. Diese zwang sich unbefangen zu scheinen, da sie der Warnung der Hexe in Bezug auf ihre Gemüthsstimmung sich erinnerte.

Als sie an der Thüre erschien, sagte Edmund: „Die Dame wird diese Nacht hier schlafen; sie ist sehr müde und Sie müssen bald ein Bett für sie zurecht machen. — Finden Sie etwas dagegen zu erinnern?“ fragte Edmund, da er keine Antwort erhielt.

„Nein, Herr, wie Sie befehlen. Aber die Bettstatt hinauf zu tragen ist zu schwer für mich; ich denke doch, Sie wollen nicht, daß ich das Kind in die heiße Küche unter die schwarzen Käfer bringe.“

„Bewahre, nicht in die Küche,“ versetzte Edmund. „Von Käfern habe ich übrigens bis zur Stunde nichts vernommen; es thut mir wirklich leid, daß die arme Frau Roach damit geplagt war. Aber Sie können doch das Bettwerk hinauf schaffen, wenn das Mädchen nebenan Ihnen hilft? Und Sie werden wohl nichts dagegen

einzuwenden haben, eine Nacht ohne Bettstatt darauf zu schlafen."

Kate gab ihre Zustimmung, indem sie sich bestrebte ihren Widerwillen möglichst zu verbergen. Ehe sie das Zimmer verließ, befahl ihr Edmund, vor dem Schlafengehen noch eine Tasse Thee für ihn zu bereiten.

Eine Tasse Thee! — so stand es ja auf ein Mal in ihrer Macht, die Kraft des geheimnißvollen Mittels zu versuchen! Sie nahm zögernd das Pulver zur Hand und betrachtete dasselbe. Es schien eine solche Kleinigkeit, eine geringe Portion davon in den Theetopf zu werfen, — es wäre ja wunderbar, daß es eine Sünde sein sollte! Nun wagt Kate, ein wenig, ein ganz klein wenig in einen Löffel zu schütten; — als wenn die Winzigkeit der Dosis die Schuld ihres Vergehens vermindern könnte, — — jetzt läßt sie den Löffel in den Theetopf sinken; die That ist geschehen, und sie ist noch dieselbe Kate, die sie zuvor war. Es kann doch, denkt sie, keine so wichtige Sache gewesen sein....

Der Thee war bald fertig und aufgetragen; als Kate nachher ängstlich und aufgeregt in's Zimmer trat, um das Theeservice wegzutragen, blickte Edmund von dem Buche auf, worin er las, und bemerkte, der Thee sei sehr gut gewesen; das Wasser scheine gehörig gekocht zu haben.

Das bethörte Mädchen war über diese wenigen freundlichen Worte ganz entzückt und sah darin eine erste Wirkung des Zaubers. Sie trug nun das Bettwerk hinauf und machte sich ihr Lager ganz nahe an

der Thüre zurecht. Dann holte sie sich in der Küche ihr Abendbrod, welches sie, um bei dem Kinde zu sein, stets im Schlafzimmer verzehrte. Als sie Brod und Käse auf den Tisch stellte, bemerkte sie, daß Alice sich mit den Kleidern auf das Bett gelegt hatte und in einen tiefen Schlaf gefallen war. Mit Ekel und Abscheu sah Kate auf sie hin: verurtheilt zu sein, die ganze Nacht in Gesellschaft einer verhaßten Nebenbuhlerin zuzubringen — das war zu viel! Sie erinnerte sich, daß dieser Kopf auf Edmund's Schulter geruht, daß dieser weiße Arm seinen Nacken umschlungen, und daß er ihre Zärtlichkeit nicht zurückgewiesen, sich derselben nicht erwehrt hatte.

Kate setzte sich zu ihrer Abendmahlzeit nieder und verhielt sich ganz still. Sie wollte ihre schöne Feindin nicht früher aufwecken, als nothwendig war; denn sie traute sich kaum zu, höflich mit ihr sprechen zu können. Da stieß Alice einen leisen Seufzer aus: „Edmund, theuerster Edmund," murmelte sie im Schlafe.

Diese Worte entzündeten eine wilde Eifersucht in Kate's Herzen. Sie sprang auf und trat vor das Bett, das Messer, womit sie das Brod geschnitten, in der Hand haltend; ihre Augen sprühten Blicke giftigen Hasses auf die Schlafende.

Ob nun Kate ein Geräusch machte, oder ob es wahr ist, daß der Blick des Auges die geheimnißvolle Kraft hat, aus dem Schlafe aufzuschrecken, genug, Alice erwachte, und der erste Gegenstand, welcher ihr in die Augen fiel, war Kate's zornflammendes Gesicht und das

Messer in ihrer geballten Faust. Sie stieß vor Schrecken einen lauten Schrei aus, und mit dem Rufe: „Willst du mich umbringen?“ sprang sie in die Höhe.

„Unsinn!“ brummte Kate, indem sie das Messer, welches sie wirklich unbewußt in der Hand hielt, auf den Tisch legte. „Wer denkt daran, Sie umzubringen? Sie müssen kein gutes Gewissen haben!“

Kate's Worte und Geberden waren durchaus nicht geeignet, die erschreckte Alice zu beruhigen. Sie sprang nach der Thüre; Kate, um sie zurückzuhalten, griff nach ihr; aber die Furcht lieh ihr Flügel und sie entkam mit einem Riß im Kleide.

„Edmund, Edmund!“ schrie das Mädchen fast sinnlos vor Furcht, als sie in das kleine Zimmer stürzte, wo ihr Bruder noch mit Lesen beschäftigt war. „Führe mich in's Kloster zurück! Nicht um die ganze Welt möchte ich noch einen Augenblick mit dieser Furie zusammenbleiben. Ich glaube, sie war im Begriff, mich zu ermorden.“

„Dich ermorden, meine theuere Alice! Nicht möglich! Du warst müde und aufgeregt, und hast dadurch vermuthlich Alpdrücken gehabt.“

„O Edmund! das kann nicht sein. Ich war ganz bei Besinnung und vollkommen wach. Sie erweckte mich durch ihre Bewegungen, indem sie sich zu meinem Bette heranschlich; und als ich die Augen aufschlug, stand sie vor mir mit einem so finstern, drohenden Ausdruck im Gesicht, daß ich es nimmer vergessen werde — ein Messer in der Hand! O Edmund, ich schaudere, wenn

ich daran denke! Ich sprang auf und warf ihr ihre mörderische Absicht vor. Sie sagte: ‚Unsinn' und ‚ich hätte kein gutes Gewissen.' Als ich nun einen Satz gegen die Thüre hin machte, griff sie nach meinem Kleide, um mich aufzuhalten — sieh nur her, es ist zerrissen."

„Ich begreife dieses auffallende Benehmen nicht, Alice," versetzte ihr Bruder, „und noch muß ich denken, daß deine Furcht den Vorfall übertrieben hat. Ich will selbst hinauf gehen und mit dem Mädchen sprechen."

„O nein, nein!" rief Alice; „ich bleibe nicht bei diesem Weibe, welche Erklärung sie dir auch geben mag! O Edmund, schicke sie weg! Wie kannst du dein Kind dieser schrecklichen Person anvertrauen, wie kannst du es wagen, selbst unter einem Dache mit ihr zu bleiben? Glaube mir, sie hat böse Absichten und wird dir ein Leid anthun."

Edmund schwieg eine Weile und sagte dann: „Du magst Recht haben, Alice; ich glaube, ich thäte besser, sie wegzuschicken. Morgen früh thue ich's jedenfalls. Ich will Betsey rufen, das Mädchen, welches deine Sachen vom Kloster hergebracht hat; sie soll alles wieder zurücktragen. Ich will dich selbst hinbegleiten." Edmund half seiner Schwester den Mantel anziehen, welchen sie sammt ihrem Hute unten gelassen hatte; dann verließen sie zusammen das Haus.

Als sie in dem Nachbarhause einsprechen wollten, fand es sich, daß die ganze Familie schon zu Bette gegangen war. Allein Alice erklärte wiederholt, daß nichts sie bewegen könne, eine Nacht mit Kate unter demselben

Dache zuzubringen, und daß sie lieber einige Unbequemlichkeiten leiden wollte. Es blieb also nichts übrig, als sie in's Kloster zurückzuführen, welches glücklicher Weise nicht weit entfernt war.

Als Edmund nach Hause kam, ging er gleich hinauf und rief Kate. Sie kam an die Thüre ihres Zimmers. Ihre Augen waren roth, augenscheinlich vom Weinen, und ihr Gesicht wie mit Scharlach übergossen.

„Ich bin äußerst unzufrieden mit Ihnen," sagte Edmund, „und kann nicht begreifen, was Sie veranlaßt haben mag, sich in so auffallender Weise zu benehmen. Sie haben die Dame durch Ihr sonderbares Betragen so erschreckt, daß sie sich genöthigt sah, noch in dieser späten Stunde das Haus zu verlassen."

„Ich habe gar nichts gethan," versetzte Kate weinend; „es war nur Einbildung von der Dame. Sie fuhr auf und sagte, ich hätte sie ermorden wollen. Ich aß ruhig mein Abendbrod; ich versichere Ihnen, sie hatte keinen Grund zu erschrecken, wenn sie nicht sonderbare Gedanken im Kopfe hatte."

„Sie sagte mir, Sie hätten mit einem Messer in der Hand vor ihrem Bette gestanden."

„Ich hatte das Messer in der Hand, um Brod und Käse zu schneiden, und stand da, als sie aufwachte."

„Jedenfalls würden Sie gut thun, jetzt nach Bett zu gehen," schloß Edmund, welcher für heute nichts mehr sagen wollte, und zog sich in sein Zimmer zurück.

Er gab seine Absicht, sie zu entlassen, nicht auf, obgleich er zugeben mußte, daß der Verlauf der Mordscene

so gewesen sein konne, wie Kate angab. Sobald er also am nächsten Morgen angekleidet und in's Wohnzimmer gegangen war, ließ er sie kommen, um ihr seinen Entschluß mitzutheilen. „Kate," sagte er, „ganz unabhängig von dem, was gestern Nacht vorfiel...."

„Nichts ist vorgefallen," schrie Kate leidenschaftlich, „ich bin verleumdet worden."

„Nun," versetzte Edmund, „jedenfalls muß Ihr Betragen sehr auffallend gewesen sein, da es einen so schreckhaften Eindruck hervorgebracht hat. Natürlich hege ich nicht den Verdacht, daß Sie wirklich die Absicht gehabt haben, die Dame anzugreifen oder zu beleidigen; allein ich muß Ihnen sagen, und ich spreche jetzt von meiner persönlichen Wahrnehmung, daß Ihre Gemüthsstimmung mir nicht zusagen kann. Wenn die mindeste Kleinigkeit Ihnen unangenehm wird, so verlieren Sie alle Selbstbeherrschung. Im Anfange beurtheilte ich Sie ganz anders...."

„Sie haben sich geändert, nicht ich," unterbrach ihn Kate eifrig.

„Hören Sie mich zu Ende," fuhr Edmund fort, „und unterbrechen Sie mich nicht. Aus dem angegebenen Grunde — welche gute Eigenschaften Sie auch sonst besitzen mögen — halte ich Sie für gänzlich ungeeignet zur Pflege eines Kindes, und zwar so sehr, daß Sie meinen Dienst gleich jetzt verlassen müssen. Ich werde Ihnen nebst dem, was ich schuldig bin, noch den Lohn für einen Monat bezahlen."

Kaum hatte Kate ihren Urtheilsspruch vernommen, als sie leidenschaftlich zu weinen anfing.

„Was habe ich denn gethan, um das zu verdienen?“ rief sie mit einer von Seufzern unterbrochenen Stimme aus. „Ich bin angeschwärzt worden; man hat mich verleumdet.... Ich weiß wohl, woher es kommt! Die Roach wollte mich nun einmal aus dem Hause haben, dazu hatte sie gute Gründe. Sie ist eine Lügnerin — eine gemeine Lügnerin!“

„Schweigen Sie, Kate! Ich will nichts hören. Sie sind ja in einer solchen Aufregung, daß Sie kaum wissen, was sie sagen. Verlassen Sie das Zimmer. Haben Sie gehört?“

„Das sollen Sie bereuen!“ rief Kate beim Weggehen, ohne eigentlich selbst zu wissen, was sie damit sagen wollte, — aber ihre Augen flammten.

Es war Edmund zu Muthe, als habe Alice's Furcht ihn angesteckt; er begann ängstlich zu wünschen, des heftigen Mädchens los zu werden. Er ging deshalb einige Minuten später zu Kate in die Küche, um ihr auszuzahlen, was er schuldig war, und so eine zweite förmliche Unterredung unnöthig zu machen. Er fand sie da sitzend wie ein Bild des Jammers, mit der Schürze vor den Augen, und sein von Natur gutmüthiges Herz wurde gerührt beim Anblick eines so ernstlichen Kummers.

„Kate,“ sagte er mild, „trocknen Sie Ihre Thränen und beruhigen Sie sich. Ich will Ihnen nichts von alle dem übel anrechnen, was Sie in Ihrer Aufregung gesagt haben; denn ich sehe, Sie wissen kaum, was Sie

thun. Ich habe Betsey rufen lassen, um bei dem Kinde zu bleiben; Sie können hinauf gehen und ihre Kleider zusammenpacken. Nach dem Frühstück gehen Sie dann in Gottes Namen. Hier haben Sie einen Shilling, damit Sie Ihre Sachen tragen lassen können."

Kate gab keine Antwort und hielt die Schürze vor dem Gesicht; die Tiefe ihrer Verzweiflung entsprach der Höhe, zu welcher ihre Hoffnungen hinangestrebt hatten.

Nur ein Mittel blieb ihr noch — das Pulver der Hexe. Allein sie mußte eilen, bevor Betsey kam. Sie nahm das Papier aus der Tasche und schüttete den größten Theil seines Inhaltes mit dem Thee in die Theekanne, — es war nicht mehr Zeit, das Pulver in kleine Dosen zu theilen; es galt nun, jetzt oder nie. Und da Kate nur das eine Mal noch davon geben konnte, so wollte sie genug geben. Gerade war der Thee fertig, als Betsey ankam; Kate überließ es nun diesem linkischen jungen Dinge, das Frühstück im Uebrigen bereit zu machen, und ging in's obere Zimmer.

Sie mochte ungefähr drei Viertelstunden mit dem Kinde und den Vorbereitungen zu ihrer Abreise beschäftigt gewesen sein, als sie aus dem Fenster sah, wie Betsey eilig die Straße hinab rannte. Begierig, die Ursache dieser Eile zu erfahren, ging sie in die Küche. Da hörte sie, wie Edmund ihr mit matter Stimme rief; die Zimmerthüre stand weit offen, sonst hätte sie ihn nicht hören können.

Als Kate in's Wohnzimmer trat, lag Edmund aus-

gestreckt auf dem Sopha; eine entsetzliche Aenderung war in seinem Aeußern vorgegangen.

„Kate,“ sagte er, „ich bin sehr krank; ich glaube, ich muß sterben. Ich habe Betsey fortgeschickt, um einen Geistlichen und meine Schwester aus dem Kloster zu holen. Ich glaube, es wohnt ein Arzt in der Nachbarschaft.... Vielleicht kann noch etwas geschehen. Er versuchte vom Sopha aufzustehen, sank aber wieder zurück mit dem Rufe: „Mein Kopf, mein Kopf!“ und sein Gesicht nahm die Farbe des Todes an.

Also seine Schwester! Edmund hatte in seiner Qual unbewußt seine Verwandtschaft mit der Fremden verrathen. Die unglückliche Kate blickte einen Augenblick starr auf den jungen Mann, dem der Tod auf dem Gesichte zu lesen war: Gewissensbisse und Schrecken schnürten ihr das Herz zusammen. „Gehen Sie, Kate! schnell!“ sagte er, „oder es wird zu spät!“

Kate stürmte verzweifelnd hinaus; die Nachbaren sahen ihr erstaunt nach. Sie sprang in das Haus des Arztes, machte hastig die Bestellung und schlug dann im eiligsten Laufe den Weg nach Melton-Hill ein. Sie zweifelte nicht im mindesten, daß einzig das verhängnißvolle Pulver die traurige Wirkung hervorgebracht habe, und dann konnte nur Jene, welche es bereitet, ein Gegengift verordnen. Fort und fort rannte sie, nicht achtend der Sonnenhitze, der ihr unbedeckter Kopf ausgesetzt war, nicht fühlend, wie ihre Kräfte hinschwanden, bis endlich die äußerste Erschöpfung sie zwang, langsamer zu gehen, endlich anzuhalten und sich auf eine Bank am Wege

niederzusetzen. Sie hatte an diesem Morgen noch nichts gegessen oder getrunken und die Nacht weinend zugebracht.

Doch weiter muß sie! — es handelt sich um Leben und Tod; sie hat keine Zeit, auszuruhen. Sie versucht aufzustehen; aber ihre Gedanken verwirren sich, das Tageslicht scheint einer Dämmerung zu weichen; es ist, als ob ein schwarzer Schleier alles einhüllte; sie taumelt, fällt vorwärts und bleibt, das Gesicht im Staube, ausgestreckt auf der Straße liegen.

Achtzehntes Capitel.

Gefunden und verloren.

Früh am Morgen, nachdem Alice Broughton-Castle verlassen hatte, konnte man Herrn Gregory auf dem Dache der Postkutsche sehen, welche in der Nähe von Oberst Stanhope's Landgut vorüberfuhr. Eine Stunde nachher angekommen, stieg er ab und ging dem Hause zu. Eben war das Frühstück beendet, und die Damen hatten sich in ihre Gemächer zurückgezogen; Sir Edmund aber und sein Schwiegersohn weilten noch im Speisesaale, welcher die Aussicht nach der Straße hatte.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte Oberst Stanhope, der aus dem Fenster sah, „so kommt da unser junger Künstler mit seiner unerläßlichen Mappe unter'm Arme.“

„Er kommt ohne Zweifel, um mir das Resultat des Künstlerausflugs vorzulegen, auf welchen ich ihn aussandte,“ bemerkte Sir Edmund.

Der Oberst ging Herrn Gregory höflich bis zum Thore entgegen, und dieser entschuldigte sich unterthänigst, daß er so früh schon zu stören wage.

„Es bedarf gar keiner Entschuldigung. Kommen Sie nur herein zum Frühstück.“

„Ich danke, Sir; ich frühstückte, bevor ich Broughton-Castle verließ. Da Sie indeß so gütig sind, so würde wohl eine Tasse Caffee nach dem Ritte auf dem Kutschendache nicht schaden.“

„Nach der Fahrt, wollen Sie sagen,“ bemerkte Sir Edmund herablassend, indem er Herrn Gregory, welcher ihm eine tiefe Verbeugung machte, die Hand schüttelte.

„Nach der Fahrt,“ wiederholte Herr Gregory demüthig, „das ist besser gesagt.“

„Ich will klingeln, daß man noch Caffee bringe; dieser hier wird kalt sein,“ sagte der Oberst.

„O nein, ich danke Ihnen, er ist vortrefflich,“ versicherte Herr Gregory, indem er sich eine große Tasse voll goß. Die „Tasse Caffee“ erwies sich bei ihm als ein Ausdruck von umfassender Bedeutung: Butterschnitten, heiße Wecken, kalter Schinken, — alles kam dem Maler recht. Er besaß eine entschiedene Vorliebe für's Essen, und gerade seine Gefräßigkeit hatte nicht wenig zu der Abneigung beigetragen, welche Edmund und Alice gegen ihn hegten.

„Sie sagen, daß Sie Broughton-Castle diesen Morgen verlassen haben,“ sagte Sir Edmund. „Sie müssen also gestern Abend dort angekommen sein. Sahen Sie meine Tochter?“

„Ja, ich sah sie, Sir Edmund!“ versetzte Herr Gregory mit Nachdruck und als wenn in diesen Worten etwas Bedeutungsvolles enthalten wäre. Da indessen keine Frage darauf erfolgte, so fuhr er fort: „Miß Vane fuhr bald nach ihrer Ankunft nach Birlington.“

„Nach Birlington!“ wiederholte Sir Edmund mit einigem Erstaunen.

„Ja, die Bedienten sagten mir, sie würde die Nacht über oder vielleicht einige Tage im Kloster bleiben.“

„Es ist doch auffallend,“ bemerkte Sir Edmund zu seinem Schwiegersohne gewandt, „daß Alice weder mich noch ihre Mutter von dieser Absicht in Kenntniß setzte. Es scheint, daß dies auch der Grund ist, warum sie uns nicht hierher begleiten wollte.“

„Verzeihen Sie, Sir Edmund,“ fiel ihm Herr Gregory in die Rede, „ich habe Grund zu glauben, — ich bin sicher, darf ich sagen, — daß der Entschluß ein plötzlicher war, und zwar in Folge .... doch entschuldigen Sie .... die Reise hängt mit einer Angelegenheit zusammen, welche Sie sehr nahe angeht, und kaum getraue ich mich, auf einen so zarten Gegenstand einzugehen — — ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß.“

„Was wollen Sie sagen, Gregory?“ fragte Sir Edmund in einem Tone würdevollen Mißfallens. „Welche Angelegenheit von zarter Natur, die auf meine Tochter Bezug hätte, könnte möglicherweise Ihnen bekannt sein?“

„Dasjenige, was mir bekannt ist,“ erwiederte Herr Gregory unterwürfig, „betrifft Miß Vane nur nebenbei.

Es ist gewiß sehr schmerzlich für mich, allein ich halte es für meine Pflicht .... sonst könnte nichts mich vermögen zu reden .... Darf ich in Gegenwart des Herrn Obersten mich aussprechen?"

„Gewiß, er ist in alle meine Familien-Angelegenheiten eingeweiht."

Herr Gregory räusperte sich, nahm sein Schnupftuch zu Hülfe und schien verlegen, wie er beginnen solle. „Das Unglück, welches neulich die Familie betroffen hat ...." begann er endlich, „der vermeintliche Tod eines ...."

„Der vermeintliche Tod?" unterbrach ihn Sir Edmund mit einem strengen Blicke. „Was sollen diese doppelsinnigen Ausdrücke, Herr? Wissen Sie, mit wem Sie sprechen?"

„Ich weiß es, ich spreche mit einem Vater," versetzte Gregory sanft, „und aus diesem Grunde kann ich einen solchen Gegenstand nicht zu zart berühren."

„Ich glaube Kraft genug zu besitzen, um alles zu hören, was Sie zu sagen haben können," sagte Sir Edmund in hochmüthigem Tone, indem die Art, wie Gregory ihn auf die Folter spannte, die verachtungsvollen Gesinnungen hervorbrechen ließ, die er eigentlich gegen seinen Günstling hegte.

„Wollen Sie sagen, Herr Gregory," sagte der Oberst leise, beinahe athemlos, „es seien Gründe vorhanden, zu bezweifeln, daß mein Schwager auf der Isabella verunglückt sei?"

„Das ist es eben," antwortete Gregory; „ja noch

mehr, ich darf nicht daran zweifeln, ... ich weiß gewiß, daß er lebt."

„Das glaube ich nicht!" sagte Sir Edmund heftig; er war indessen ganz blaß geworden.

Der Oberst beobachtete ihn ängstlich.

„Ich kann durch Ihren Unglauben kaum überrascht sein," fuhr Gregory fort, „wenn ich die große Wahrscheinlichkeit für das Gegentheil betrachte; ich glaube aber, meine Beweise werden genügen, die Wahrheit meiner Behauptung festzustellen. Ich befinde mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, vorauszuschicken, daß mit der Sache Umstände verknüpft sind, welche bis zu einem gewissen Grade die Freude dämpfen oder vermindern müssen, welche ... welche ...."

„Wenn es möglich wäre," sagte Sir Edmund stolz, „daß mein Sohn am Leben geblieben, um sich und mich zu entehren, so wünschte ich in der That, er wäre lieber tausendmal gestorben."

„Diese Gesinnung ist Ihrer würdig, Sir Edmund," versicherte Herr Gregory, „doch wird es besser sein, wenn ich auf die Thatsachen komme."

„Gewiß wird es besser sein, Herr!" sagte Sir Edmund scharf. Seine Stimme war fest, aber seine Gesichtsmuskeln erschienen in einer Weise gespannt und zusammengezogen, die deutlich zeigte, welche ungeheuere Anstrengung es ihn kostete, seiner Gefühle Herr zu bleiben.

„Als ich vor einigen Wochen in London war," erzählte nun Gregory, „hatte ich in der City etwas zu thun, ein unbedeutendes Privatgeschäft, und da, in einer

belebten Straße, mitten im Gedränge, sah ich in einiger Entfernung Ihren Herrn Sohn. Es war nur für einen Augenblick; er verschwand bald zwischen den Hin- und Hergehenden, allein ich hege jetzt nicht den mindesten Zweifel mehr, daß er es war. Mein Gesicht ist von Natur gut und durch die beständige Uebung, nach fernen Gegenständen zu sehen, ziemlich geschärft, so ..."

„Sparen Sie die unnöthigen Abschweifungen, wenn's gefällig ist," erinnerte ihn Sir Edmund ungeduldig.

„Gewiß, gewiß, Sir Edmund! Ich erklärte mir später die Sache durch eine merkwürdige Aehnlichkeit, obwohl es schwer sein möchte, Jemanden anzutreffen, der ein so ausgezeichnetes Aeußere hätte, wie Ihr Herr Sohn."

„Ich bitte, fassen Sie sich kurz."

„So kurz als möglich, Sir Edmund. Wenige Tage darauf, als ich durch die Vorstadt von Birlington ging, wurde meine Aufmerksamkeit durch ein schönes Mädchen angezogen, welches an der Thüre eines kleinen Hauses stand. Ich hatte einige Monate früher in Somerton ihr Portrait aufgenommen, was mich an sie erinnerte. Sie haben vielleicht die flüchtige Skizze in meinem Portefeuille gesehen? ,Die Braut von Somerton' hatte ich darunter gesetzt. Einige aus der Gesellschaft, worunter Mistreß Stanhope, wie ich glaube, erwiesen mir die Ehre, der Zeichnung Beifall zu spenden."

Oberst Stanhope winkte ihm zu, da er Sir Edmund's wachsende Ungeduld wahrnahm.

„Sie hatte ein Kind auf dem Arm," fuhr der unermüdliche Erzähler fort, „welches ihr ähnlich sah, wenig-

stens bildete ich mir das ein — man kann sich so leicht etwas einbilden, wenn man eine vorgefaßte Meinung hat! — und da ich von ihren Gespielinnen hatte sagen hören, sie würde sich bald verheirathen, und die Kürze der Zeit, welche seitdem verflossen war, nicht beachtete, so beging ich den Mißgriff, vorauszusetzen, daß es ihr eigenes Kind sei."

„Was hat all' dies mit der Sache zu thun?" rief Sir Edmund heftig.

„Ich komme nun zur Sache, Sir. Auf mein Befragen stellte sich heraus, daß sie dort Dienstmädchen war, obgleich sie es nicht eigentlich zugeben wollte, und mir sagte, sie sei ihre eigene Herrin und habe die Pflege dieses Kindes aus Gefälligkeit für den Vater übernommen, der als Herr Dennis Smith bekannt sei. Das Mädchen war sichtlich bemüht, mir den Gedanken beizubringen, daß ihr Herr eigentlich von vornehmerm Stande sei, als er scheinen wolle, und daß er sich für sie sehr interessire; denn sie drohte mir mit seinem Unwillen, wenn er mich im Gespräch mit ihr antreffe. Unter dem Vorwande, einen Mann dieses Namens zu kennen, brachte ich heraus, wie ihr Herr aussähe, und die Schilderung paßte vollkommen auf Herrn Edmund; dennoch wäre ich nie auf den Gedanken gefallen, er könne es wirklich sein, sogar wenn ich fest überzeugt gewesen wäre, daß er noch am Leben sei. Die Neugierde indessen, ich muß es gestehen, verleitete mich, des andern Tags denselben Weg zu gehen. Ich schlenderte umher, in der Hoffnung, daß das junge Mädchen an die Hausthüre kommen sollte, als

ich zu meinem Erstaunen Herrn Gerald Poyers bemerkte, der augenscheinlich in derselben Beschäftigung begriffen war, wie ich. Er ging einige Schritte, dann blieb er stehen und sah nach der Häuserreihe gegenüber. Da er mich zu bemerken schien, trat ich für einen Augenblick zurück, damit er nicht etwa dächte, ich passe ihm auf. Als ich glaubte, er müsse vorüber gegangen sein, kam ich wieder hervor und sah ihn zu meinem Erstaunen auf jenes Haus zugehen, wo ich das Mädchen gesehen hatte — und an der Thüre stand, um ihn zu bewillkommnen, Ihr Herr Sohn."

„Ihre Augen mögen Sie getäuscht haben," sagte Sir Edmund mit erzwungener Fassung.

„Es hätte sein können, und ich war wirklich selbst geneigt, es zu glauben; aber ich kann Ihnen andere Beweise vorlegen, Sir Edmund. Sie kennen doch Ihres Sohnes Handschrift?" .... Gregory zog den Brief Edmund's an seine Schwester aus der Tasche und reichte ihn dem Baronet hin. „Diesen Brief," setzte er hinzu, „erbot ich mich, an seine Adresse zu befördern, anstatt der Schwester jenes jungen Mädchens, welche damit beauftragt war."

Sir Edmund saß bewegungslos da, während er den Inhalt las; er äußerte kein Wort, aber seine Stirnadern schwollen furchtbar an.

„Ich bitte Sie, Herr Gregory, mir zu sagen, wie Sie zu dem Briefe kamen," sagte Oberst Stanhope.

„Ach, das bedarf einer Rechtfertigung," versetzte Herr Gregory. „Die Umstände mögen mich entschuldigen. Miß

Vane stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig, als sie den Brief empfing; er fiel ihr aus der Hand, und ich muß bekennen, daß ich mir erlaubte hineinzusehen, um mich zu überzeugen, ob meine Vermuthung richtig sei. Ich sah gleich, daß es sich so verhielt und las also keine Zeile weiter. Ich schellte um Hülfe und mußte dann natürlich das Zimmer verlassen. So hielt ich es für unpassend, daß der Brief auf dem Boden liegen bleibe; er hätte die Neugierde der Dienerschaft reizen können. Ich steckte ihn deshalb in die Tasche, um ihn später der Eigenthümerin zurückzustellen. Aber ehe ich Gelegenheit hatte, dies zu thun, hörte ich, daß sie den Ponywagen hatte anspannen lassen und nach Birlington gefahren war. Bei Erwägung der besondern Umstände des Falles fing ich an, meine Verantwortlichkeit als Besitzer des Briefes und meine Pflicht gegen Sie, Sir Edmund, als meinen hochgeehrten Beschützer, nach ihrem ganzen Gewichte zu fühlen. Ich kam zu dem Entschlusse, den Brief sogleich in Ihre Hände zu legen."

„Ich denke, Herr Gregory," sagte Oberst Stanhope, „da nun Sir Edmund alles weiß, was Sie ihm mitzutheilen hatten, so wird es besser sein, daß Sie mich mit ihm allein lassen. Es versteht sich, daß Sie von der ganzen Geschichte Niemanden etwas sagen!"

Gregory versprach die tiefste Verschwiegenheit und trat ab.

Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, ließ Sir Edmund den Gefühlen, welche er aus Stolz in Gegenwart einer untergeordneten Person in seiner Brust

verschlossen hatte, freien Lauf; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und rief in tiefem Schmerze aus: „Mein Sohn! mein Sohn!"

„Er lebt, das ist ohne Zweifel," sagte der Oberst, „und wird gewiß seine jugendlichen Uebereilungen gut machen."

„Er lebt," versetzte Sir Edmund, „aber sogar die Freude darüber ist mir Qual, da ich weiß, daß sein Leben mich entehrt. O mein Sohn! es war schmerzlich, dich zu verlieren, aber es ist noch bitterer, dich so wiederzufinden!"

„Legen Sie sich hier ein wenig nieder," sagte der Oberst, indem er ein Sopha heranzog; „legen Sie sich nieder, Sir Edmund, wir werden dann nachher die Sache besprechen. Niemand soll Sie hier stören."

Seine theilnehmende Sorgfalt beschwichtigte den unglücklichen Vater; er folgte diesem Rathe. Nachdem ungefähr eine Viertelstunde verflossen war, hatte Oberst Stanhope die Freude, aus Sir Edmund's Zügen zu erkennen, daß der Schlag ohne Gefahr für seine Gesundheit vorüber gegangen sei.

„Stanhope," sagte der Baronet, indem er endlich das Stillschweigen brach, „Sie haben den Brief gelesen?"

„Ja, Sir Edmund."

„Und können Angesichts eines solchen Documents das Betragen meines Sohnes Uebereilung nennen? Für's Erste ist es ungehorsam und unehrenhaft."

„Es sind allerdings Gründe vorhanden, zu befürchten,

daß Edmund sich in ein unglückliches Verhältniß hat verwickeln lassen."

„Für's Zweite ist es erniedrigend. Es wird mir aus diesem Briefe klar, daß er damit umgeht, sich mit diesem gemeinen Mädchen zu verheirathen, wenn er, was Gott verhüte, es nicht bereits gethan hat."

Der Oberst schwieg und Sir Edmund fuhr fort: „Es ist gemein und eines gebildeten Mannes unwürdig! Er nimmt seine Zuflucht zur Lüge und Verstellung, um sich und seine schlechte Handlungsweise zu verbergen. Das ist unmännlich! Er verleitet seine Schwester, ihn zu besuchen; er mißbraucht ihre Zuneigung zu ihm und ihre Charakterschwäche, um sie zu einem ungehorsamen und ungeziemenden Schritte zu bewegen. Und, Stanhope, — was das Schlimmste von allem ist und jeden Tropfen Blut in meinen Adern zum Kochen bringt — daß Edmund sich dazu hergibt, die Absichten dieses seines Freundes zu fördern! Dieser verächtliche Mensch! Er hat wahrlich nicht die Gesinnungen eines Ehrenmannes! Seine niedrige Herkunft kann allerdings als Entschuldigung gelten, wenn seine Ansichten von Ehrenhaftigkeit nicht über jene eines Handwerksmannes hinausreichen, was sein Großvater auch war, — aber mein Sohn! ...."

„Es ist mir nicht ganz klar," wandte der Oberst ein, indem er den Brief betrachtete, „daß Gerald in eine Zusammenkunft gewilligt haben sollte."

„Er besucht meinen Sohn in der erniedrigenden Lage, in welche dieser sich gestürzt hat! Er gibt sich dazu her, ein System des Betruges und der Verschwörung gegen

mich zu organisiren! Und hier liegt der klare Beweis vor, daß er nicht daran denkt, eine Zusammenkunft mit meiner Tochter zu vermeiden, was er ehrenhalber zu thun verpflichtet ist, selbst wenn der Ort der Zusammenkunft ein anständiger wäre."

„Ich finde es doch sehr stark von Gregory," bemerkte Stanhope, „daß er sich in den Besitz dieses Briefes gesetzt hat."

Der Oberst hatte über solche Punkte strengere Ansichten als Sir Edmund, dessen Meinung über das, was ihm zustehe, viel weiter ging, als sich mit Anstand und Ehre vertrug; wo sein Selbst im Spiele war, da mußten die Rechte Anderer allesammt weichen. Gregory erschien ihm bei dieser Veranlassung lediglich im Lichte eines ergebenen Dieners; und obgleich er den Maler verachtete und sich tief gekränkt fühlte, solche Nachrichten aus seinem Munde vernehmen zu müssen, so tadelte er doch nicht im mindesten die Rolle, welche Gregory gespielt hatte.

„Ich habe ein Recht," sagte er demgemäß, „von allem unterrichtet zu werden, was meine Tochter betrifft."

„Zugegeben; doch kann Gregory, als Zwischenträger, schwerlich ein gleiches Recht in Anspruch nehmen."

„Dem sei wie ihm wolle, Stanhope, er meint es gut. Es ist freilich eine bittere Zuthat zu meinem Kummer, daß ein so untergeordneter Mensch auf solche Weise meine Schmach kennen lernt! Doch hätte ich ohne seinen Diensteifer diesen unglücklichen Stand der Dinge nicht zeitig genug erfahren, um ihm abhelfen zu können,

— wenn überhaupt noch Zeit dazu ist. Kommen Sie, Stanhope, ich muß weg von hier und muß handeln. Meine Frau darf für jetzt von der Sache nichts erfahren; auch die Ihrige nicht, wenn man sich nicht darauf verlassen kann, daß sie das Geheimniß bewahrt.

Oberst Stanhope bürgte für Letzteres und meinte, es sei weit besser, seine Frau mit der Sache bekannt zu machen, da sie dann mit dazu beitragen könne, die Aufmerksamkeit der Lady Vane zu zerstreuen, während sie sonst durch ihre Neugierde vielleicht die ihrer Mutter wecken könnte.

„Stanhope, ich wünsche, daß Sie mich begleiten," sagte Sir Edmund; „mein Plan steht fest. Wenn Sie die Pferde an's Thor führen lassen, so reiten wir direct nach Melton-Grove. Von da will ich nach Broughton-Castle und dann gleich nach Birlington fahren."

Der Oberst gab augenblicklich die erforderlichen Befehle. Dann ging er zu seiner Frau und erzählte ihr, was vorgefallen war. Nachdem die erste Ueberraschung und Aufregung vorüber war, bemühte sich ihre geschäftige Einbildungskraft, den Zusammenhang der ganzen Sache aufzufinden. „Mir ist alles ganz klar, Arthur," sagte Charlotte, stolz auf ihren Scharfsinn. „Erinnerst du dich, wie es mir auffiel, daß Edmund von jenem Mädchen, als wir demselben auf der Straße begegneten, gar keine Notiz nehmen wollte, und wie empfindlich er nachher in dieser Beziehung wurde? Und weißt du noch, wie er ein Mal Abends in Bewunderung des Portraits jenes Mädchens ganz versunken war? — Du siehst nun,

warum er allen Plänen meines Vaters bezüglich seiner Vermählung sich so abgeneigt zeigte, und warum er immer von dem Unrecht des Stolzes sprach und hervorhob, wie wünschenswerth es sei, daß man den untern Ständen sich nähere."

„Ich betrachtete seine Ansichten immer als rein theoretische. Auch weiß ich seine angebliche Verbindung mit diesem Mädchen und den Vorfall mit dem Ringe nicht in Einklang zu bringen; der Ring kann doch kaum eine Beziehung zu der ‚Braut von Somerton' haben."

„Das hat nichts zu sagen!" begann Charlotte und hätte gewiß bald einen Weg gefunden, diesen Umstand zu erklären, wenn nicht ihr Gemahl verlangt hätte, sie solle nun zu ihrer Mutter gehen, um dieselbe zu unterhalten.

„Sobald wir fortgeritten sind, mußt du ihr sagen, wir hätten in Broughton-Castle Geschäfte abzumachen; deshalb sei auch Herr Gregory hierher gekommen. Er ist bereits angewiesen, diese Angabe zu bestätigen. Behalte übrigens diesen Burschen so viel als möglich im Auge und laß ihn nicht allein bei deiner Mutter; denn sein Betragen bei diesem Anlasse gefällt mir nicht, und ich habe durchaus kein Vertrauen zu ihm. Seine Art und Weise erweckt in mir den Verdacht, daß er aus seiner Vertrautheit mit unsern Familiengeheimnissen Vortheil zu ziehen hofft. Ich will deinen Vater jetzt nicht betrüben indem ich mit ihm darüber spreche; aber zu geeigneter Zeit wird es gewiß geschehen, und ich denke, der dienstfertige Herr Gregory soll erfahren, daß er über sein

Ziel hinaus geschossen hat. Ich werde im Laufe des Tages zurückkehren und hier erzählen, das Geschäft, wegen dessen wir nach Broughton-Castle gegangen, halte Sir Edmund über Nacht dort zurück."

Mittlerweile rang Edmund Vane mit dem Tode. Aller Schmerz hatte aufgehört; aber das Gift hatte seine tödtliche Wirkung gethan, und seine Stunden waren gezählt. Der Arzt, den Kate hatte holen wollen, war nicht zu Hause gewesen. Sie hatte nicht gewartet, um zu hören, ob er kommen werde, und nur eine flüchtige, beinahe unverständliche Botschaft hinterlassen. Da weder Kate zurückkam, noch der Arzt erschien, so schickte Alice nach einem andern. Als dieser ankam, war der Kranke rettungslos. Die Anzeichen einer Vergiftung waren unverkennbar, und der Arzt forschte nach, was der junge Mann an diesem Morgen gegessen oder getrunken habe. Der Theetopf wurde untersucht, und man fand die tödtliche Substanz mit den Theeblättern vermengt. Es war möglich, daß der Leidende noch einige Stunden leben könne; dies hing von dem Maße seiner Kräfte ab; aber für seine Rettung konnte nichts mehr geschehen. Der Arzt entfernte sich daher und versprach, im Laufe des Tages wieder zu kommen.

Edmund's Gedanken waren nur auf jene Welt gerichtet, welcher er entgegeneilte; nicht der leiseste Wunsch nach Genesung zeigte sich bei ihm. Er hatte mit tiefster Andacht die heiligen Sacramente empfangen und lag nun in sanfter Ruhe auf dem Sopha; mit einer Hand hielt

er das Bild des Gekreuzigten, auf welches seine Augen mit Inbrunst gerichtet waren; die andere ruhte in den Händen seiner weinenden Schwester, welche neben ihm auf einem Fußschemel saß.

„Alice," sagte er, „mir ist der Schleier von den Augen gefallen; ich kenne mich nun selbst, wie nie zuvor. Mein ganzes Leben war Verblendung und Anmaßung. Ein geheimer Stolz hat alle meine Handlungen verdorben — selbst jene, welche schön und gut schienen, und hat mich gehindert, mich selbst kennen zu lernen. Jetzt habe ich auf alle Selbstliebe verzichtet, und zum ersten Male erfahre ich, was es heißt, glücklich sein."

„Theuerster Edmund, du fühlst dich glücklich?" fragte Alice, als wolle sie versuchen, aus seinen Worten Trost für ihren eigenen Kummer zu schöpfen.

„Gewiß, ganz glücklich!" antwortete Edmund; „es ist wahr, ich habe Gott nichts darzubringen — mein Leben ist unwürdig und nutzlos gewesen. Ich habe nichts darzubringen, als Seine unendlichen Verdienste; nichts damit zu vereinigen, als meine tiefe Demüthigung und meine gänzliche Ergebung in Seinen heiligsten Willen. Mein Glück fließt nicht aus dem Gedanken an mein Selbst, ich habe dem Ich entsagt und es vergessen; dieses Glück ruht in dem Gedanken an Gott, welcher meine Seele erfüllt hat, so daß sie vor Freude überströmt. Ach, wie eitel ist menschliche Liebe! Welche Liebe kann mit der Liebe meines Gottes verglichen werden? Von Ewigkeit her lag der Gedanke an mich im Busen Seiner Liebe, der Gedanke: mich zu erschaffen in der Zeit, mich zu

erlösen und Sich mir als mein ewiges Erbtheil zu schenken! Wer ist so schön, so liebenswürdig, so vollkommen, als mein Gott? O, daß ich doch niemals etwas geliebt hätte, o Gott, als Dich und um Deinetwillen! O, daß ich Dich lieben könnte, wie die Heiligen in ihrer Herrlichkeit Dich lieben, wie die Seraphim an Deinem Throne Dich lieben, wie das Herz Mariens, der vollkommene Abglanz Deines Herzens, Dich liebt!" ... und Edmund schloß die Augen, als wenn er in der Anschauung göttlicher Dinge ungestörter verweilen wollte.

Nach einer Weile öffnete er sie wieder, und sagte: „Mein Vater! O, daß ich ihn doch noch ein Mal sehen, ihn wegen meines Betragens um Verzeihung bitten könnte! Alice, du mußt ihm sagen, wie sehr ich das gewünscht habe!"

Alice's Thränen rannen reichlich auf die Hand ihres Bruders, welche sie in der ihrigen hielt. „Ich habe einen Boten nach Broughton=Castle abgesandt, Geliebter!" sagte sie.

„Er wird zu spät kommen," versetzte Edmund. „Ich eile dem Ziele entgegen. Alice," klagte er nach kurzem Schweigen, „ich bin sehr durstig."

Alice stand auf und ging in die Küche. Der Arzt hatte kaltes Getränk untersagt, da es leicht eine plötzliche Lähmung aller Lebenskräfte zur Folge haben könne. Sie setzte daher einen Kessel an's Feuer, um ein wenig Milch und Wasser zu wärmen. Als sie zu diesem Zwecke sich dem Heerde näherte, bemerkte sie in der Asche ein

flaches, geschwärztes Stückchen Elfenbein. Sie nahm es heraus und brachte es mit der Milchschale in's Zimmer.

Nachdem Edmund getrunken hatte, zeigte sie ihm, was sie gefunden. Er erkannte es sogleich. „Es ist das Portrait meiner Gattin," sagte er.

„Dann hat jenes Mädchen es gestohlen!"

„Ich erinnere mich nun," sagte Edmund, „ihrer Verwirrung, als ich über meinen Verlust sprach; sie machte sogar den Versuch, meinen Verdacht auf die alte Frau zu lenken."

„Die Diebin, die Mörderin!" rief Alice aus. „Darum also ist sie nicht zurückgekommen! Sie ist entflohen, um ihr schuldbeladenes Haupt zu verbergen; aber die Rache der Gerechtigkeit wird die Verbrecherin ereilen!" Alice brach in heftiges Weinen aus.

„O sprich nicht von Rache," sagte Edmund leise. „Nur Liebe ist in meinem Herzen und Vergebung, — wenn ich etwas zu vergeben habe; aber sie hat mir einen Dienst erwiesen! Ach, das arme Geschöpf bedarf sehr unseres Gebetes! Versprich mir, Alice, für sie zu beten, und verwende das Geld, welches ich noch bei mir habe, für Messen zu ihrer Bekehrung."

„Möchtest du dein Kind nicht noch ein Mal sehen?" fragte die Schwester nach einer Pause von einigen Minuten.

„Nein," antwortete Edmund, „ich will es nicht sehen, bis wir im Himmel uns wiederfinden; ich will keine irdische Liebe mehr in mir erwecken. Der Sorgfalt meines Vaters, meiner Mutter und der deinigen, theuere

Alice, hinterlasse ich es. — — Wie sehne ich mich nach der Rückkehr des Priesters! Er versprach, in einer Stunde wiederzukommen ..... Da ist er: ich höre Geräusch an der Thüre."

Es waren zwei barmherzige Schwestern, welche kamen, um mit dem Sterbenden zu beten und ihm beizustehen. Sie erschienen ihm wie Engel; er schloß die Augen und bat sie, ohne Unterlaß ihm vorzubeten. Sie thaten es bis zur Ankunft des Priesters. Dieser war an einem andern Todesbette aufgehalten worden, und begann nun hier auf's neue die Gebete, mit welchen die Kirche die scheidende Seele begleitet.

Edmund's Kräfte schwanden schnell dahin; die Sprache hatte ihn schon verlassen, obgleich er sichtlich noch im Stande war, dem Gebete im Geiste zu folgen. — — Da hielt der Priester einen Augenblick inne. Alice lag auf den Knieen und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Wieder erhob er die Stimme: Alice hörte die ersten Worte des „De profundis“; sie stieß einen leisen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

Zwei Männer kehrten mit einem leeren Karren nach Birlington zurück, als sie an der Seite der Straße ein Frauenzimmer mit dem Gesichte am Boden liegen sahen. Sie hielten still und hoben die Person auf, welche sie anfangs für berauscht hielten; allein sie gewahrten bald ihren Irrthum und nahmen sie auf den Karren.

An der Straße lag ein Pachthof, und dahin führten sie die Ohnmächtige. Die Frau des Pächters ge-

währte ihr mitleidig allen Beistand, den sie zu leisten im Stande war. Sie legte sie auf ihr eigenes Bett und goß ihr ein wenig Branntwein mit Wasser in den Mund: dann rieb sie ihr die Hände, um die Lebenswärme zu erwecken.

Als Kate — denn sie war es — wieder zum Leben erwachte, blickte sie mit ihren großen, leuchtenden Augen wild um sich. „Wo bin ich?“ schrie sie, „und wer seid Ihr? Ist er todt? Ihr antwortet nicht. Ich weiß es, er ist todt und ich habe ihn gemordet!“ Mit einer krampfhaften Anstrengung versuchte sie aus dem Bette zu springen. „Du abscheuliches Weib!“ kreischte sie, als die Frau des Pächters sie daran hinderte. „Du bist eine Mörderin, wenn du mich nicht gehen läßest. Ich muß fort; ich muß fliehen; es ist kein Augenblick zu verlieren!“

„Bleiben Sie doch ruhig, Sie liebe gute Seele,“ sagte die Frau sanft. „Sie sind sehr krank; trinken Sie ein wenig von diesem Wasser.“

Kate fuhr vor dem dargereichten Getränke zurück, als wenn sie die Wasserscheu hätte.

„Ich mag nicht essen und nicht trinken,“ rief sie; „laßt mich gehen!“ Und wieder versuchte sie, sich loszuringen.

Die arme Frau war auf's äußerste erschrocken, und wäre nicht das geringe Maß von Kräften, welches dem Mädchen geblieben war, erschöpft gewesen, so daß es in eine zweite Ohnmacht fiel, sie hätte nicht gewußt, was sie anfangen sollte.

Die Bäuerin benutzte diesen Augenblick, um die Thüre zu öffnen und ihre Tochter zu rufen. „Emma, ruf' schnell den Vater; er ist wahrscheinlich im Hof, oder sonst nicht weit weg. Lauf', Kind, was du kannst, und sag' ihm, es sei ein närrisches Frauenzimmer hier, über die ich nicht Meister werden könne."

Nach wenigen Minuten kam der Pächter seiner Frau zu Hülfe. Kate war noch empfindungslos. „Laß uns auskundschaften, wenn's möglich ist," sagte er, „woher die Person kommt."

„Ich fürchte, sie hat irgend eine Unthat verübt," bemerkte seine Frau, während sie die Taschen des Mädchens visitirte, „denn sie spricht von nichts als von Mord."

„Sieh', was da herauskommt: ein Brief an ‚Katharina Wilders bei Herrn Dennis Smith, 6, Prospectstraße.'" Der Brief war ‚Nr. 20, Rosengäßchen' datirt, von Jane Piper geschrieben und bezog sich hauptsächlich auf eine Haube mit rosenrothen Bändern, welche sie für ihre Base machte. „Gut, da haben wir auf jeden Fall Namen und Adresse," sagte der Pächter.

„Hier ist noch ein Sovereign und zwei Pence und ein zusammengelegtes Stück Papier" fuhr die Bäuerin im Laufe ihrer Untersuchung fort.

Ihr Mann entfaltete das letztere und fand, daß es eine kleine Quantität weißen Pulvers enthielt. „Es ist besser, Mary, wir legen diese Sachen gerade so wieder zusammen, wie wir sie angetroffen haben. Ich will mein Wägelchen herausziehen und den Braunen vorspan-

nen; dann bringe ich mit James die junge Person in die Prospectstraße, die gerade vor dem Thore von Birlington liegt, und da übergeben wir sie ihren Freunden."

„Laß mich nicht allein mit ihr," sagte seine Frau, „du glaubst nicht, wie sie sich wehrt, wenn sie zur Besinnung kommt; ich habe Angst vor ihr."

„Ich will dir den James hineinschicken."

Des Pachters Fuhrwerk war rasch vor der Thüre; er und sein Sohn schickten sich an, das bewußtlose Mädchen hinauszutragen, als sie zu sich kam. Sie war jetzt ruhiger, nur flehte sie, man möge sie gehen lassen.

„Ja, das wollen wir eben," versetzte der Pachter, „wir wollen Sie dahin bringen, wohin Sie gehen wollten."

Kate, welche nur halb bei Besinnung war, schien einigermaßen beruhigt; sie willigte sogar ein, etwas Milch zu genießen, wozu die gute Frau sie nöthigte. Auch ließ sie sich ohne Widerstand die Stiege hinunter führen. Durch die Anstrengung beim Hinabsteigen fiel sie indessen von neuem in Ohnmacht, und in diesem Zustande wurde sie auf dem Fuhrwerke in's Stroh gebettet.

Das Stoßen des Wagens erweckte sie bald; mit Schrecken sah sie auf die beiden Männer und versuchte hinab zu springen. „Ihr fahrt mich ja zurück; ich muß den andern Weg gehen. Laßt mich los, laßt mich los!" Da sie fand, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren, verfiel sie in ein dumpfes Brüten, bis der Wagen an dem Hause in der Prospectstraße vorfuhr. Kate sah mit wildem Blicke nach den Fenstern, und als sie be-

merkte, daß die Läden geschlossen waren, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus.

Die beiden Männer trugen sie in's Haus. Alice, welche neben der Leiche ihres Bruders betete, hörte den Schrei, verließ das Zimmer und kam in dem Augenblicke die Treppe herab, als Kate hereingebracht wurde.

Alice und Kate standen einander gegenüber. Die unglückliche Verbrecherin, welche ihr Gesicht nicht mit den Händen bedecken konnte, da diese von den beiden Männern gehalten wurden, wendete ihren Kopf ab, um Alice nicht zu sehen, während diese heftig ausrief: „Sie ist es! Es ist die Mörderin meines Bruders!"

Neunzehntes Capitel.

Ein Ehrenhandel.

Sir Edmund und Oberst Stanhope ritten lange Zeit schweigend neben einander; nach zwei Stunden gelangten sie an's Parkthor von Melton-Grove. Das Gesicht des Baronets nahm einen noch härtern Ausdruck an, als er in den Park einritt. Er blickte weder rechts noch links, und obgleich sie eine beträchtliche Strecke Weges zu machen hatten, wo eben erst zerschlagene Steine eingeworfen waren, so wollte doch der stolze Mann nicht einen Augenblick den Rasenweg benutzen, um sein Pferd zu schonen; — das würde ja ausgesehen haben, als wenn er sich das Vorrecht eines Freundes herausnähme,

und es war doch kein freundschaftlicher Besuch, den er abzustatten im Begriffe war. Endlich kamen die Reiter an's Haus. Sir Edmund's Reitknecht stieg ab, läutete und fragte, nach der Weisung seines Herrn, ob Herr Gerald Poyers zu Hause sei. Als Sir Edmund aus der Geberde des Bedienten wahrnahm, daß die Antwort eine verneinende sei, biß er sich in die Lippe und murmelte vor sich hin: „Wie ich erwartete."

„Frage," befahl er dem mit der Antwort zurückkommenden Reitknecht, „ob Herr Poyers, der Vater, auch nicht zu Hause ist."

Er war gleichfalls nicht zu Hause. Sir Edmund ritt nun ein wenig näher und fragte den Bedienten, ob es wahrscheinlich sei, daß Herr Poyers lange ausbleiben werde.

„Ich glaube, er ist im Garten, Sir; wenn Sie eintreten wollen, so wird es meinen Herrn gewiß freuen, Sie zu sehen. Ich gehe sogleich, ihn aufzusuchen."

Der Baronet richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, und versetzte: „Wollen Sie ihm sagen, daß ich Geschäfte halber komme und sehr bedauere, ihn stören zu müssen; ich würde ihn übrigens nicht lange belästigen."

Die beiden Herren wurden in das Besuchzimmer geführt. Sir Edmund setzte sich in einiger Entfernung vom Tische nieder, steif und aufrecht, ohne die Lehne des Sessels zu berühren. Der Oberst machte es sich bequemer in einem Armstuhle nahe beim Fenster.

„Dieser bäuerisch aussehende Thorwart," bemerkte er lächelnd „welcher — beiläufig bemerkt — in London

eine wunderliche Figur machen würde, kennt den Stand der Sache nicht, sonst würde er nicht so zuversichtlich von dem Vergnügen sprechen, das der alte Herr Poyers haben würde, uns zu sehen. — Mein guter Kerl, auf jenem Wege wirst du gewiß Niemanden finden! Dort geht er und streckt sein Gesicht in die Luft, als wenn er nach einer Krähe, anstatt nach seinem Herrn, zu sehen hätte. Verlassen Sie sich darauf, in einigen Minuten wird er zurückkommen, um uns zu sagen, daß er ihn nicht finden könne."

„Ich werde nicht leicht mit einer Entschuldigung zufrieden sein, wenn er nur immer gefunden werden kann," versicherte Sir Edmund, welcher aus seiner Anwandlung feierlichen Ernstes durch einen leichten Scherz nicht herauszubringen war.

Der Oberst hatte Recht mit seiner Vermuthung, daß die Bemühungen dieses Bedienten, eines Burschen aus Somerton, der erst seit kurzem zu seinem Dienste gedrillt wurde, seinen Herrn nicht herbeischaffen würden. Zufälliger Weise jedoch begegnete ihm Herr Poyers und ging sogleich nach dem Hause, verwundert über diesen unerwarteten Besuch. Er fühlte sich keineswegs aufgelegt, seinen stolzen Nachbar mit großer Herzlichkeit aufzunehmen. Die Zurücksetzung seines Sohnes ohne irgend einen gerechten Grund, da ihm doch vor zwei Jahren die Verbindung mit Alice in Aussicht gestellt worden war, hatte den Vater betrübt und beleidigt, — nicht daß er selbst diese Heirath je besonders gewünscht hätte, aber es schmerzte ihn, daß seines Sohnes Hoff=

nung getäuscht worden, und er sah ein, daß man nicht schön an ihm gehandelt habe.

Das Gefühl, daß es schicklich sei, in seinem eigenen Hause einem Besucher mit gebührender Artigkeit zu begegnen, würde ihn vermocht haben, Sir Edmund die Hand zu reichen; allein die kalte, abstoßende Verbeugung, womit dieser ihn empfing, indem er vom Stuhle aufstand, ohne einen Schritt vorzugehen, ließ ihm keine Wahl, als sich gleichfalls einfach zu verbeugen.

Der Oberst schüttelte ihm indessen die Hand, und Herr Poyers setzte sich, indem er wartete, bis Sir Edmund die Unterredung beginnen würde.

„Ich habe bei Ihnen eingesprochen, Herr Poyers,“ sagte der Letztere nach einer kurzen Pause, „um Ihnen eine einfache, deutliche Frage vorzulegen, im Vertrauen, daß ich eine klare und aufrichtige Antwort erhalten werde. Wo ist Ihr Sohn?“

„Mein Sohn ist zu Hause,“ antwortete Herr Poyers trocken.

„Ihr Bedienter sagte mir, er sei ausgegangen?“

„Er meinte wohl, in diesem Augenblicke.“

„Lassen Sie mich,“ versetzte Sir Edmund, „die Frage in einer Weise stellen, welche jede Ausflucht ausschließt. Wo ist Ihr Sohn jetzt, in dieser Stunde?“

„Ich kann nicht errathen,“ sagte Herr Poyers, sich ein wenig entfärbend, „warum eine einfache Frage auf eine Weise gestellt wird, welche eine höchst beleidigende Unterstellung in sich schließt. Was meinen Sohn betrifft, Sir Edmund, so bedauere ich, keine andere Auskunft

geben zu können, als der Bediente, nämlich diese: daß er jetzt nicht hier im Hause ist."

„Es ist also, wie ich erwartete," sagte Sir Edmund, und seine Stimme nahm einen gereizten Ton an. „Wenn Sie wirklich nicht wissen, Herr Ponyers, wo Ihr Sohn heute ist, so kann ich es Ihnen sagen. Er ist in Birlington."

„Möglich; ich weiß übrigens nichts davon."

„Vielleicht wissen Sie auch nicht, daß er vor drei oder vier Tagen in Birlington gewesen, und warum er da gewesen?"

„Beides ist mir unbekannt."

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen," fuhr Sir Edmund fort, „daß Ihr Sohn sich auf eine Weise beträgt, welche unehrenhaft ist und schimpflich für Jemand, der auf den Namen eines Ehrenmannes Anspruch macht. Wenn Sie dies noch nicht wissen, so ist der Grund entweder, daß er Sie in Beziehung auf sein Benehmen im Dunkeln gelassen, oder, daß unsere Begriffe über Anstand und Ehrenhaftigkeit wesentlich verschieden sind."

Der Baronet erhob sich, indem er diese Worte sprach, und Herr Ponyers stand gleichfalls auf. Das Blut war ihm in's Gesicht gestiegen und eine lebhafte Röthe bedeckte sogar seine Stirne und seinen schönen, theilweise kahlen Kopf. „Das ist unwahr!" rief er aus; „Gerald ist keiner Handlung fähig, welche ihm Unehre machen könnte."

„Wollen Sie mich dadurch einer Lüge beschuldigen?“ fragte Sir Edmund heftig.

„Ja!“ entgegnete Herr Ponyers, indem er ihm fest in's Gesicht sah. „Es ist eine verleumderische Lüge, die Sie gegen meinen Sohn auszustoßen wagen — in Gegenwart seines Vaters und in seinem eigenen Hause!“

Der Oberst fing an, sehr besorgt zu werden, und näherte sich den streitenden Parteien.

„Sie haben Recht,“ versetzte Sir Edmund mit kaltem Spotte, „mich zu erinnern, daß ich unter Ihrem Dache bin, und daß dies die Gelegenheit ist, die Sie mit bewunderungswürdigem Tacte gewählt haben, um mir eine grobe Beleidigung zuzufügen. Ich habe nur eine Entgegnung auf ein solches Benehmen — Ihnen den Rücken zuzukehren mit der Verachtung, welche Sie verdienen.“

Bei diesen Worten drehte er sich auf dem Absatz herum und schritt aus dem Zimmer; dann ging er rasch die Treppe hinab, bestieg sein Pferd und galoppirte von der Thüre weg; Oberst Stanhope ihm nach. Er hielt indessen sein Pferd an, als sie an eine Stelle kamen, wo eine Gruppe großer Bäume sie deckte, und sagte: „Stanhope, ich kann's nicht aushalten, den Park auf diesem Wege zu durchreiten, wo man immer das Haus sehen kann. Ich muß so bald als möglich von dem Grund und Boden dieses Mannes wegkommen, und will darum nach der Seite von Melton-Hill zu reiten, wo der Park am schmalsten ist. Von da führt ein Waldweg um den Hügel herum, der zum Reiten gut genug ist, und auf

dem ich nach Broughton-Castle gelangen kann. Sie thun aber besser, auf der Chaussee zu bleiben, da Sie einen weiten Weg nach Hause haben."

„Ich begleite Sie bis an den Fuß des Hügels," antwortete der Oberst und setzte im Weiterreiten hinzu: „Wegen des Erfolges dieser Unterredung bin ich sehr besorgt, Sir Edmund. Ich muß gestehen, daß es mir leid that, Sie mit Herrn Poyers in einer Weise sprechen zu hören, die darauf berechnet war, ihn zu beleidigen; indessen hat er Ihnen jetzt einen Schimpf zugefügt, welcher Genugthuung fordert. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß ich bei diesem betrübenden Vorfalle ganz zu Ihren Diensten stehe."

„Ich danke Ihnen, Stanhope; aber ich wüßte für jetzt nicht, was Sie für mich thun könnten."

„Wenn Sie wünschten, könnte ich Herrn Poyers besuchen; vielleicht hat er sich eines Bessern besonnen und will sich entschuldigen."

„Es ist gar nicht nöthig, daß Sie ihn besuchen," entgegnete Sir Edmund; „viel lieber ist mir, daß Sie es nicht thun. Ueberlassen Sie ihn sich selbst; ich habe alles gesagt, was ich sagen wollte."

„Sie gedenken ihm also zu schreiben?"

„Schreiben? Nein, nicht einen Buchstaben."

„Aha, Sie glauben, er müsse etwas thun. Ich bin aber im Gegentheile der Meinung, daß der erste Schritt von Ihnen ausgehen muß; denn so verletzend auch Ihre Sprache für seine Gefühle sein mochte, so war doch er es, der Ihnen eine directe Beleidigung zufügte, indem

er Sie der Lüge beschuldigte. Es würde mich gewiß sehr freuen, wenn die Sache beigelegt werden könnte; aber, so leid es mir ist, — sie kann nicht auf sich beruhen bleiben."

Sir Edmund wandte sich um und sah seinem Begleiter fest in's Gesicht.

„Stanhope," sagte er, „was meinen Sie?"

„Ich meine," antwortete sein Schwiegersohn, „daß Ihnen eine Beschimpfung widerfahren ist, welche Genugthuung fordert; und da dies der Fall ist, bleibt die Art und Weise, sie zu verlangen, zwischen uns zu überlegen."

„Auf welche Art von Genugthuung spielen Sie an?"

„Was die Welt im Allgemeinen unter diesem Worte versteht; eine genügende Entschuldigung oder...."

„Oder was?"

„Ich brauche dies kaum zu sagen."

„Ein Duell?" fragte Sir Edmund nach einer kurzen Pause.

Der Oberst machte ein bejahendes Zeichen.

Einige Minuten ritten sie schweigend neben einander her. Plötzlich hielt Sir Edmund unter dem Schatten einer großen Eiche, deren Aeste sich breit über ihnen hinstreckten, die Zügel seines Pferdes an und sagte, indem er seinen Schwiegersohn fest ansah: „Wissen Sie, was ein Duell ist?"

Der Oberst zögerte mit der Antwort auf eine so sonderbare Frage. Sir Edmund fuhr fort: „Es ist das Zusammentreffen zweier Männer, deren jeder die vorbe-

dachte Absicht hat, den andern wo möglich zu morden, und zugleich seinem Gegner zu einem Mordversuche Gelegenheit zu geben. Ich mache keinen Anspruch darauf, Stanhope, ein heiliger oder ein sehr religiöser Mann zu sein; davon bin ich weit entfernt; aber ich hoffe meine Seele zu retten, und ich weiß, daß der Gott, welcher mich erschaffen, gesagt hat: ‚Du sollst nicht tödten'. Kennen Sie dies, Stanhope?" fügte er in sanfterm Tone bei, und zog aus seinem Busen ein silbernes Crucifix, welches er verborgen trug. „Es ist Der, welcher Sie und mich und auch Poyers erlöset hat. Er hing drei Stunden lang, mit dem Tode ringend, am Kreuze und betete für die Sünder, sogar für Seine Mörder. Ein wie elender Sünder ich auch bin, so kniee ich doch jeden Abend nieder, bevor ich mich zu Bette lege, und spreche vor Seinem Bilde mein Nachtgebet. Soll ich nun Seine Wunden und Sein kostbares Blut so weit vergessen, daß ich meine Seele tödte, meine Seele, für die Er starb, und zugleich die Seele eines sündigen Nebenmenschen, indem ich demselben nach dem Leben trachte oder das meinige hinwerfe?"

„Verzeihen Sie," versetzte Oberst Stanhope, „wenn ich nach dem Gesetze der Sitte und Ehre urtheile, welches allein ich anerkenne. Ich vermag indessen, auch Ihre Ansichten zu achten, wenn ich sie gleich nicht zu den meinigen machen kann."

„Ich habe nichts zu verzeihen oder zu entschuldigen, Stanhope," sagte Sir Edmund, indem er sein Crucifix wieder verbarg und weiter ritt. „Ich habe zu sehr nach

den Grundsätzen der Welt gelebt; es ist daher nicht zu verwundern, daß ich oft vergaß und Andere vergessen machte, daß ich ein höheres Gesetz achte. Sie haben mir einen Dienst erwiesen, indem Sie mich daran erinnerten. Möge Gott mir gnädig sein! Er hat mir Betrübniß gesandt, und ich vertraue zu Ihm, es ist geschehen, weil Er mir gnädig sein will."

Sie hatten bald den Fuß des Hügels erreicht, und Oberst Stanhope, gerührt von diesen Aeußerungen der Milde und Demuth aus dem Munde eines so stolzen und verschlossenen Mannes, wie sein Schwiegervater war, drückte ihm liebevoll die Hand. Nun trennten sie sich. Sir Edmund schlug den unbequemen, gewundenen Waldweg ein, der auf den Hügel führte, und der Oberst ritt durch den Park zurück. Als er nahe am Hause vorüber kam, um die Hauptstraße zu gewinnen, sah er zu seinem Erstaunen den Bedienten des Herrn Poyers herbeilaufen, wie es schien, um mit ihm zu sprechen. Er hielt an, um sich Gewißheit davon zu verschaffen, und seine Vermuthung stellte sich als richtig heraus.

„Sind Sie doch so gefällig, Sir, nach dem Hause zurückzukehren. Der Herr wünscht sehr, Sie nochmals zu sehen."

Nach einigen Minuten trat Oberst Stanhope in das Besuchzimmer, welches Sir Edmund vor kaum einer halben Stunde in seiner Begleitung so unwillig verlassen hatte. Hier fand er Herrn Poyers, welcher aufstand und ihm entgegen ging. Er hatte seinen gewöhnlichen freundlichen Gleichmuth wieder erlangt.

„Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Oberst Stanhope," sagte er offen und ungezwungen.

„Mich, Herr Poyers?" fragte dieser. „Gewiß nicht; meines Wissens ist zwischen uns nichts vorgefallen, was von Ihrer Seite einer Entschuldigung bedürfte."

„Sie irren Sich, Oberst, ich habe Ihnen ein großes Uebel zugefügt. Ich bin Ihnen ein Gegenstand des Aergernisses gewesen, weil ich mich in Ihrer Gegenwart in einer ganz unchristlichen Weise betragen habe. Ich habe zwei Fehler begangen; der eine, fürchte ich, ist ein Gewohnheitsfehler: daß ich nämlich an mir selbst und an meinem Sohne, weil er eben mein Sohn ist, die Liebe zur Wahrheit und Aufrichtigkeit als etwas Großes schätze. Wir dürfen keine Lieblingstugenden hegen, wenn dies uns zu der abscheulichen Sünde des Stolzes verleiten kann, wie ich mich — ich bekenne es — bei diesem Vorfalle wirklich dazu habe verleiten lassen. Meine Empfindlichkeit und die Heftigkeit, wozu ich mich hinreißen ließ, beweisen dies."

Oberst Stanhope wußte kaum, was er erwiedern sollte, und stammelte: dies alles sei ja unnöthig.

Herr Poyers fuhr fort: „Ich muß Sie bitten, diesen Ausdruck meiner Gefühle auch Ihrem Schwiegervater mitzutheilen. Ich war im Begriffe, ihm zu schreiben, als ich Sie durch den Park reiten sah. Was immer für ein befremdendes Mißverständniß Sir Edmund verleitet haben mag, einen beleidigenden Verdacht gegen meinen Sohn zu fassen, — es wäre meine Pflicht gewesen, zu versuchen, ob sich dasselbe nicht ruhig beseitigen ließ, an-

statt daß ich ihn durch eine übermüthige Antwort zum Zorne reizte. Er hat in letzter Zeit viel Leid und Betrübniß gehabt; die Spuren sind seinem Gesichte eingegraben; bloß die Erinnerung daran hätte genügen sollen, meine Zunge im Zaume zu halten und mir ihm gegenüber Geduld einzuflößen."

„Es ist wahr, Sir Edmund hat schwer gelitten," antwortete Oberst Stanhope, „und er fühlt noch jetzt großen Kummer über etwas, worüber ich mich nicht aussprechen darf. Ich führe dies nur an, um sein aufgeregtes Wesen zu erklären. Sobald eine passende Gelegenheit sich darbietet, werde ich mein Möglichstes thun, um das Mißverständniß zu heben, das bei ihm entstanden sein mag. Auch werde ich Ihren Auftrag getreulich ausrichten."

Die beiden Männer schüttelten sich herzlich die Hände, und Herr Poyers begleitete den Oberst an das Thor, indem er sich freundlich nach der Gesundheit der übrigen Familienglieder erkundigte.

Oberst Stanhope konnte seine vollkommene Heiterkeit und Unbefangenheit nur bewundern. Der alte Mann hatte sich einfach und rückhaltlos entschuldigt, und keine Spur von Kränkung oder Empfindlichkeit war mehr bei ihm wahrzunehmen. Da stand er am Thore, als wenn nichts Aufregendes vorgefallen wäre, und schüttelte seinem Besucher zum Abschiede die Hand. Die Rosen der Jugend lagen noch auf seinen Wangen, und sein klares blaues Auge hatte denselben unschuldigen und arglosen Ausdruck, wie bei einem Kinde, während sein wohlwollendes Lächeln durch das Alter, welches sein Haupt des

Haares beraubt und tiefes Nachdenken auf seine Stirne eingegraben, nur an Lieblichkeit gewonnen hatte.

„Wie sonderbar," dachte Oberst Stanhope bei sich selbst, „daß diese beiden Männer, die sich sonst in allen Dingen so unähnlich sind, einander in Einem Punkte so sehr gleichen, und zwar in einem Punkte, in welchem die Gesellschaft und ich mit Beiden nichts gemein haben!" Nachdenklich ritt der Weltmann von dannen.

Zwanzigstes Capitel.

Rache und Vergeltung.

Mittlerweile war Sir Edmund auf seinem holperigen Wege nur langsam voran gekommen. Dieser Weg ging, wie bereits gesagt, über den Rücken des Hügels, wo dieser nicht so steil abfiel, als auf der Seite, welche Melton-Grove gegenüber lag; sonst wäre ein Fahrweg da nicht möglich gewesen. Joe Kneller, der Reitknecht, folgte ihm in ehrfurchtvoller Entfernung; er wunderte sich, daß sein Herr einen solchen unbequemen Umweg einschlug. Der Weg wurde gelegentlich gebraucht, um Torf hinab zu führen, wovon oben auf dem Hügel großer Ueberfluß war; zu diesem Zwecke wand er sich zu einer beträchtlichen Höhe hinan. Sir Edmund hatte endlich die obere Ebene erreicht, wo der Granitfelsen sichtbar wurde und eine Art von roher Mauer den Weg entlang bildete. Hier hielt er an, um zu überlegen, wie er am besten

hinab gelangen könne, da sich zwei gangbare Wege zur Auswahl darboten; der eine war die Fortsetzung des rauhen Fahrweges, auf dem er heraufgekommen, der andere ein besserer aber auch steilerer Weg, ein bloßer Fußpfad. Da Sir Edmund sich in einer vollkommenen Einöde zu befinden glaubte, war er überrascht, einen Mann um die Ecke eines Felsblockes herum kommen zu sehen. Es war ein in Lumpen gekleideter Kerl, der aussah wie ein Landstreicher. Er näherte sich dem Baronet und bettelte ihn in singendem, schwermüthigem Tone an, indem er vorgab, er habe diesen Tag noch nichts gegessen.

„Hier oben könnt Ihr doch wahrscheinlich nichts zu essen finden,“ sagte Sir Edmund. „Warum sucht Ihr keine Arbeit? Ihr seht gesund und stark aus.“

„Ich kann keine bekommen,“ behauptete der Bettler.

„Dann ist's Euere eigene Schuld, darauf möchte ich schwören; wer ehrlich und fleißig ist, findet immer Arbeit. Warum wendet Ihr Euch nicht an das Kirchspiel, wenn Ihr wirklich des Almosens bedürftig seid?“

Der Mann, welcher zur Klasse der frechen Bettler zu gehören schien, war näher getreten, und Sir Edmund, der ihn genau betrachtet hatte, rief aus: „Nun kenne ich dich, du unverschämter Schlingel! Ich will dir etwas sagen: ich werde dich als Landstreicher aufgreifen lassen, wenn du dich nicht aus dieser Gegend entfernst. Pack' dich fort!“

Indem er dies sagte, hieb er mit der Reitpeitsche nach dem Landstreicher, der sich in eine unangenehme Nähe herangedrängt hatte. Zugleich versuchte er, sein Pferd in

den Fußpfad zu lenken. Der erzürnte Bettler streckte die Hand aus, als wenn er in die Zügel greifen wollte; das Pferd, ein scheues Thier, erschrack, stieg und überschlug sich, so daß Sir Edmund mit dem Kopf gegen den Felsen geschleudert wurde. Der Reitknecht galoppirte heran und stieg ab, um seinem Herrn Beistand zu leisten. Während er dies that, nahm er nicht wahr, wie ein anderer Mann rasch an der Felswand, an deren Fuße Sir Edmund lag, herab glitt. Mit einem schweren Stocke versetzte dieser dem Reitknecht von oben einen heftigen Schlag auf den Kopf, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. Die zwei Kerle, welche sich gleich beider Pferde bemächtigt hatten, standen nun da und sahen einander fragend in's Gesicht.

„Wir thäten besser, die Arbeit ganz zu Ende zu bringen, da wir einmal dran sind, Rob," sagte der Bursche, welcher den Felsen herabgekommen war. „Laß uns den Beiden mit ein paar Streichen den Garaus machen."

„Thue du, was du willst, Joe," versetzte Rob, „ich habe keine Lust zu derart Geschäften, die uns mit der Zeit an den Galgen bringen."

Joe erhob seinen Knittel und war im Begriff, einen Schlag auf Sir Edmund's Kopf zu führen, als ein schrecklicher Angstschrei gehört wurde, welcher ihn veranlaßte einzuhalten. Die beiden Brüder schauten erschrocken um sich, und gleich darauf erschien Wat, auf seiner Krücke heranstolpernd, und rief ihnen einige unverständliche Worte zu.

„Ich will dir kommen, du schändlicher Wechselbalg!“ sagte Joe. „Was hast du hier auf dem Berge zu schreien wie eine Todteneule, als ob du ganz Somerton heraufrufen wolltest?“

„Das will ich auch thun,“ schrie Wat mit keckem Muthe, „wenn ihr dem Herrn nur das Mindeste zu Leide thut.“

„Das willst du, — wagst du das?“ rief Joe und führte einen Schlag gegen ihn.

Der Krüppel wich aus, und da Joe fürchtete, das Pferd möchte ihm entkommen, so wagte er nicht, ihn zu verfolgen.

„Komm Joe,“ sagte Rob, „hör' auf mit der Kröte zu zanken! Was nutzt das? Es ist nur Zeitverlust. Mein Rath ist, den beiden Gesichtern hier kein Leid mehr zu thun, mögen sie noch leben oder todt sein, und uns mit den Gäulen aus dem Staube zu machen.“

„Ja wohl,“ stimmte Joe bei. „Ich meine, wir tragen sie nach der Hütte hinauf; du und ich, wir können sie zwischen uns nehmen. Hier Wat,“ fuhr er fort, „thu' auch 'mal 'was Nützliches, und halt' die zwei Thiere.“

„Ich will nichts mit der Sache zu thun haben,“ versetzte der Krüppel fest, indem er sich in ehrfurchtvolle Entfernung brachte, dabei jedoch das würdige Bruderpaar im Auge behielt.

Sein zärtlicher Oheim machte seinen Gefühlen in einem Fluche Luft und hieß Rob auch das zweite Pferd halten, damit er „das häßliche Gerippe,“ wie er den Knaben nannte, den Berg hinab werfen könne.

„Du thust besser und läßt ihn gehen,“ meinte aber Rob. „Führ' die Gäule nach der Hütte; neben der Thür' sind Nägel, wo du sie anbinden kannst. Dann komm' wieder, daß wir auch die Beiden 'nauf schleppen.“

Joe war mit dem Vorschlag einverstanden. Die Stelle, wo sie standen, war nur eine kleine Strecke von der Hütte der alten Rachel entfernt. Außer dem Wege, welchen die frühern Bewohner der Hütte der Bequemlichkeit wegen rund um den Berg herum geführt hatten, gab es einen steilen Pfad gerade aus. Diesen Pfad hinan führte Joe die Pferde und erreichte bald die Hochfläche, wo die Hütte stand. Rob blieb bei den am Boden liegenden Männern, selbst wieder von Wat bewacht, welcher sich jedoch in sicherer Entfernung hielt.

„Was willst du mit den großen Bestien da?“ kreischte die scharfe Stimme der Mutter Rachel aus der Hütte hervor. „Da hast du wieder einen schönen Streich gemacht. So wahr ich lebe, du wirst mich alte Frau noch in's Unglück bringen, bevor ich von hier fort komme!“

Joe, welcher seine eigenen Wege zu gehen pflegte, nahm keine Notiz von ihr, sondern beeilte sich, die Zügel der Pferde an der Wand zu befestigen.

„So höre doch, Joe! Wie kann man denn ein Paar Thiere, wie die da, verstecken? Es sind keine silbernen Löffel, die man leicht unterbringen kann. O Joe, Joe, du bringst mich gewiß in's Unglück!“

„Bekümmere dich nicht darum, Mutter, und schimpf' nicht so!“

Er hatte glücklich die Pferde angebunden und eilte zu Rob zurück.

„Der alte Kerl ist ganz hin," bemerkte der Letztere, „aber ich fürchte, dieser Bursche da wird auf ein Mal zu sich kommen; es wäre am besten, wenn wir den zuerst forttrügen."

Wat folgte ihnen auf dem Fuße, und als sie mit Joe Kneller in die Hütte traten, ging er auch hinein.

„Daß Gott erbarm'! Das ist ein todter Mann!" schrie die alte Hexe. „O Mord! Mord und Raub zugleich!"

„Rob, sieh' nach einem starken Strick, daß ich dem Kerl die Hände auf den Rücken binden kann. Wie du sagst, er könnte plötzlich wieder flott werden. Ich glaube, er rührt sich schon. Hast du keinen Strick, Mutter?"

Die alte Rachel, welche unaufhörlich seufzte und wehklagte, ging auf den Speicher und brachte einige alte Stricke, welche zu diesem Zwecke brauchbar waren.

„Komm jetzt, Joe, es ist genug," sagte Rob; „du mußt etwas für den andern Kunden übrig behalten."

„Ist noch Einer da?" schrie das alte Weib.

„Ja, 's ist noch Einer da," versetzte Joe ruhig. „Seit wann seid Ihr denn so weichherzig geworden?"

Rob und Joe gingen nun zurück, um den zweiten Theil ihrer Arbeit zu thun.

Wat zögerte noch. „Großmutter," sagte er, auf Kneller zeigend, „du thust ihm doch nichts zu Leid?"

„Was sollt' ich ihm thun, Wat? Er hat mir auch

nichts gethan, so viel ich weiß. Ich werde mich nicht für nichts und wieder nichts in's Unglück bringen."

Der Krüppel verschwand nun rasch, um wieder seinen Oheimen auf die Finger zu sehen. Die alte Rachel schlich leise zu dem Ohnmächtigen hin.

Sie untersuchte die Knöpfe seines Rocks und murmelte: „Ein Bedienter! Der wird nicht viel bei sich haben." Sie griff in seine Taschen und zog drei Shillinge und einige Pence heraus; als sie aber die Stimmen ihrer zurückkehrenden Söhne hörte, ging sie von ihm weg und kauerte sich am Feuer nieder, indem sie ihr Wehklagen von neuem anhob.

Rob und Joe legten ihre zweite Ladung auf den Boden. Wat war nicht mit ihnen eingetreten, sondern begnügte sich damit, an der Thüre Acht zu geben. Die Alte betrachtete mit scharfen Blicken den Scheintodten, während alle drei um ihn her standen.

„Ich meine, ich habe ihn seufzen hören," sagte Rob.

Mutter Rachel kam Sir Edmund langsam näher, wie eine Katze, welche im Begriff ist, einen Sprung zu thun. Plötzlich schlug sie ihre knochigen verschrumpften Hände zusammen und brach in ein seltsames, fast wie ein Gelächter klingendes Geheul aus. „Er ist's," schrie sie, „er ist's! Wer hätte gedacht, daß ich das noch erleben würde?"

„Wen meinst du? Wer ist's denn?" fragte Rob.

„Es ist der Mann, den ich hasse," sprach seine Mutter langsam und feierlich, „weil er kein Mitleid mit mir hatte! Es ist Sir Edmund Vane."

„Der Teufel ist es,“ sagte Rob.

„Ei, das hab' ich lang gewußt,“ erklärte Joe.

Die alte Rachel starrte auf die leblose Gestalt Sir Edmund's hin und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Endlich platzte sie von neuem aus: „Wer hätte gedacht, daß ich das erleben würde! Das ist beinahe werth, sich dafür hängen zu lassen! Glaubt Ihr, Jungen, er sei todt?“

„Joe, ich hab's dir gesagt, daß nicht genug Stricke übrig sind. Mutter, hast du keine mehr?“

„Es können noch einige auf dem Speicher sein, da hinten unter den Brettern; die konnte ich nicht aufheben.“

Rob stieg hinauf und blieb einige Augenblicke aus.

Joe wurde ungeduldig. „Die Zeit bleibt nicht stehen,“ sagte er; „und wenn einer zufällig die Thiere sähe, so wären wir verloren.“

„So geh' hinauf und hilf ihm suchen,“ sagte seine Mutter.

Joe schickte sich an, es zu thun; zuvor wandte er sich aber noch um und sagte: „Mutter, du hassest diesen Mann?“ Die alte Rachel antwortete bloß durch eine teuflische Gesichtsverzerrung. „So versprich mir, daß er das Haus nicht lebendig verlassen soll. Er hat den Rob erkannt, und wir sind verloren, wenn er nicht auf ewig stumm bleibt.“

„Verlaß dich auf mich,“ sagte das alte Weib.

„Aber sage Rob kein Wort, er hat eine Lammsnatur.“

Mutter Rachel winkte zustimmend, und Joe ging auf den Speicher.

Die alte Frau zögerte keinen Augenblick, Sir Edmund's Taschen zu durchmausen; ihr Rachegefühl konnte ihre Habsucht nicht einschläfern. Vielleicht waren ihre Söhne zu sehr mit Vorkehrungen für die eigene Sicherheit beschäftigt gewesen, als daß sie hätten daran denken können, nach Geld zu suchen; auf jeden Fall wollte sie es nicht unterlassen. Ihre langen Finger thaten wirklich einen Fang — sie zog einen Beutel voll Sovereigns hervor. Eine schwere Versuchung, die Goldstücke zu zählen, kam über Mutter Rachel; wenn sie das auch nicht that, so ließ doch das Vergnügen, ihren Schatz anzusehen, sie denselben nicht so schnell verbergen, als die Klugheit erforderte. Ihre Söhne waren schon oben an der Leiter, als sie eilig den Beutel in die Tasche steckte. Sie bemerkte, daß Rob, welcher zuerst herab kam, ihre Bewegung wahrnahm, und fürchtete, er möchte den Grund errathen.

„Komm, Rob," sagte Joe, „wir wollen sie hinauftragen, daß sie aus den Augen kommen, und dann uns so schnell als möglich auf den Weg machen. Ich weiß einen öden Landstrich da hinüber, und wenn wir die Nacht hindurch schnell reiten, können wir vor Tagesanbruch Havering erreichen. Da habe ich einen Kameraden, welcher die Gäule versilbern wird."

„Aber wir haben die Beiden noch nicht durchsucht," sagte Rob; „sie müssen Geld bei sich haben."

„Kein Stüber ist hier zu finden," sagte Joe, indem er die Taschen des Reitknechtes umkehrte. „Nichts als sein Schnupftuch."

Rob nahm es, um damit Sir Edmund's Füße zusammen zu binden.

„Hier ist die Uhr des alten Herrn," sagte Joe; „und sein Schnupftuch, es ist von Battist." Joe steckte dasselbe in die Tasche. „Aber ich will gehangen sein, wenn er einen Pfennig bei sich hat, der alte Filz!"

„Ich meine, wir sollten unsere Alte ein wenig ausvisitiren," bemerkte Rob, indem er auf seine Mutter hinschielte. Sie hatte sich seitwärts an's Feuer geschlichen, und während ihre Söhne die Taschen durchsuchten, hatte sie die Börse in einen Aschenhaufen unter dem Heerde zu verstecken gewußt.

„O, Mutter, das lassen wir uns nicht gefallen! Ich sage dir," schrie Joe, „wir müssen ehrlich theilen! Heraus mit dem Geld!"

„Was für Geld?" fragte die Alte in kläglichem Tone. „Ich habe kein Geld."

„Ich hab' gesehen, wie du's in die Tasche gesteckt hast," sagte Rob. „Komm, Mutter, sei so gut und kehre deine großen Taschen um. Das wird mir die Mühe sparen, hineinzugucken."

„Du bist ein unnatürlicher Sohn, das bist du!" schrie die alte Rachel, indem sie widerstrebend den Inhalt ihrer Tasche, drei Shillinge und drei Pence, herausgab.

„Das ist verteufelt wenig," seufzte Joe.

„Es ist mein kleines Ersparniß," winselte die Alte in weinerlichem Tone. „So werde ich von euch Beiden in die weite Welt hinausgestoßen! Diese Nacht noch muß ich fort, wenn ich nicht als Mörderin aufgegriffen

werden will, und all' mein Hausgeräth muß ich im Stich lassen und ...."

„Ja wohl, alles miteinander! .... einen Tisch, der nicht mehr stehen kann, einen zerbrochenen Stuhl und eine alte Bratpfanne," entgegnete Rob lachend.

„Und ihr wollt mir das wenige nehmen, was ich sonst noch habe?" setzte Mutter Rachel bei. „Ihr unbarmherzigen Landstreicher, ihr!"

„Laß ihr das Geld, Rob," sagte Joe, der ihr in diesem Augenblicke keinen Verdruß machen wollte.

Die Männer schleppten jetzt mühsam die beiden Körper auf den Speicher. Joe kam zuerst wieder herab und flüsterte seiner Mutter zu, als er an ihr vorüber ging: „Vergiß nicht ...." Rob ging mit ihm, und bald galoppirten sie über den Moorgrund hin, welcher sich im Rücken des Melton-Hügels weithin ausdehnte. Sobald sie fort waren, kroch Mutter Rachel auf den Boden, um ihre Augen am Anblick ihres gefallenen Feindes zu weiden. Nachdem sie ihn einige Augenblicke schweigend angesehen hatte, rief sie aus: „Dahin also ist es mit dem stolzen Manne gekommen? Nachdem er mich aus dem Hause und aus der Heimath verstoßen, ist er endlich genöthigt, meine Gastfreundschaft anzurufen! Sie sind mir willkommen, Sir Edmund! So willkommen sind Sie der alten Frau, daß Sie nie mehr ihr Haus verlassen sollen. Ich will Ihnen eine warme Aufnahme bereiten, ja das will ich! — zum Dank für die kalte Nachtherberge, welche Sie mir verschafft haben. Aha! Sie meinten wohl, Sir Edmund, in Ihrem schönen großen Schlosse

dort unten, mitten unter all Ihren Bedienten, Sie würden meines Mitleids nie bedürfen? .... des Mitleids und der Hülfe eines armen alten, verachteten Geschöpfs, wie ich bin! Und darum will ich Ihnen auch kein Mitleid erweisen am Tage der Noth. Wie Sie mir thaten, so werde ich Ihnen thun, ja noch mehr! Mein Haß war auf Zinsen angelegt; Sie sollen ihn ehrlich zurück bekommen, das Capital mit Zinsen und Zinseszinsen! Sie haben mir die wenigen Stecken Holz nicht vergönnt, die ich brauchte, um in der kalten Winternacht mich zu wärmen, aber ich will ein Feuer für Sie anzünden, daß Sie auf dieser Welt nimmer mehr eins brauchen werden!"

Nach diesen Worten packte sie das geflickte Kopfkissen und die abgetragene Decke, welche in einem Winkel lagen, zusammen; mit Bedauern betrachtete sie die alte Matratze, welche sie nicht mitnehmen konnte. Sie drehte dagegen die Matratze um und nahm ein darunter verstecktes Feuerzeug, so wie den Mantel und Hut hervor, welche sie als Frau Noach getragen hatte. In dem breitgedrückten Hute steckte noch die Perrücke. Nachdem sie alles dies zu sich genommen hatte, schleppte sie die losen Bretter und Holzstücke, welche auf dem Speicher umherlagen, näher zu ihren Opfern heran. Einen Blick voll Hasses warf sie zum Abschiede noch auf Sir Edmund, ließ das Bettwerk über die Leiter hinabgleiten und stieg dann gleichfalls hinunter, Mantel und Hut in der Hand.

Rachel war zu sehr mit dem Gegenstande ihres Hasses

beschäftigt, als daß sie dem Bedienten die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hätte, sonst würde ihr nicht entgangen sein, daß Kneller zum Bewußtsein erwacht war.

Er hatte jedes Wort gehört, das sie sagte; mit halbgeöffneten Augen und verhaltenem Athem gab er Acht auf alles, was sie that; das leiseste Lebenszeichen wäre sein Todesurtheil gewesen.

Als Mutter Rachel herunter kam, fand sie Wat.

„Wo sind sie?“ fragte er, um sich schauend.

Die Alte deutete auf den Speicher. „Halt, Wat!“ sagte sie, als sie wahrnahm, daß er hinaufsteigen wollte. „Du darfst nicht da hinauf.“ Sie zog die Leiter weg und legte sie auf die Erde.

„Was hast du mit ihnen angefangen?“ schrie Wat, und die Augen traten ihm vor ängstlicher Aufregung fast aus dem Kopfe.

„Nichts, dummer Bube,“ brummte die Alte. „Ich habe sie nicht angerührt; übrigens waren sie so todt, wie ihre Urgroßväter. Niemand kann ihnen was Lieb's oder Leid's mehr thun.“

„Sie waren nicht todt; ich weiß es gewiß.“

„Wenn sie's nicht waren, so sind sie's jetzt, oder werden es bald sein,“ sagte Rachel, und da sie sah, wie Wat sie ängstlich anblickte, fügte sie zu seiner Beruhigung bei: „Wie wir Alle, Wat.“

„Ja, wie wir vielleicht eher sein werden, als wir denken.“

„Vielleicht,“ wiederholte die Großmutter mechanisch. Sie war beschäftigt, ein anderes Kleid über ihr gewöhn-

liches anzuziehen. Den rothen Mantel wickelte sie in's Bettzeug ein und machte aus dem Ganzen einen Pack, den sie bequem auf dem Rücken tragen konnte.

„Willst du deine bösen Wege jetzt verlassen?" fragte Wat, welcher nachdenkend auf seinem zerbrochenen Stuhle am Feuer saß.

„Diesen Ort will ich verlassen," sagte Mutter Rachel. „Man wird hier Nachforschungen anstellen nach dem Edelmanne und seinem Bedienten, und wenn man sie hier findet, so wird man mich wegen des Mordes in Verdacht haben und mich einstecken, obwohl ich so unschuldig daran bin, wie du. Im Lindley-Moor unten sind einige Freunde von mir auf ihrer Reise angekommmen; zu ihnen gehen wir. Da sollst du ein hübsches Eselein zum Reiten bekommen, und viele Kameraden, um dich ein Bißchen aufzuheitern. Dieses Zeug hier ziehe ich jetzt an," fuhr sie fort, indem sie ihre Perrücke zurechtstutzte und den alten Hut aufsetzte, „damit man mich hier in der Gegend nicht erkennen kann."

„Zigeuner?" fragte Wat.

„So heißt man sie," sagte die Alte. „Es sind gute Freunde von mir; ich bin unter ihnen aufgewachsen."

Wat sagte nichts mehr. Er war seit einiger Zeit zu dem Entschlusse gekommen, seine Großmutter zu verlassen, wenn sie sich weigern sollte, ihren schlechten Lebenswandel zu ändern.

Von Kindheit an hatte der arme Knabe nur böses Beispiel um sich gesehen und war in gänzlicher Unkenntniß der Religion aufgewachsen. Wenn der Name Gottes

in seiner Gegenwart je ausgesprochen wurde, so geschah es, um ihn zu einem Fluche zu mißbrauchen. Betrügen und Stehlen war heimisch in dieser Familie, und wenn Wat sich dieser Laster nicht gleichfalls schuldig gemacht hatte, so war es einzig darum, weil seine körperliche Gebrechlichkeit ihn dazu unfähig machte.

Sobald aber Miß Vivian ihn über Gott belehrte, der ihn erschaffen, und den Heiland, der ihn erlöst hatte, war sein Ohr und sein Herz bereit, die frohe Botschaft zu hören und aufzunehmen. Dieses Herz, das nie etwas gefunden, was es hätte lieben können, wandte sich mit der ganzen Frische seiner ersten Liebe zu seinem gekreuzigten Gott, um zu lieben, was Er liebte, zu hassen, was Er haßte. So haßte Wat nun die Sünde, weil er wußte, was Sünde sei, und weil er Gott kannte, der die Sünde haßt. Auch den Umgang mit den Sündern haßte er und sehnte sich aus ihrer Gesellschaft hinweg.

So saß er nun da und dachte nach, wie er entkommen, und zwar zeitig genug entkommen könne, um den beiden unglücklichen Männern, welche auf dem Speicher eingesperrt waren, noch nützlich zu sein. Denn er konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß sie noch lebten. Seiner Großmutter diese Absicht mittheilen, hätte geheißen, sich der ganzen Wuth ihres Zornes preisgeben und es sich unmöglich machen, den Opfern ihrer grausamen Absichten Beistand zu leisten. Hätte er ohne Entschuldigung die Hütte verlassen, gerade in dem Augenblicke, da sie im Begriffe war, sich für immer aus der Gegend zu entfernen, so hätte das ihren Argwohn er-

regt. Mutter Rachel kam ihm in dieser Verlegenheit ohne ihr Wissen zu Hülfe. Sie hatte gleichzeitig darüber nachgedacht, welche Entschuldigung sie gebrauchen sollte, um während der letzten Minuten ihres Hierseins sich der Gesellschaft Wat's zu entledigen.

„Wat," sagte sie, „mir fällt etwas bei; du mußt die Pfanne tragen; ich selbst habe so viel zu schleppen."

Als Wat mit der Pfanne unterwegs war, behauptete sie, etwas vergessen zu haben, und sagte: „Wat, du kannst nur voran gehen; ich komme in einer Minute nach."

Der Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Kaum hatte er die Thüre der Hütte hinter der Großmutter zufallen hören, als er, wie ein Vogel, der aus der Schlinge entkommen ist, aus Leibeskräften den Felsen auf dem steilen Pfade hinabeilte, welchen Kate ihn mit so vieler Behendigkeit hatte ersteigen sehen. Das Hinabklettern war indeß für den kraftlosen Krüppel viel schwerer und gefährlicher; auch war er nicht gewohnt, diesen Weg zu machen. Der Abend war herangekommen, und er konnte nicht mehr deutlich erkennen, wohin er die Krücke setzen mußte. Ueberdies machte auch die Eile ihn unvorsichtig; ihm war, als wenn seine Großmutter hinter ihm her käme, um ihn zurückzureißen, oder als wenn sie von ihrem Felsenhorst aus ihn erspähe; er glaubte, ihre gellende Stimme zu hören und ihre Flüche über sein Entrinnen. Kaum zur Hälfte war er hinabgestiegen, da glitt die Krücke von einem abschüssigen Felsenvorsprunge ab: — er stürzte. Wat wußte, daß in der

Richtung, nach welcher er fiel, der Abhang mit einer steilen Felsenwand von etwa vierzig Fuß endigte. Vergebens versuchte er mehrmals, mit den Händen an den Felsen sich anzuklammern; seine Anstrengungen dienten nur dazu, seine Hände zu verstauchen und zu zerreißen. Er rollte hinunter bis zu der gefährlichen Stelle und fiel schwer, wie ein Stein, hinab an den Fuß des Felsens, wo er betäubt liegen blieb. Als der Arme seine matten Augen aufschlug, sah er sich zu den Füßen seines Erlösers, an derselben Stelle, wo er zu sterben gewünscht hatte — er faltete mühsam seine blutenden Hände und erhob sie zur Danksagung gen Himmel.

Während Wat als Bote der Nächstenliebe auf diesem unglücklichen Wege war, benutzte Mutter Rachel die Zeit, um ihre mörderische Absicht in's Werk zu setzen. Auffallend ist es, wie wenig sie darüber nachdachte! Eine böse That entspringt so naturgemäß aus der andern, daß Uebelthäter gewöhnlich ihre Verbrechen als Ausnahmefälle und unter den gegebenen Umständen durch die Nothwendigkeit bedingt betrachten.

Der alten Sünderin erschien die Handlung, welche sie zu begehen im Begriffe stand, zugleich als eine Maßregel der Vorsicht und als die Befriedigung eines, wie sie meinte, wohlbegründeten Hasses. Sie sammelte Späne und Kohlenstücke, und legte sie mit Reisig und Farrenkraut an den Wänden des Häuschens auf Haufen zusammen; sie legte brennende Schwefelhölzchen hinzu und wartete so lange, bis sie sich überzeugt hatte, daß der Brennstoff Feuer gefangen. Dann nahm sie ihr Bün-

del auf die Schulter und kehrte der zum Untergange bestimmten Wohnung den Rücken. Bevor sie jedoch um den Felsen herum war, gegen welchen Sir Edmund's Pferd seinen Reiter geschleudert hatte, brachte ein plötzlicher Einfall sie zum Stillstehen. Die Geldbörse! — wie konnte sie diese vergessen? Mutter Rachel meinte Gewissensbisse zu spüren, daß sie einer solchen Sünde gegen ihr eigenes Interesse sich schuldig gemacht hatte. Sie mußte zurückgehen; dies konnte nur wenige Minuten in Anspruch nehmen, und es war nicht wahrscheinlich, daß Wat sich die Mühe geben würde, umzukehren; sie dachte, der Knabe werde sich irgendwo niedersetzen und warten, bis sie ihn eingeholt hätte.

Rachel eilte zur Hütte zurück; aber groß war ihr Erstaunen, als sie die Thüre öffnete und ein erstickender Rauch ihr schon entgegen drang. Jeden Andern hätte derselbe zurückgetrieben; sie ließ sich jedoch nicht abschrecken, wenn sie Geld witterte. Der Luftzug hatte in einigen Augenblicken den Rauch ein wenig auf die Seite getrieben, bewirkte jedoch zugleich, daß die Flammen um so heller aufloderten. Die Alte trat in das Zimmer und suchte tastend den Weg zum Feuerheerd; es war unmöglich etwas zu sehen, wegen der Wolken schwarzen Rauches, welcher sie beinahe blind machte und zu ersticken drohte. In der Verwirrung schlug sie eine falsche Richtung ein und stolperte über den alten Stuhl, auf welchem ihr Enkel zu sitzen pflegte. Sie fiel und ihr Kopf kam mit den eisernen Stangen des Rostes in unsanfte Berührung. Betäubt von dem Falle und halb erstickt von

dem schwefeligen Kohlendampfe, war die Elende nicht im Stande, aufzustehen.

O, Verzweiflung! Da liegt sie niedergestreckt, als ob sie das Gold anbete, um dessen willen sie nun sterben muß, wie sie sonst für dasselbe gelebt hat. Sie streckt die Hand aus und ergreift glücklich die Börse; aber was nutzt ihr diese nun? Sie hält in ihrem Griffe das Zaubermittel, um welches man Bequemlichkeit, Freude, Genuß erkaufen kann; aber es vermag nicht, sie von dieser verhängnißvollen Stelle wegzubringen, noch die verzehrenden Flammen zu löschen. Sie muß auf ihrem eigenen Heerde verbrennen! O wie sengt die Hitze des Eisens, auf welchem ihr Kopf liegt! Sie hebt ihn convulsivisch in die Höhe und macht eine wüthende Anstrengung, ihrer Hände und Kniee Herr zu werden; für einen Augenblick gelingt es ihr, um im nächsten, erstickt von dem dicken Qualm, in einen fast bewußtlosen Zustand zurückzusinken, in welchem jede Kraftäußerung eine Unmöglichkeit ist.

Ihr Geist ist verwirrt, und alles Leben, das ihr bleibt, wird ein langer, marternder Traum. Die Hände sind ihr auf den Rücken gebunden; sie liegt auf einem Holzstoß im Schloßhofe von Broughton-Castle. Sir Edmund und seine Bedienten stehen auf dem Balcon, um ihre Hinrichtung anzusehen. „Ich bin keine Hexe!" schreit sie; „ich bin nur eine arme elende Betrügerin! Ich bin nur eine Diebin, eine Giftmischerin, eine Mörderin! O, laßt mich den Tod eines Mörders sterben!

Laßt mich hängen! Nur nicht diesen grausamen Tod auf dem Scheiterhaufen! Gnade, Gnade! Ich bin keine Hexe, ich bin keine Hexe!" Sir Edmund's Augen sind ernst auf sie geheftet; er erhebt langsam die Hand, da sie um Gnade bittet, und sie glaubt, er gebe den Henkern ein Zeichen, sie vom Holzstoß zu befreien und zum Galgen zu führen. Aber ein Mann mit blassem Gesicht und lang herabwallenden Haaren tritt zu ihm heran, flüstert ihm in's Ohr und deutet mit seiner weißen geisterhaften Hand auf sie hin. Da scheint Sir Edmund's Gesicht vor Wuth Feuer zu sprühen. Flammen und Rauch steigen rings um sie auf; so oft aber der Wind auf Augenblicke sie wegtreibt, steht wieder die gespenstige, bleiche Gestalt mit dem wogenden schwarzen Haar vor ihr, mit dem Finger nach ihr hinweisend. Nun macht sie einen verzweifelten Versuch zu entkommen. Ach, sie muß entkommen! — es ist zu schrecklich, in den Flammen zu sterben. Sie zerreißt ihre Bande, springt vom Holzstoß herab und rennt über die sengend heißen Steine des Schloßhofes hin. Da kommt Kate Wilders mit fliegenden Haaren und wüthender Geberde ihr entgegen, jagt sie in die Flammen zurück und schreit: „Für mich der Galgen, für dich das Feuer!"

O schreckliches Phantasiegebilde, das eine eben so schreckliche Wirklichkeit verhüllt! — Träume nur zu, Rachel; in dieser Welt ist für dich kein Erwachen mehr — — —

Einundzwanzigstes Capitel.

Gemüthliche Häuslichkeit.

Kurz vor Untergang der Sonne, als ihre letzten Strahlen auf das liebliche Gärtchen schienen, das William Marsh bei seinem Häuschen hatte, hörte man in dessen Nähe zwei Doppel-Gewehre abfeuern. Gleich darauf kamen die beiden Jäger mit ihren Hühnerhunden um die Ecke der Waldpflanzung, welche des Wildhüters kleines Besitzthum umgab.

„Heute haben wir eine gute Jagd gemacht, nicht wahr, Will?" sagte Gerald Poyers zu seinem Gefährten.

„Eine Capitaljagd, Sir."

„Wir haben beide nicht schlecht geschossen, — wir müssen uns schon selbst loben, da Niemand hier ist, der uns loben könnte. Komm, Will, ich muß ein Mal sehen, ob dein Weib etwas Gutes für dich zubereitet hat!"

„Ja wohl, Sir," antwortete Will in einem Tone, in dem sich unverkennbar die Meinung aussprach, in diesem Punkte könne kein Weib sie übertreffen.

„Du bereuest nicht, meinen Rath befolgt zu haben, Will?"

„Nein, Sir, und ich glaube, ich werde es niemals bereuen!"

„Verlaß dich darauf, es ist besser, dem Rathe eines Freundes zu folgen, als nach seinem eigenen Kopfe zu handeln," sagte sein Herr. „Ich wußte wohl, was für ein Weib für dich passen würde, besser als du selbst."

„Aber sobald Sie es mir sagten, Sir," entgegnete der Wildhüter, „wunderte ich mich, daß ich nicht selbst daran gedacht hatte."

„Das war gerade recht," sagte Gerald; „es wäre mir unlieb gewesen, wenn du bloß mir zu Gefallen diese oder jene Frau genommen hättest. Aber siehe, wenn wir uns in ein hübsches Gesichtchen verlieben, so ist unser Urtheil nicht mehr frei; wir überreden uns, das Mädchen hätte wirklich alle Vorzüge, die wir wünschen, daß sie haben möchte, und vielleicht werden wir unsern Irrthum nicht eher gewahr, bis wir getraut sind, — und dann ist es zu spät."

„Wahr, Herr, sehr wahr!"

„Wenn ein vernünftiger Freund uns ein Mädchen auswählt, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß dies auf Grund solcher guten Eigenschaften geschieht, welche geeignet sind, uns wirklich glücklich zu machen. Wir können uns dann die Sache ruhig und unparteiisch betrachten, und wenn wir einverstanden sind und so weiter, so ist es kaum möglich, daß wir nicht eine Person lieb gewinnen sollten, von welcher wir denken, daß sie in jeder Beziehung zu uns passen würde. Zuerst Achtung, sage ich, und nachher Liebe!"

Will schien mit Gerald's Ansicht über die Ehe, welche viele Leute ohne Zweifel für äußerst unromantisch und prosaisch halten werden, durchaus einverstanden. Nach einer kurzen Pause bemerkte er: „Entschuldigen Sie, Herr, daß ich es sage: wir wünschen Alle auf dem Gute, auch Sie möchten heirathen."

„Schon recht," versetzte Gerald; „wenn ich jemals heirathe, so werde auch ich mit einem guten Freunde Rath pflegen, bevor ich's wage; darauf verlaß dich!"

Sie hatten nun die Thüre der Hütte erreicht, wo Mary sie mit einem leuchtenden, glücklichen Gesichte empfing. Das Theegeschirr war schon aufgestellt und der Wasserkessel brodelte fröhlich am Feuer. In neckischer Laune schritt Gerald im Zimmer umher, in der Absicht, irgend einen Fehler zu entdecken, wenn es möglich wäre, — eine harmlose Eigenthümlichkeit (denn es war gar keine Bosheit dabei), wegen welcher er unter seinen Freunden berüchtigt war. Der Fußboden war äußerst reinlich; man hätte ohne Schüsseln von den bloßen Brettern essen können. Die ganze Einrichtung an irdenen Gefäßen und Kochgeschirren war zur Schau ausgestellt, die erstern zierlich auf dem Schüsselbrett aufgestapelt, die letztern an Haken längs der Wand aufgehängt und in einem wahrhaft glänzenden Zustande von Reinlichkeit. Der Raum über dem Heerde war mit einigen Heiligenbildern verziert. Auf der einen Seite sah man ein Bücherbrett. Einige der Bücher waren alt und stark gebraucht, aber nicht zerrissen, andere neu, anscheinend Geschenke aus der letzten Zeit. Auf der andern Seite des Heerdes hing ein hölzernes Crucifix, und unter demselben stand ein kleiner Tisch, mit einem reinlichen weißen Tuche bedeckt. Er trug ein Muttergottesbild mit dem Jesuskinde auf dem Arme, vor dem die ausgesuchtesten Blumen des kleinen Gartens in einem irdenen Kruge standen.

„Nun, Frau Marsh, es sieht ganz hübsch bei Euch

aus," sagte Gerald, nachdem er seine Umschau beendet hatte.

„Wir sind auch wirklich hübsch eingerichtet, — Dank Ihnen, Sir, denn Sie haben uns dazu verholfen," antwortete sie bescheiden.

„Nein, mir habt Ihr es nicht zu danken," versetzte Gerald, „ich konnte Euch wohl das Häuschen geben, aber nicht die Zufriedenheit; diese verdankt Ihr Euch selbst. Wenn Ihr träge und nachlässig wäret, Mary, so möchte es bald unfreundlich hier aussehen."

„Freilich, aber ich hoffe, das soll nie der Fall sein," sagte Mary.

„Woher habt Ihr das Crucifix und das Muttergottesbild?" fragte Gerald.

„Das Crucifix kaufte William in Birlington bei unserer Heirath," antwortete Mary, „und Miß Poyers gab uns das Bild der Mutter Gottes."

„Und jenes Bild vom heiligsten Herzen, Sir," warf Will dazwischen, „gab uns Miß Vivian, die liebe, gute Seele, bevor sie wegging; es thut mir und noch Vielen leid, daß sie fortgegangen ist."

„Es hat uns Allen leid gethan, sie zu verlieren," sagte Gerald sinnend.

„Vielleicht ist Ihnen eine Tasse Thee gefällig?" fragte Mary erröthend.

„O ja, ich habe nichts dagegen; der Thee sieht sehr einladend aus," antwortete Gerald, indem er sich auf den Stuhl niederließ, welchen die Frau für ihn an den Tisch

gestellt hatte. „Ihr trinkt doch mit? Ich mag den Thee nicht allein trinken."

Will und seine Frau setzten sich ohne Umstände mit ihrem Gaste zu Tisch, und der erstere kam auf den eben verlassenen Gegenstand des Gespräches zurück. „Sie ist ein Engel der Nächstenliebe, Sir."

„Wer?" fragte Gerald, welcher vergessen hatte, wovon die Rede gewesen.

„Ei, Miß Vivian, Sir! Es ist nicht allein der Kranken wegen, obwohl sie zu jeder Stunde und bei jedem Wetter zu ihnen ging, um sie zu trösten und zu pflegen; aber mit Sündern und Unwissenden kann Niemand besser zurechtkommen; von ihr nehmen sie alles an und lernen von ihr. Sie geht dabei auf so einfache und natürliche Weise zu Werk!"

„Vielleicht ist das zum Theil der Grund, daß es ihr so gut gelingt," bemerkte Gerald.

„Ich glaub' es auch," stimmte Will bei. „Da ist der arme Krüppel oben auf dem Hügel, der, möcht' ich sagen, in einem Diebsneste aufgezogen wurde."

„Was, den häßlichen Kobold der Mutter Rachel meinst du?"

„Sie müssen ihn jetzt nicht mehr Kobold nennen, Sir," versetzte Will. „Er ist ein ganz anderer Mensch geworden. Ich glaube der Junge wußte von Gott und Seinen Geboten oder von Himmel und Hölle nicht mehr als mein Ferkel, bis Miß Vivian sich seiner annahm. Es braucht viel, sie zu entmuthigen; sie hofft und hofft immer. Sie war sehr freundlich mit ihm, und sie und die

jungen Fräulein brachten den Arzt zu ihm, der ihn von seinen rheumatischen Schmerzen curirte. Dann gaben sie ihm eine gute neue Krücke, so daß er jetzt wie ein Affe auf dem Hügel herumspringen kann. Ich hörte ihn lachen wie einen jungen Wilden, als er das erste Mal den Berg herab kam. Und an den Bildern hatte er eine Freude! Miß Vivian führte ihn jeden Tag bei den Stationen herum, zeigte und erklärte ihm alles, und lehrte ihn, sein Gebet vor denselben zu verrichten."

„Wat pflegt zu sagen, Miß Vivian habe ihn lesen gelehrt," sagte Mary, „und die Stationen wären seine Bücher, — sicherlich waren sie besser für ihn, als alle andern Bücher; denn der arme Schelm hätte aus einem gewöhnlichen Schulbuche nie etwas gelernt."

„Das hätte er gewiß nicht, Mary," sagte ihr Mann. „Sie werden es kaum glauben, Sir, von einem jungen Menschen, der unter einer so gottlosen Brut aufwuchs: wie ein Blumenkelch den Sonnenstrahlen, so schloß das arme, liebe Herz sich den großen Wahrheiten der Religion auf, als es nur davon hörte. Jetzt sitzt Wat oft den halben Tag vor der einen oder der andern Station, und wenn man unbemerkt hinkommt, so hört man ihn laut zu den Bildern sprechen, als wenn er sich mit Freunden unterhielte. Ich glaube, er bringt die Zeit damit zu, in seiner einfachen Weise Betrachtungen über die Leidensgeschichte anzustellen. Es ist sonderbar, wie ein Mensch, der in solcher Art erzogen wurde, so herzlich fromm sein und das Gute so lieben, die Sünde so hassen kann."

„Es ist nicht so sonderbar," versetzte Gerald, welcher diesen Bericht mit vielem Interesse angehört hatte. „Der Knabe hatte ein ununterrichtetes aber nicht verhärtetes Gewissen. Er ist gleich einem jungen Wilden, welcher ein so guter Christ werden kann, daß er Andere beschämt, während er bis vor kurzem dachte, es gäbe keine bessere Kurzweil, als seine Feinde zu braten und zu verspeisen. Was ist aber für seinen Unterricht geschehen, Will, seit Miß Vivian nicht mehr hier ist?"

„O Sir, die letzte Zeit vor ihrem Wegzuge pflegte sie ihn zu uns hierher zu führen — jetzt kommt er von selbst — und Vater Sullivan kam hier zu ihm und unterrichtete ihn; nun hält er ihn für genugsam vorbereitet und will ihn morgen taufen."

„Es muß etwas für diesen armen Burschen geschehen," sagte Gerald. „Sind die beiden Schlingel noch da?"

„Ja, die wohnen da oben mit Wat; aber die alte Frau ist seit einiger Zeit fort."

„Gut, wenn sie fort ist, so dulde ich die Söhne nicht mehr dort," erklärte Gerald. „Ich versprach der alten Rachel, sie nicht zu vertreiben; aber die beiden Burschen dürfen nicht auf dem Hügel bleiben. Ich wußte nicht, daß die Alte weggegangen ist, sonst hätte ich schon dafür gesorgt. Ich will die Hütte ausbessern lassen und rechtschaffenen Leuten übergeben, bei welchen Wat dann wohnen kann. Ich kenne ein altes Ehepaar, welches prächtig dazu paßt; die sollen die Hütte haben und ein Wochengeld obendrein, damit sie auf die Stationen Acht geben.

Wir brauchen Jemanden da oben, der nachsieht, daß sie nicht beschädigt werden."

„Das ist wirklich ein guter Gedanke; das wird den armen Wat glücklich machen wie einen König."

„Bist du müde, Will?" fragte Gerald plötzlich.

„Nein, Herr, nicht besonders."

„Ich bin des Herumlaufens ziemlich satt. Doch haben wir eine gute Jagd gehabt, und ich hätte Lust, den Tag mit dem Besuche der Stationen zu beschließen. Es ist heute Schutzengelfest. Was sagst du dazu, Meister Will? Wir haben beide ein Paar gute Beine zum Stehen und Gehen, und gesunde Kniee, um darauf zu knieen, was mehr ist, als der arme Krüppel aufweisen kann."

„Herzlich gern, Sir," antwortete der Wildhüter heiter.

Gerald gab ihm die Weisung, einen Theil des Wildprets einigen Kranken und Armen zu bringen. Dann brachen sie mit einander auf.

Bald waren sie am Fuße des Hügels. Bei jeder Station knieten sie nieder, und Gerald sprach mit lauter Stimme das betreffende Gebet. Die Schatten des Abends senkten sich rasch hernieder, und als sie von der sechsten Station zur siebenten gingen, wehte die kühle Abendluft ihnen einen Brandgeruch entgegen.

„Die Jungen haben schon wieder das Farrenkraut angezündet. Ich will es ihnen eintränken, wenn ich sie dabei ertappe!" schrie Will.

„Laß es für jetzt gut sein," beruhigte Gerald.

Eben hatten sie die siebente Station erreicht und waren im Begriffe, niederzuknieen, als Will ausrief: „Was

ist das, Sir, gerade vor uns? Weiß Gott, es sieht aus, wie ein Leichnam!"

Gerald eilte hinzu und bückte sich über die auf dem Boden ausgestreckte Gestalt.

„Ich sterbe," sagte eine schwache Stimme. „Gott sei Dank dafür und daß Er euch noch zur rechten Zeit hierher gesendet."

Gerald hob den Leidenden auf und nahm ihn sanft in die Arme. „Du hast einen harten Fall gethan, armer Junge."

„Ja, ich bin oben vom Felsen herab gefallen, und alle Gebeine im Leibe sind mir gebrochen."

„Es ist der arme Wat," sagte Will.

„Nicht der arme, der glückliche Wat," sagte der Krüppel. „Hier liege ich mit meinem leidenden Heilande und gehe zu Ihm in die ewige Herrlichkeit ein. Bei mir kommt Hülfe zu spät, und ich brauche auch keine. Aber oben in der Hütte liegen zwei Männer, die der Hülfe bedürfen. Sie sind an Händen und Füßen gebunden; eilet, vielleicht leben sie noch."

„Ich glaube, er ist irre, Herr," flüsterte Will.

„Nein, er ist ganz bei Sinnen," versicherte Gerald. „Wo denn, mein guter Junge?"

„In der Hütte da oben; ein Herr und sein Bediente . . . . Ich kenne seinen Namen nicht; sie wurden dahin geschleppt; meine Großmutter ist unschuldig. Sie wollte es nicht haben. Oben auf dem Speicher liegen sie wie todt, und sie ist weggelaufen, aus Angst sie könnte dadurch in's Unglück kommen. Ich wollte herabkommen,

um es zu sagen . . . ." Dem armen Jungen schien die Kraft zu schwinden.

„Als du den Fall thatest?" ergänzte Gerald. „Ich verstehe."

„Eilt, eilt!" wiederholte der Krüppel.

„Marsh soll dich in sein Haus hinab tragen," sagte Gerald, „während ich hinauf gehe."

„Nein, lassen Sie mich hier. Ich will hier sterben," rief Wat mit aller ihm noch inwohnenden Energie.

„So lauf' denn nach der Hütte, Will; ich folge dir auf dem Fuße."

„Wenden Sie mich ein wenig herum," bat Wat; „dann kann ich Ihn besser sehen."

Gerald verstand seinen Wunsch und legte ihn sanft dem Bilde Jesu gegenüber hin. Obgleich er ihn nur so leise berührte, wie die sanfteste Wärterin, so schien doch diese Anstrengung die letzte Spur von Leben, welche in dem schwachen Körper zurückgeblieben war, erschöpft zu haben. Wat fiel in Ohnmacht. Gerald eilte zu dem in der Nähe rieselnden Bächlein, in welches Kate das Gift hatte werfen wollen, und schöpfte Wasser mit seinem Hute. Er wusch die Schläfe des Knaben und befeuchtete seine Lippen.

„Das Wasser des ewigen Lebens!" lispelte Wat mit kaum hörbarer Stimme.

„Willst du getauft sein, Walter?" fragte Gerald.

Der sterbende Knabe machte ein stummes Zeichen der Bejahung, denn die Kraft zu sprechen hatte ihn verlassen.

Als Gerald die heiligen Worte aussprach und das lebengebende Wasser auf seine Stirn goß, heftete der Knabe sein brechendes Auge auf das Bild Jesu; er schien Seinen heiligen Namen aussprechen zu wollen, aber ein schwacher Seufzer war alles, was über seine Lippen kam. Gerald beobachtete ihn einen Augenblick — — seine Augen sahen noch starr auf den Heiland hin, aber sie waren im Tode gebrochen.

„Glückliche Seele!" rief Gerald aus; „in ihrem weißen fleckenlosen Kleide ist sie hingetreten vor den Thron Gottes und bereits eingegangen in Seine ewige Seligkeit!"

Als Gerald den Hügel hinauf eilte, begegnete ihm Will Marsh, welcher zurückkam und ihm zurief: „Das ganze Haus steht in Feuer; man kann nicht hinein kommen!"

Die Funken, welche rings um Beide niederfielen, bestätigten seinen Bericht.

„Nicht hinein kommen?" rief Gerald. „Ich muß auf den Speicher und wenn es mich das Leben kosten sollte!"

„Unmöglich!" betheuerte der Wildhüter.

„Unmöglich?" wiederholte Gerald mit einem Blicke heldenmüthiger Entschlossenheit. „Nichts ist unmöglich!" und indem er das Kreuzeszeichen machte, stürmte er den Berg hinauf, der brennenden Hütte zu.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

In der höchsten Noth.

Wir wollen in die brennende Hütte hineinblicken und sehen, wie die beiden Männer ihrem unvermeidlichen Tode entgegenharren; denn auch Sir Edmund war wieder zum Bewußtsein gekommen. Er schlug die Augen auf, als Mutter Rachel eben den Speicher verlassen hatte, und stieß einen leisen Seufzer aus.

„Wir müssen still sein, Herr," flüsterte Kneller, welcher neben ihm lag, „oder wir sind des Todes!" Während nun die Alte und Wat unten mit einander redeten, theilte er seinem Herrn in wenigen Worten mit, was er gesehen und gehört hatte.

„Horch, da gehen sie fort," sagte Sir Edmund. Gleich darauf hörten die Gefangenen unten Jemand einige Minuten lang umher gehen; dann wurde die Thüre zugeschlagen.

„Man läßt uns hier zurück, um zu sterben," rief Sir Edmund aus. „Wenn ich nur meine gewöhnliche Kraft hätte, könnte ich meine Arme schon frei machen."

„Ich habe so gezogen und gezerrt, daß das Seil in mein Fleisch eingeschnitten hat," sagte der Reitknecht, „aber es nutzt nichts; die Schelme haben mich fest genug geschnürt. Riechen Sie keinen Rauch, Herr? Sie drohte, das Haus anzuzünden, und sie hat es auch gethan, die alte Hexe!" Kneller stieß einen schrecklichen Fluch aus.

„Hast du keine Furcht vor Gott in einem solchen Augenblicke?“ fragte Sir Edmund strenge.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir; ich hab' mich vergessen,“ entschuldigte sich der Reitknecht, welcher erwog, daß er es an Ehrfurcht gegen seinen Herrn hatte fehlen lassen, indem er in seiner Gegenwart fluchte.

Sir Edmund fuhr nach einem kurzen Schweigen fort: „Es schmerzt mich tief, Kneller, daß du im Angesichte des Todes so ängstlich darauf bedacht bist, mir Ehrfurcht zu erweisen. O hätte ich doch eben so sorgfältig darauf gesehen, daß meine Dienstboten ihren Gott, als daß sie ihren irdischen Herrn ehrten! Aber ich habe gelebt, ohne für ihre Seelen zu sorgen, und nun muß ich darüber meinem Herrn im Himmel Rechenschaft ablegen.“

„Das Feuer knistert schon! Gott sei uns gnädig!“ schrie der entsetzte Diener, indem er in fruchtlosen Anstrengungen sich frei zu machen, sich erschöpfte.

„Laß uns nicht die kostbaren Augenblicke verlieren, Kneller,“ sagte sein Herr, „sondern laß uns zum Tode uns vorbereiten; für das Leben ist keine Hoffnung mehr.“

„Ich weiß nicht, wie ich mich zum Tode bereiten soll,“ versetzte Kneller. „Ich habe nie an den Tod gedacht. Ich weiß kein Gebet; aber nie that ich meines Wissens Jemanden etwas zu Leid.“

„Zu welcher Confession gehörst du? Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich nie zuvor danach gefragt habe.“

„Ja, Herr, das kann ich eigentlich nicht sagen; zu-

weilen gehe ich in die Pfarrkirche und zuweilen zu den Methodisten."

„Es gibt nur Eine wahre Kirche und nur Einen wahren Glauben," sagte Sir Edmund. „Kannst du das Glaubensbekenntniß?"

„Sonst konnte ich's wohl hersagen."

„Glaubst du," fuhr Sir Edmund feierlich fort, „an die drei Personen der allerheiligsten Dreieinigkeit, und daß der Sohn Gottes vom Himmel herabkam, Mensch geworden und am Kreuze gestorben ist, um uns zu erlösen?"

„Ja, das weiß ich. Ich habe gehört, daß Jesus Christus gestorben ist, um uns zu retten. O Gott, wie schrecklich ist es, eines solchen Todes zu sterben!"

„Kannst du Reue und Leid erwecken?"

„Was, Sir?"

„Bereuest du deine Sünden?"

„Ich habe nie Jemanden etwas zu Leid gethan."

„Kneller, Gott schuf uns für Sich, damit wir Ihm dienen und Ihn über alles lieben sollten. Dies war die einzige Bestimmung, für welche Er uns schuf und uns auf die Welt setzte. Hast du für diese Bestimmung gelebt? Ich habe es leider nicht gethan, und ich klage mich dessen an mit blutendem Herzen."

„Ich weiß, daß gute Menschen in den Himmel kommen," versetzte Kneller, „und die Bösen, die Diebe und Mörder, in die Hölle."

„Wer Gott nicht liebt, wird nie Sein Angesicht schauen," sprach Sir Edmund feierlich. „O Gott, verzeihe

mir, daß ich die Seele dieses armen Mannes verwahrlosen ließ!"

„O mein Weib und Kind!" jammerte Kneller.

Sir Edmund seufzte. „Armer Junge!" sagte er, „du bist jung, und es ist hart zu sterben, wenn man noch ein langes Leben vor sich zu haben glaubt. Aber es ist noch härter, alt zu sterben, wenn man ein sündenbeladenes Gewissen hat. Ich bekenne mit Scham meinen Stolz, meine Selbstsucht, meine Härte!"

„O Sir," unterbrach ihn der erstaunte Diener. „Sie waren ein guter Herr, man hatte bei Ihnen Ueberfluß an Speise und Trank, und guten Lohn."

„Und du, Kneller," fuhr sein Dienstherr fort, „obgleich du jung und nicht in der günstigen Lage gewesen bist, wie ich, — die ich so sehr mißbraucht habe — du hast wohl auch genug gesündigt, um von Gott verdammt zu werden. Du hast wenigstens Seinen heiligen Namen gelästert, wenn du sonst nichts gethan hast; du hast es dir auch nicht angelegen sein lassen, Ihn besser kennen zu lernen. Dieser Gott aber, den du vernachlässigt hast, ist unendlich gut, unendlich liebenswürdig und unendlich gnädig gegen uns. Kannst du kein Leid darüber fühlen, Ihn beleidigt zu haben?"

„Ich möchte es wohl," sagte der Reitknecht traurig.

„Dieser Wunsch ist schon etwas. Nun sprich mir nach, was ich sagen werde, und versuche es im Herzen zu fühlen; bitte Gott um Seinen Beistand: ‚O mein Gott . . . . weil Du unendlich gut in Dir selbst, und

unendlich gnädig gegen uns bist .... ist es mir von Grund meines Herzens leid ....'"

„Verzeihen Sie, Sir, aber hörten Sie nicht ein Wehklagen? .... Ach, die Flammen verbreiten sich .... sehen Sie, wie sie an jenem Balken heraufzüngeln!"

„O mein Gott!" fuhr Sir Edmund fort, „ich opfere Dir alles auf, was ich zu leiden habe, in Vereinigung mit Deinem Leiden zur Sühne für meine Sünden und für die Bekehrung dieses armen Mannes! O Maria, du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!"

Beide schwiegen. — Die Luft war erstickend heiß geworden; das Krachen der brennenden Balken und das Zischen der Flammen sagte ihnen, daß die Bretter, auf welchen sie lagen, für sie eine Folterbank werden müßten, wenn dieselben nicht vielleicht bald brächen und sie so in das untere Stockwerk hinabstürzten. Plötzlich wurde von außen ein lauter Zuruf vernommen. Es war Gerald's Stimme. Von dem Felsen widerhallte der Ruf, und Kneller beantwortete ihn durch ein gewaltiges Freudengeschrei.

„Sie leben noch, sie leben noch!" rief Will Marsh aus.

Gerald sagte nichts, sondern rannte zur Thüre. Der erste Schritt in die Hütte überzeugte ihn aber, daß er sich der Gefahr aussetze zu ersticken, wenn er in diese erhitzte Atmosphäre eindringe. Er ging daher zurück, nicht weil sein Entschluß, das Leben an die Rettung der Gefangenen zu setzen, wankend geworden, sondern um eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, die für das Gelingen des

Unternehmens nothwendig war. Er hatte außen einen Wasserbehälter bemerkt, in welchen das Regenwasser floß. Schnell tauchte er sein Taschentuch hinein und band es sich über Kopf und Gesicht, indem er nur die Augen unbedeckt ließ. Will machte es eben so und wollte ihm in die Hütte folgen.

„Nein, du bleibst hier," sagte Gerald. „Wenn ich deiner Hülfe bedarf, werde ich dir rufen; allein du kannst draußen nützlicher sein." Nachdem er dies gesagt hatte, kroch er, anstatt aufrecht zu gehen, auf Händen und Knieen hinein, weil die Luft nahe am Boden für die Lungen erträglicher war. Er kroch vorwärts bis in die Mitte des Zimmers, unempfindlich oder vielmehr gleichgültig gegen die brennende Hitze; da entdeckte er, daß die Leiter zum Speicher weggenommen war. Er griff am Boden herum und fand sie bald. Es war gut, daß sie auf der Erde lag; sie war dadurch noch nicht verbrannt, wenn auch vom Feuer stark beschädigt. Die Leiter aufheben, aufstellen und mitten unter den züngelnden Flammen, welche sich längs dem Holzwerke hinwanden, hinaufsteigen, war das Werk eines Augenblicks. Sobald seine Füße den Boden berührten, zog er die Leiter herauf und trat das Feuer an den Stellen aus, wo es sie bereits ergriffen hatte.

„Gott sei Dank, nun sind wir gerettet," sprach Sir Edmund, während Kneller fortwährend Freudenrufe ausstieß, bis der verschluckte Rauch ihn zum Schweigen brachte. „Sie sind es, Gerald!" sagte Sir Edmund in einem sanften, ihm ganz ungewohnten Tone, als jener

sein Taschentuch herabgerissen hatte und niederkniete, um die Stricke abzuschneiden, womit Hände und Füße der Gefangenen gebunden waren.

Jetzt war zu einer Unterredung keine Zeit. Die wenigen Secunden, welche Gerald gebraucht hatte, um die Gefangenen frei zu machen, hatten hingereicht, den Rückweg zu versperren. Da, wo eben noch die Leiter angelegt gewesen, schlug nun die Flamme dicht wie eine Mauer empor; eine Menge Stroh und Holzwerk war vom Dache gefallen, und der mittlere Theil der Hütte war ein Feuermeer. Kneller wies mit Schrecken darauf hin.

„Thut nichts,“ sagte Gerald und stieß mit dem Fuße gegen einige der morschen und schon ganz heißen Bretter des Daches zunächst am Boden. Sie wichen seinen wiederholten Tritten, und es entstand eine zum Durchschlüpfen hinreichende Oeffnung.

Diese Seite des Daches war aber gerade dem Abhange des Felsens zugekehrt, wo es kaum möglich war die Leiter anzusetzen, während ein Sprung, wenn derselbe nicht mit der äußersten Gewandtheit geschah, fast mit Gewißheit zum Tode führen mußte; denn das Dach sprang so weit über die Mauer vor, daß der Fuß am Rande des steilen Abgrundes kaum Platz finden konnte.

„Will, klettere hier herum, fasse den Fuß der Leiter und lege sie sicher an,“ schrie Gerald. „Nun, Sir Edmund, kein Augenblick ist zu verlieren.“

„Lassen Sie Kneller vorangehen,“ sagte Sir Edmund ruhig. „Er hat Weib und Kind, die seiner Unterstützung bedürfen.“

Der arme Reitknecht zögerte, aber Gerald stieß ihn vorwärts: „Thu' was man dir sagt. Wir sind Alle verloren, wenn du einen Augenblick zögerst." Kneller beeilte sich hinab zu steigen, und ein lautes Hallo verkündigte, daß er unten angekommen sei.

„Jetzt, Sir Edmund!" sagte Gerald, indem er ihn unterstützte, denn der alte Herr schwankte schon, als er nur den kurzen Schritt machte, um an die Oeffnung des Daches zu gelangen. „Haben Sie auch Kraft?"

„Ich zweifle fast. Aber Sie, mein großmüthiger Befreier, dürfen Ihr Leben nicht wegwerfen. Genug! genug! Ich fühle, ich bin zu schwach, um den Versuch zu machen; retten Sie sich, Gerald, ich beschwöre Sie!"

„Wir leben oder sterben mit einander," erklärte der junge Mann. „Ich kann Sie hinabtragen, wenn nur die Leiter Stand hält; schnell, bevor das Feuer diese Seite erreicht!"

Aber Will rief Gerald zu, daß die Flammen herausgebrochen seien und bereits die Leiter ergriffen hätten.

Gerald zog sie sogleich herauf und war glücklicher Weise noch im Stande, die Flammen zu löschen, indem er seinen Rock auszog und ihn um die brennenden Stangen wickelte. Alle Hoffnung schien nun verloren.

„Retten Sie sich, Gerald," bat Sir Edmund wieder; „Sie sind gewandt und können Sich an den Händen hinablassen."

Gerald mißachtete den Rath, und ein loses Stück Holz ergreifend, schlug er damit wider die entgegen-

gesetzte Seite des Daches. Das Holzwerk war hier in gutem Stande, und es erforderte Gerald's ganze Kraft, angeregt durch den Gedanken, daß auf dem Erfolge die einzige Möglichkeit der Rettung beruhe, um dasselbe zu durchbrechen. Ein Stück wich endlich seinen Schlägen und er brachte eine Oeffnung zu Stande, in der er aufrecht stehen konnte. Die Hütte war, wie wir bereits angeführt haben, auf einem schmalen Vorsprunge des Felsens erbaut; an der vordern Seite war der Abgrund, die hintere Seite stieß an den Hügel. Am Boden berührte die Wand den Felsen, der hier so steil abfiel, daß in der Höhe des Speichers der Zwischenraum nur wenige Fuß betrug. Gerald hatte gehofft, hier hinabsteigen zu können. Aber die Flammen schlugen schon unten aus der Holzwand heraus, und er schaute in einen Feuerschlund, welcher jeden Augenblick furchtbarer wurde. Noch blieb die Möglichkeit, die Leiter wagerecht auf den Felsen hinüber zu legen. Gerald maß die Entfernung mit dem Auge und rief Will zu, hinauf zu klettern und die Leiter zu befestigen. Will stieg hinauf. Er mußte sich mühsam mit der einen Hand an dem Felsen festhalten, während er mit der andern an einer mit Grund bedeckten Stelle eine Vertiefung grub, worin das Ende der Leiter ruhen konnte. Es war ein äußerst beängstigender Augenblick! Aber Gerald sagte nicht ein Wort; er wußte, daß Rufen und Drängen einen Mann, der sein Möglichstes thut, nur in Verwirrung bringt.

„Nun, Herr, legen Sie die Leiter herüber.“ Rasch

war's geschehen; sie war gerade so lang, daß sie bis auf den Felsen reichte.

„Die Leiter ist nicht stark genug für die Last von uns Beiden; ich kann Sie darum nicht tragen. Sie müssen sich ermannen, um selbst hinüber zu klettern, Sir Edmund. Will, strecke die Hand so weit als möglich herüber, um Sir Edmund zu erreichen."

Der alte Herr, welcher wußte, daß Gerald sich nicht von der Stelle rühren würde, bis er ihn gerettet sähe, nahm sich gewaltig zusammen.

„Sehen Sie gerade aus, aber um alles in der Welt nicht in die Tiefe," sagte Gerald, indem er Sir Edmund hinten am Rock hielt.

Die Leiter, vom Feuer beschädigt, krachte und bog sich in der Mitte. Will hatte einen festen Stützpunkt für den einen Fuß gefunden, während der andere auf dem Ende der Leiter ruhte, und so stand er in gebückter Stellung und faßte Sir Edmund mit kräftigem Arm. Er konnte sich jedoch nicht von der Stelle bewegen, ohne Gefahr mit ihm in's Feuer hinab zu stürzen.

„Da bin ich!" schrie in diesem Augenblick Kneller, welcher inzwischen an einer weniger steilen Stelle hinauf geklettert war. „Reichen Sie mir die Hand, Sir Edmund, ich kann Sie dann herauf ziehen."

„Nun helfe nach, Will," rief Gerald, „und mache mir dann Platz zum Hinüberspringen."

Will machte sich, sobald er von seiner Last befreit war, auf die Seite. Gerald stieß die Leiter weg, welche jetzt unnütz war, und sprang mit einem ungeheuern

Satze über die Spalte. Kaum war er hinüber, so stürzte der Boden des Speichers mit schrecklichem Krachen zusammen.

Gerald sandte nun den Reitknecht nach Melton-Grove, um einen Wagen für Sir Edmund herbeizuholen, welcher alsbald in Ohnmacht gefallen war, nachdem er vernommen hatte, daß sein Retter gleichfalls in Sicherheit sei. Gerald und Marsh trugen ihn bis zum Fuße des Felsens, wo der Wagen bald ankam; und nachdem Gerald dem treuen Will den Auftrag gegeben, für die Leiche des armen Krüppels zu sorgen, brachte er den Kranken in das Haus seines Vaters, von wo aus man bereits nach ärztlicher Hülfe geschickt hatte.

Der Arzt erklärte, Sir Edmund habe eine leichte Gehirnerschütterung erlitten, eine ernstliche Gefahr sei aber nicht vorhanden. Gerald blieb neben seinem Bette sitzen, bis er sah, daß er sich erholt habe und sich erträglich wohl befinde. Er ließ dann im anstoßenden Zimmer ein Bett für Sir Edmund's Bedienten aufschlagen, den er von Broughton-Castle hatte herbeiholen lassen, und gab Befehl, ihn selbst sogleich zu rufen, wenn der Zustand des Kranken in der Nacht sich verschlimmern sollte.

„Gerald," sagte Sir Edmund, als der Letztere ihm gute Nacht wünschte, „setzen Sie sich noch einen Augenblick. Ich habe Ihnen etwas zu sagen." Der alte Edelmann schien einen Augenblick zu kämpfen, um seiner erwachenden Rührung Herr zu werden, und fuhr dann fort: „Am heutigen Tage, da Sie mir das Leben mit

Gefahr des Ihrigen gerettet haben, beging ich ein schreckliches Unrecht gegen Sie. Nichts ist seither vorgefallen, was meinen Verdacht gegen Sie bestätigt oder widerlegt hätte; aber Ihre großmüthige Aufopferung für mich hat ihn zerstreut. Es war ein finsterer Nebel, der vor meinen Augen lag, und ich werde mir nie verzeihen, Mißtrauen gegen Sie gehegt zu haben. Genug! Ich erwähne dessen nur, weil ich mich selbst deshalb tadeln, Sie aber um Verzeihung bitten muß. Eine Frage jedoch habe ich Ihnen vorzulegen, um meine Angst wegen eines andern Gegenstandes zu beschwichtigen. Ich weiß, daß mein Sohn noch lebt und daß Sie ihn gesehen haben. Lebt er in Schande, wie ich zu glauben veranlaßt wurde? Sagen Sie mir ein Wort des Trostes, wenn Sie können."

„Schlagen Sie sich solche Gedanken aus dem Sinne, Sir Edmund. Ihr Sohn ist bei Ihnen verleumdet worden. Er lebt zwar verborgen, aber, wie ich fest glaube, ohne Grund und bloß aus übelverstandenem Stolze. Kein Flecken haftet an ihm, ich verpfände Ihnen mein Wort dafür!"

„Gott sei Dank!" rief Sir Edmund, indem er seine Hände zusammenschlug.

„Ich habe mich gegen ihn nicht zu Verschwiegenheit verpflichtet," fuhr Gerald fort, „obwohl ich es ihm überlassen wollte, seine eigene Geschichte zu erzählen. Da Sie nun bereits Vieles wissen, so kann ich Ihnen erklären, was in Edmund's Benehmen auffallend erscheint. Aber geschähe dies nicht besser morgen?"

„Nein, nein, jetzt, in diesem Augenblick! Ich kann nicht schlafen, bis ich es weiß.“

Gerald gab nun Sir Edmund einen kurzen Bericht über die Heirath seines Sohnes, den Tod seiner Gattin und alle damit in Verbindung stehenden Begebenheiten.

Als er geendet hatte, drückte der Kranke ihm dankbar die Hand. „Gerald,“ sagte er, „morgen müssen Sie nach Birlington eilen und meinen Sohn meiner vollen, rückhaltlosen Verzeihung versichern. Sagen Sie ihm,“ hier zitterte seine Stimme, „daß sein unglücklicher Vater in ihm alles verlor, was die Welt ihm Freudiges bieten konnte, und daß das Leben nur erst Werth für ihn hat, da er ihn wiedergefunden. Sagen Sie ihm, daß sein Kind mir ein zweiter Sohn sein werde, der Sohn meines Alters. Sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn immer geliebt habe und daß er von nun an niemals Grund haben werde, es zu bezweifeln ..... Wollen Sie mir diesen Gefallen erweisen?“

„Gewiß, ich will es; ich will ihm alles sagen!“

„Und nun noch eine Frage, Gerald: wo bin ich?“

„Sie sind bei uns; aber ich habe nach Ihrem Bedienten gesandt, weil ich dachte, Sie würden sich lieber von ihm bedienen lassen.“

„Ich bin unter dem Dache Ihres Vaters? Und ihn habe ich diesen Morgen beleidigt! Ich muß sogleich mit ihm sprechen.“

„Mein Vater wünscht sehr, Sie zu sehen, aber er fürchtet, es möchte Ihnen schaden.“

„Nein, lassen Sie ihn kommen; ich kann mich dann im Frieden mit aller Welt zur Ruhe legen.“

Die Zusammenkunft war kurz und herzlich. Sir Edmund bat Herrn Poyers um Verzeihung wegen der Beleidigung, die er ihm zugefügt hatte, und letzterer bedauerte nur, daß Sir Edmund ihm damit zuvorkomme. So endigte dieser christliche Zweikampf — um den Ruhm, seinen Bruder zuerst um Verzeihung zu bitten! So wurde Genugthuung gegeben und angenommen, nicht nach dem Brauche der Welt, sondern nach der Vorschrift jenes Königthums, wonach die Welt gerichtet wird, und das dem Demüthigen als Erbtheil zufallen soll.

Die fürchterliche Nachricht, welche Sir Edmund's auflebende Hoffnungen vernichten sollte, gelangte nicht so bald bis zu ihm, da Alice voraussetzte, ihr Vater sei bei Oberst Stanhope. Der Bote, welcher den Brief zu überbringen hatte, kam im Laufe des Nachmittags auf dem Gute des Letztern an, gab ihn ab und entfernte sich, da er selbst mit dem Inhalte seiner Botschaft ganz unbekannt war. Oberst Stanhope war noch nicht zurückgekehrt; er und Sir Edmund wurden aber zum Mittagstische erwartet. Der Bediente legte deshalb den Brief in Sir Edmund's Zimmer, und Niemand dachte mehr daran.

Am nächsten Morgen in aller Frühe kam ein zweiter Bote mit einem Briefe an Oberst Stanhope, in welchem ein Billet für Sir Edmund eingeschlossen war. Alice bat den Erstern, ihrem Vater die traurige Nachricht beizubringen, indem sie voraussetzte, daß ihr frühe-

rer Brief durch irgend einen Zufall ihm nicht zugekommen sei. Oberst Stanhope brach sogleich nach Broughton-Castle auf, wo er den mörderischen Angriff auf Sir Edmund und dessen Rettung erfuhr. Voll Trauer ritt er nun nach Melton-Grove, um seine schmerzliche Sendung zu vollführen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Gefangene.

Kate Wilders war unter der Beschuldigung eines an Edmund Vane verübten Mordes in das Gefängniß zu Birlington gebracht worden. Das bei ihr vorgefundene Gift, welches, zufolge der gerichtlichen Erhebung des Thatbestandes, von derselben Gattung war, wie das im Theetopfe entdeckte, ihre Flucht und ihr Benehmen, als sie zum Bewußtsein zurückkehrte, — alle diese Umstände bezeichneten sie als die Mörderin. Dazu kam das Zeugniß Alice's über das, was sie von ihrem Bruder über Kate's vorausgegangenes Benehmen vernommen hatte, und über ihre Drohung, daß er bereuen würde, sie entlassen zu haben, so wie endlich ihr verdächtiges Betragen gegen Alice selbst. Kate's Ausrufungen im Pächterhause erschienen wie ein Bekenntniß, daß sie die schwarze That verübt habe, obgleich sie dies nachher standhaft leugnete. Dennoch verschwieg sie den wahren Hergang der Sache, — die einzige Erklärung, welche ihr in Beziehung auf das Gift von Nutzen sein konnte.

Sie behauptete, das Pulver in der Küche in einem Schränkchen gefunden und für Soda gehalten zu haben; weil das Wasser hart gewesen, habe sie etwas in den Theetopf geworfen, damit der Thee besser anziehe. Stolz war der Grund ihrer Unwahrhaftigkeit. Der Tod schien dem unglücklichen Mädchen weniger schrecklich, als ein Geständniß ihrer thörichten, abgeschmackten Hoffnungen und der Mittel, welche sie angewandt hatte, um ihren Zweck zu erreichen. Oeffentlich am Gerichte sollte es bekannt werden, daß sie, die in ihrem Dorfe den Kopf so hoch getragen, auf die eiteln Versprechungen einer Landstreicherin gehorcht und lächerliche Erwartungen darauf gebaut habe! Konnte sie es ertragen, daß ihre Gespielinnen und sogar William Marsh errathen sollten, sie habe aus diesem Grunde mit ihrem vormaligen Liebhaber gehadert und gebrochen? O, nein! das wäre zu viel Schmach gewesen! Einer solchen Demüthigung konnte sie sich nicht aussetzen. Auch schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, daß man sie wegen eines Verbrechens, zu welchem augenscheinlich kein zureichender Grund vorhanden war, schwerlich verurtheilen würde. Aber was auch die Folge sein mochte, sie war fest entschlossen, ihr Geheimniß zu bewahren, und sie zog es vor, eher ein Gegenstand des Abscheues und der Verwünschung zu werden, als verächtlich mit Fingern auf sich zeigen zu lassen. Ein finsterer und verkehrter Geist schien seit jenem Tage, da sie die Hexe auf dem Hügel besucht, sie zu beherrschen und von Unrecht zu Unrecht zu drängen; um ihr Unglück zu besiegeln, hatte Ver-

zweiflung an ihrem ewigen Heile sich ihrer Seele bemächtigt.

Außer dem Morde wurde sie noch eines andern Verbrechens beschuldigt: der Entwendung des goldenen Medaillons. Daß Alice das Bild unter der Asche entdeckt hatte und aussagte, was ihr Bruder ihr mitgetheilt: wie Kate Verwirrung gezeigt habe, als über den Diebstahl gesprochen worden, schien wirklich darauf hinzuweisen, daß diese die Diebin sei. Allerdings hatte Kate von Anfang an Verdacht gegen ihre Nebenmagd geäußert, allein dieser Umstand sprach mehr gegen als für sie, da Edmund die Alte als eine sehr achtbare Person geschildert hatte. Es schien demnach, daß Kate mit ihr aus nichtigen Gründen Streit angefangen habe; es war sogar wahrscheinlich, daß ihre einzige Absicht gewesen sei, sich dieselbe vom Halse zu schaffen, weil deren Aufpassen ihr lästig war. Ueber diese alte Frau aber konnte man gar nichts in Erfahrung bringen. Alles was Alice, außer dem von ihrem Bruder der Frau Roach ertheilten guten Zeugnisse, über diese mitzutheilen wußte, war die Angabe, daß sie zu ihren Verwandten zweihundert Meilen von Birlington gereist sei. Alle andern Umstände waren mit Edmund begraben, und sogar Kate wußte nichts von dem gestohlenen Zeugnisse, auf welches hin die Alte in Dienst genommen worden war. Kate war damals viel zu sehr von ihren eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß sie sich um Frau Roach viel bekümmert hätte; und da diese die Vertraute ihrer ehrgeizigen Hoffnungen gewesen war, mochte sie gewiß

keine Aufschlüsse geben, welche zur Entdeckung dieser Person hätten führen können.

Kate hatte die ersten vierundzwanzig Stunden ihrer Einsperrung in dumpfem Schweigen zugebracht. Gegen Abend des zweiten Tages stellten sich Symptome eines Fiebers ein, und in der Nacht redete sie irre und tobte. Wenngleich das Fieber nach kurzer Zeit sich legte, so verblieb sie doch in einem unlenksamen, aufgeregten Zustande. Sie schlug sich oft vor den Kopf, arbeitete mit den Armen um sich, sprang aus dem Bette und wälzte sich wild am Boden. Dann saß sie Stunden lang im Bette und starrte an die Wand, ohne ein Wort zu sprechen.

Während ihrer Krankheit wurde sie häufig von Teresa Vivian besucht. Den Nonnen wurde der Zutritt zum Gefängniß von Seiten der Obrigkeit nicht gestattet; aber Teresa, welche, wie unsere Leser sich erinnern werden, als Lehrerin an der Klosterschule eingetreten, war im Herzen eine „barmherzige Schwester" und nahm sich der unglücklichen Gefangenen liebevoll an. Kate erkannte sie anfangs nicht, und als mit dem Nachlassen des Fiebers das Bewußtsein zurückkehrte, zeigte sie keine Neigung, sich mit ihr zu unterhalten. Sie dankte zwar für ihre Güte, aber Teresa bemerkte leicht, daß ihre Gesellschaft ihr lästig sei. Wenn sie es versuchte, den Gegenstand zu berühren, welcher ihr zumeist am Herzen lag, die Religion, und ihr anrieth, sie möge die Aufsichtsbehörde um die Erlaubniß bitten, daß ein Priester sie besuchen dürfe (denn kein Priester wurde ohne das

ausdrückliche Verlangen eines Gefangenen in's Gefängniß gelassen), so zeigte sich das unglückliche Mädchen sehr erbittert.

„Ich brauche nicht zu beichten!" schrie sie zornig. „Was habe ich zu beichten? Ich bin unschuldig."

„Welcher Mensch ist unschuldig?" fragte Teresa. „Liebe Kate, Sie können sicherlich jene Tage nicht vergessen haben, da die läßlichen Sünden einer einzigen kurzen Woche Ihnen als eine Last erschienen, von welcher befreit zu werden Sie sich sehnten."

Kate gab keine Antwort. Als Teresa sah, daß sie für jetzt ganz unzugänglich sei, hielt sie für besser, ihre Besuche auszusetzen, weil sonst die Gefangene Ueberdruß an ihrem Anblick bekommen und es ihr dadurch unmöglich werden könnte, derselben nützlich zu sein. Sie hoffte, daß vielleicht später eine bessere Gemüthsstimmung bei dem armen Mädchen eintreten würde. Sie sagte ihr daher, sie möge an jedem Tage und zu jeder Stunde, wann sie sie zu sprechen wünsche, zu ihr senden, und nahm Abschied.

In Teresa's Seele jedoch glühte jene Nächstenliebe, welche alles hofft. Sie verdoppelte ihre Gebete für die unglückliche Gefangene; sie bat alle ihre Bekannten, gleichfalls für dieselbe zu beten. Sie opferte gute Werke, h. Messen und Communionen für diesen Zweck auf, und legte das Gelingen vertrauensvoll in die Hände jenes guten Hirten, welcher das verlorene Schäflein aufsucht, bis Er es findet, und es dann freudig auf Seine Schultern nimmt.

Sie behauptete, das Pulver in der Küche in einem Schränkchen gefunden und für Soda gehalten zu haben; weil das Wasser hart gewesen, habe sie etwas in den Theetopf geworfen, damit der Thee besser anziehe. Stolz war der Grund ihrer Unwahrhaftigkeit. Der Tod schien dem unglücklichen Mädchen weniger schrecklich, als ein Geständniß ihrer thörichten, abgeschmackten Hoffnungen und der Mittel, welche sie angewandt hatte, um ihren Zweck zu erreichen. Oeffentlich am Gerichte sollte es bekannt werden, daß sie, die in ihrem Dorfe den Kopf so hoch getragen, auf die eiteln Versprechungen einer Landstreicherin gehorcht und lächerliche Erwartungen darauf gebaut habe! Konnte sie es ertragen, daß ihre Gespielinnen und sogar William Marsh errathen sollten, sie habe aus diesem Grunde mit ihrem vormaligen Liebhaber gehadert und gebrochen? O, nein! das wäre zu viel Schmach gewesen! Einer solchen Demüthigung konnte sie sich nicht aussetzen. Auch schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, daß man sie wegen eines Verbrechens, zu welchem augenscheinlich kein zureichender Grund vorhanden war, schwerlich verurtheilen würde. Aber was auch die Folge sein mochte, sie war fest entschlossen, ihr Geheimniß zu bewahren, und sie zog es vor, eher ein Gegenstand des Abscheues und der Verwünschung zu werden, als verächtlich mit Fingern auf sich zeigen zu lassen. Ein finsterer und verkehrter Geist schien seit jenem Tage, da sie die Hexe auf dem Hügel besucht, sie zu beherrschen und von Unrecht zu Unrecht zu drängen; um ihr Unglück zu besiegeln, hatte Ver=

zweiflung an ihrem ewigen Heile sich ihrer Seele bemächtigt.

Außer dem Morde wurde sie noch eines andern Verbrechens beschuldigt: der Entwendung des goldenen Medaillons. Daß Alice das Bild unter der Asche entdeckt hatte und aussagte, was ihr Bruder ihr mitgetheilt: wie Kate Verwirrung gezeigt habe, als über den Diebstahl gesprochen worden, schien wirklich darauf hinzuweisen, daß diese die Diebin sei. Allerdings hatte Kate von Anfang an Verdacht gegen ihre Nebenmagd geäußert, allein dieser Umstand sprach mehr gegen als für sie, da Edmund die Alte als eine sehr achtbare Person geschildert hatte. Es schien demnach, daß Kate mit ihr aus nichtigen Gründen Streit angefangen habe; es war sogar wahrscheinlich, daß ihre einzige Absicht gewesen sei, sich dieselbe vom Halse zu schaffen, weil deren Aufpassen ihr lästig war. Ueber diese alte Frau aber konnte man gar nichts in Erfahrung bringen. Alles was Alice, außer dem von ihrem Bruder der Frau Roach ertheilten guten Zeugnisse, über diese mitzutheilen wußte, war die Angabe, daß sie zu ihren Verwandten zweihundert Meilen von Birlington gereist sei. Alle andern Umstände waren mit Edmund begraben, und sogar Kate wußte nichts von dem gestohlenen Zeugnisse, auf welches hin die Alte in Dienst genommen worden war. Kate war damals viel zu sehr von ihren eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß sie sich um Frau Roach viel bekümmert hätte; und da diese die Vertraute ihrer ehrgeizigen Hoffnungen gewesen war, mochte sie gewiß

keine Aufschlüsse geben, welche zur Entdeckung dieser Person hätten führen können.

Kate hatte die ersten vierundzwanzig Stunden ihrer Einsperrung in dumpfem Schweigen zugebracht. Gegen Abend des zweiten Tages stellten sich Symptome eines Fiebers ein, und in der Nacht redete sie irre und tobte. Wenngleich das Fieber nach kurzer Zeit sich legte, so verblieb sie doch in einem unlenksamen, aufgeregten Zustande. Sie schlug sich oft vor den Kopf, arbeitete mit den Armen um sich, sprang aus dem Bette und wälzte sich wild am Boden. Dann saß sie Stunden lang im Bette und starrte an die Wand, ohne ein Wort zu sprechen.

Während ihrer Krankheit wurde sie häufig von Teresa Vivian besucht. Den Nonnen wurde der Zutritt zum Gefängniß von Seiten der Obrigkeit nicht gestattet; aber Teresa, welche, wie unsere Leser sich erinnern werden, als Lehrerin an der Klosterschule eingetreten, war im Herzen eine „barmherzige Schwester" und nahm sich der unglücklichen Gefangenen liebevoll an. Kate erkannte sie anfangs nicht, und als mit dem Nachlassen des Fiebers das Bewußtsein zurückkehrte, zeigte sie keine Neigung, sich mit ihr zu unterhalten. Sie dankte zwar für ihre Güte, aber Teresa bemerkte leicht, daß ihre Gesellschaft ihr lästig sei. Wenn sie es versuchte, den Gegenstand zu berühren, welcher ihr zumeist am Herzen lag, die Religion, und ihr anrieth, sie möge die Aufsichtsbehörde um die Erlaubniß bitten, daß ein Priester sie besuchen dürfe (denn kein Priester wurde ohne das

ausdrückliche Verlangen eines Gefangenen in's Gefängniß gelassen), so zeigte sich das unglückliche Mädchen sehr erbittert.

„Ich brauche nicht zu beichten!" schrie sie zornig. „Was habe ich zu beichten? Ich bin unschuldig."

„Welcher Mensch ist unschuldig?" fragte Teresa. „Liebe Kate, Sie können sicherlich jene Tage nicht vergessen haben, da die läßlichen Sünden einer einzigen kurzen Woche Ihnen als eine Last erschienen, von welcher befreit zu werden Sie sich sehnten."

Kate gab keine Antwort. Als Teresa sah, daß sie für jetzt ganz unzugänglich sei, hielt sie für besser, ihre Besuche auszusetzen, weil sonst die Gefangene Ueberdruß an ihrem Anblick bekommen und es ihr dadurch unmöglich werden könnte, derselben nützlich zu sein. Sie hoffte, daß vielleicht später eine bessere Gemüthsstimmung bei dem armen Mädchen eintreten würde. Sie sagte ihr daher, sie möge an jedem Tage und zu jeder Stunde, wann sie sie zu sprechen wünsche, zu ihr senden, und nahm Abschied.

In Teresa's Seele jedoch glühte jene Nächstenliebe, welche alles hofft. Sie verdoppelte ihre Gebete für die unglückliche Gefangene; sie bat alle ihre Bekannten, gleichfalls für dieselbe zu beten. Sie opferte gute Werke, h. Messen und Communionen für diesen Zweck auf, und legte das Gelingen vertrauensvoll in die Hände jenes guten Hirten, welcher das verlorene Schäflein aufsucht, bis Er es findet, und es dann freudig auf Seine Schultern nimmt.

Kate war eben so beharrlich im Zurückweisen zeitlicher Hülfe wie in Ablehnung geistlichen Beistandes. Sie verschmähte einen rechtsverständigen Rathgeber; sie wollte keinen Vertheidiger. Wozu? fragte sie. Einem Verbrecher könne der nutzen, sie aber habe ihn nicht nöthig. Sie habe zu ihrer Vertheidigung alles gesagt, was sie zu sagen vermöge; sie könne es nur wiederholen. Sie sei an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen unschuldig, und wenn man sie verurtheile, so werde ihr Blut auf das Haupt ihrer Richter kommen.

Es war einer jener melancholischen, regnerischen Tage, welche Alle, deren Gemüthsstimmung von der Witterung abhängig ist, kleinmüthig und traurig machen, — welche die Erinnerung an die warmen sonnigen Tage des entschwundenen Sommers und Herbstes aus dem Gedächtnisse verwischen, als wenn sie nie gewesen wären und niemals wiederkehrten. Allein was lag der armen Gefangenen daran, ob ein wenig mehr oder weniger Sonnenschein in ihre Zelle drang? Schienen nicht sogar die Sonnenstrahlen ihres Elends zu spotten? — sie riefen ihr Tage und Scenen zurück, an welche sie nur mit Schmerz denken konnte. Dieselbe Sonne schien freundlich auf die Auen ihres heimathlichen Dorfes, wo sie einst im ganzen Stolze ihrer Schönheit als erkorene Maikönigin gesessen hatte. Ach! wie wenig dachte sie in jenen Tagen übermüthigen Glücks an den armen Gefangenen, welcher des Gemeingutes Aller verlustig ist, des Rechtes, die freie Luft des Himmels zu athmen und sich frei unter dessen leuchtendem Gezelte zu ergehen!

Wie that ihr einst der Gedanke so wohl, die Bewunderte und Gefeierte unter ihren Gespielinnen zu sein; und jetzt — welche von ihnen war so gering und so wenig geachtet, daß sie nicht ein Recht gehabt hätte, die arme Kate Wilders zu bemitleiden oder zu verachten? Keine! Aber „die arme Kate" wollte sie nicht genannt sein: Haß war erträglicher als Mitleid, und der Tod sogar besser als Verachtung!

Eine traurige Gesellschaft bewegte sich am Morgen des erwähnten Regentages durch die schmutzigen Straßen von Birlington. Es war dabei ein alter Mann, niedergebeugt unter der Last der Jahre, noch mehr aber durch Kummer; denn noch vor wenigen Monaten sah man ihn, wenn auch langsamen Schrittes, doch mit erhobenem Haupte einherschreiten und Jedem heiter lächelnd in's Gesicht schauen. Er stützte sich jetzt auf ein schlankes, blasses Mädchen, welches schön gewesen wäre, wenn nicht seine unsteten Augen einen abstoßenden Eindruck gemacht hätten. Ihnen folgte eine anständig gekleidete Frau in den mittleren Jahren, welche ein Taschentuch vor das Gesicht hielt; ob sie es that, um Thränen abzutrocknen oder um ihr Gesicht zu verbergen, ist schwer zu sagen. Die drei Personen zeigten einen Schein, der ihnen die Befugniß gab, die gefangene Kate Wilders zu sehen, worauf die Thore des Gefängnisses sich ihnen öffneten. Reichlich flossen die Thränen des alten Mannes beim Eintritt in das Gebäude; das junge Mädchen sah mit ängstlicher Neugierde um sich, und die Frau betheuerte, sie hätte nie in ihrem Leben gedacht,

einen solchen Ort besuchen zu müssen, — eine Bemerkung, welche dem Schließer galt, bei diesem abgehärteten Diener des Gesetzes aber rein weggeworfen war.

Als Kate erfuhr, daß ihre Verwandten kämen, um sie zu besuchen, setzte sie sich aufrecht im Bette, — denn sie war noch nicht so weit hergestellt, um dasselbe zu verlassen, — und nahm die Miene zuversichtlicher Gleichgültigkeit an. Ihr Gesicht behielt diesen Ausdruck sogar bei dem Anblicke des armen alten Mannes, dem eine Thräne nach der andern über die gefurchten, von Krankheit und Kummer eingefallenen Wangen herablief.

„Kate, mein armes Kind!“ rief er, indem er die Arme nach ihr ausstreckte.

Diese mitleidigen Worte waren widerwärtig für Kate; sie wandte ihr Gesicht ab.

„Kate, mein geliebtes Kind, du Freude meines Lebens, sprich doch mit mir! Du bist ja unschuldig, ich weiß es! Dein Großvater konnte dich nie in Verdacht haben. O trauriger Tag, wo ich meine Kate, den Stolz des Dorfes, so erniedrigt sehen muß. Das bricht mein altes Herz!“

„Verschone mich, verschone mich damit!“ sagte Kate, indem sie das Gesicht in den Händen verbarg.

„Dein Großvater ist sehr krank gewesen,“ sagte nun Frau Piper, denn Niemand anders war die dritte Person, „und bloß wegen dieser traurigen Geschichte mit dir, Kate. Uns Allen hat sie vielen Kummer verursacht, abgesehen von der Schande!“

Die Gefangene zog die Hände von den Augen, und

diese blitzten auf ihre Tante mit ihrem ganzen frühern Feuer, zu dem seit kurzem noch eine Art von Wildheit sich gesellt hatte.

Erschrocken fuhr Frau Piper fort: „Gewiß, wir waren sehr betrübt um dich, Kate, wir hatten herzliches Mitleid mit dir. Aber du wirst einsehen, daß es ein großes Uebel für uns Alle war, und ich konnte nicht umhin, es zu sagen."

„Fort mit diesem Weibe!" schrie Kate; „sie ist gekommen, mich zu beschimpfen. Und auch euer Mitleid kann ich nicht ertragen; behaltet es für euch!"

„Mein armes Kind!" seufzte der alte Willicot, indem er versuchte, seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen.

„Laßt mich, laßt mich," kreischte das aufgeregte Mädchen, „ihr Alle seid meine Feinde. Du bist mir feind!" rief sie, ihre Tante finster anstarrend. „Du hast mich beneidet in den Tagen meines Glücks, als ich dir Ehre machte, und nun tröstest du dich damit, mich verachten zu können, da du meinst, ich mache dir Schande! Du bist auch mein Feind," fuhr sie den alten Willicot an, „ja, ja, mein schlimmster Feind; ich habe es zu meinem Schaden erfahren. Mein Untergang und meine Schmach kommen über dich."

„Gütiger Himmel!" schrie der alte Mann und sank mit zerissenem Herzen der Frau Piper in die Arme. Voll Schrecken über die Heftigkeit ihrer Nichte zog diese ihn bei Seite und setzte ihn auf einen Stuhl. Mit=

leidig suchte sie den alten Mann durch die Versicherung zu trösten, Kate sei nicht bei Sinnen und rede irre.

Kate wußte wirklich nicht, was sie that. Ihr Verstand war zwar nicht zerrüttet, aber ihr Gemüth hatte das Gleichgewicht verloren; wilde Leidenschaften beherrschten sie ganz und gar.

„Wie kannst du so mit deinem Großvater sprechen?“ flüsterte Ellen, welche sich über sie beugte, während Frau Piper den alten Mann zu trösten suchte.

„Es ist ja wahr, Ellen,“ sagte Kate in traurigem und doch trotzigem Tone. „Seine Nachsicht hat mich zu Grunde gerichtet. Ich habe es gesagt, und dabei bleibt's.“

Ellen sah ihre Schwester in schweigendem Staunen an; sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Trost hatte sie ihr nicht zu bieten, denn ihr Herz war eben so traurig wie das der Gefangenen. Das also war das Ende all' ihrer eiteln Träume!

„Kate,“ fragte sie endlich, „bist du schuldig?“

„Nein,“ antwortete Kate, „nicht in der Art schuldig, wie man glaubt; aber man wird mir den Proceß machen und mich vielleicht verurtheilen, und ....“

Ellen's blasse Wangen wurden noch bleicher. „O, sag' es nicht, Kate,“ flehte sie, „sprich es nicht aus!“

Kate zog ihre Schwester näher an sich. „Du wirst vor dem Gerichtshofe Zeugniß abzulegen haben,“ sagte sie. „Ellen, versprich mir Eines: so wahr du mich liebst, sage nicht eine Silbe von — du weißt schon, von was.“

„Von den Versprechungen der Wahrsagerin?“ fragte Ellen.

„Ja, — nicht ein Wort von meinen Hoffnungen, Ellen! Ich würde vor Scham sterben. Versprich mir das, wenn du mich liebst!“

„Ich verspreche es,“ antwortete Ellen, welche nur allzu geneigt war, zu verschweigen, was ihr selbst so wenig zur Ehre gereichte. „Die Alte ist nun todt und kann nichts mehr davon sagen.“

Ellen sprach nicht mehr, und der alte Willicot schickte sich auf den Rath der Frau Piper an, das Zimmer zu verlassen. Seine Augen waren halb geschlossen und er griff mit der Hand umher, um seine Enkelin zu suchen, daß sie ihm eine Stütze sei. Trauriger als sie gekommen waren, verließen die unglücklichen Leute das Gefängniß.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Schuldig oder nicht schuldig?

„O, das muß endlich Papa mit Gerald sein!“ rief Gertrude aus und sprang zum zehnten Male auf, um an's Fenster zu eilen.

„Du bist schon so oft am Fenster gewesen, Gertrude,“ ermahnte sie Mary; „kannst du denn nicht ruhig sein, oder wenigstens Andere in Ruhe lassen? Ich wollte, Miß Vivian wäre noch hier!“

„Aber dies Mal bin ich gewiß, daß sie es sind!“ entgegnete Gertrude. „Ich höre die Räder, — und jetzt sehe ich auch den Wagen.“

„Nun aber bitte ich dich, liebe Gertrude, bleibe, wo du bist; du weißt, Papa und Gerald mögen nicht leiden, daß du in solch’ aufgeregtem Zustande hinab an’s Thor rennst.“

„Aber ich bin so begierig zu hören.....“

„In einer Minute wirst du alles erfahren.“

Der Wagen hielt an, und bald hörte man Gerald die Treppe heraufkommen, während Herr Ponyers noch dem Kutscher einen Auftrag gab.

„Nun?“ riefen beide Schwestern, als Gerald hereintrat, und sprangen ihm entgegen. Der Ausdruck ängstlicher Erwartung auf Mary’s Gesicht bewies, daß sie eigentlich nicht weniger begierig auf seine Nachrichten war, als ihre lebhaftere Schwester.

„Kinder, alles ist vorbei — schuldig!“

Gertrude brach in Thränen aus. „Wird sie gehängt werden? O, wie schrecklich!“

„Sie ist zum Tode verurtheilt,“ antwortete ihr Bruder, indem er sich niedersetzte. „Aber das Schrecklichste ist ihre Unbußfertigkeit. Ich habe nie einen traurigern Anblick gehabt. Hier kommt der Vater; er wird euch dasselbe sagen.“

„Du glaubst also, daß sie schuldig ist?“ fragte Gertrude, noch immer weinend.

„Sie konnte nichts zu ihrer Vertheidigung vorbringen,“ erzählte Gerald, „nichts, als daß sie immer die

handgreifliche Unwahrheit wiederholte, sie habe das Gift für Soda gehalten. Auch konnte sie keinen befriedigenden Grund angeben, warum sie an jenem Morgen aus dem Hause floh. Sie sagte, sie habe den Kopf verloren und nicht gewußt, was sie thue; aber sie betheuerte ihre Unschuld an dem Morde mit Heftigkeit, in der leidenschaftlichsten Weise."

„Bemerktest du, Gerald," fragte sein Vater, „den Blick voller Verachtung, der aus ihren Augen schoß, als von dem Medaillon die Rede war? Dieser Blick drängte mir die Ueberzeugung auf, daß sie nicht die Diebin sei, oder daß, wenn sie es war, sie das Kleinod nicht wegen seines Geldwerthes entwendete. Liebe Gertrude," fügte er bei, indem er sich an sein Töchterchen wandte und es küßte, „es wäre besser, wenn du nun ruhig auf dein Zimmer gingest und für die arme Verurtheilte beten wolltest; dies würde nützlicher sein, als alle diese Thränen und diese Aufregung."

„Was meint ihr wohl," fragte Mary, als ihre Schwester weggegangen war, „was kann ihre Absicht gewesen sein bei diesem fürchterlichen Morde?"

„Ich glaube, es war Rache wegen unerwiederter Liebe," versetzte Gerald. „Es scheint kein anderer Beweggrund möglich."

„Aber wie mag sie sich die Idee in den Kopf gesetzt haben, daß Herr Vane an sie denken könne?" entgegnete Mary.

„Es erscheint allerdings schwer begreiflich," gab Gerald zu; „aber ich kann mir wohl vorstellen, was sie da-

zeigten Theilnahme und Mitleid für sie. Als sie und Sir Edmund in den Sitzungssaal traten, war der Eindruck außerordentlich; an der plötzlich eintretenden Stille konnte man die Tiefe der Achtung ermessen, welche das Publicum ihrem großen Schmerz entgegenbrachte."

„Ich glaube, es war Eifersucht, was Kate verleitete, das Miniaturbild zu entwenden und Alice zu bedrohen," sagte Mary; „sie hielt wohl zuerst das Urbild des Portraits und hernach Alice für ihre Nebenbuhlerin."

„Es sind gute Gründe für die Annahme vorhanden, daß sie eifersüchtig war," bemerkte Herr Poyers; „doch ist es keineswegs bewiesen, daß Kate das Medaillon gestohlen oder den Gedanken gehabt habe, Alice zu ermorden. Für keinen dieser beiden Punkte sprechen genügende Angaben; nicht einmal die Absicht, Alice zu beleidigen, ist als ausgemacht zu betrachten. Doch hatten diese Umstände in Verbindung mit andern ihr Gewicht, da alle nach derselben Richtung zielten."

„Aber Alice hat doch geglaubt, Kate habe die Absicht gehabt, sie zu ermorden?" sagte Mary.

„Sie meinte es, das ist wahr," antwortete Herr Poyers. „Sie erwachte nämlich plötzlich aus dem Schlafe, und erschrack, als sie das Mädchen erblickte, welches, ein Messer in der Hand haltend, sie finster ansah; inzwischen ist Alice eine sehr furchtsame und reizbare Person. Fern sei es von mir, sie einer Uebertreibung beschuldigen zu wollen in einem Falle, wo es sich um das Leben eines Mitmenschen handelte, und wo sie auf ihren Eid aussagte; aber dennoch kann ich nicht einsehen, und auch

Andere vermochten es nicht, daß ihr Zeugniß mehr beweise, als eben: daß des Mädchens Benehmen sie beunruhigt hat. Wenigstens scheint Kate keine Drohung ausgesprochen zu haben. Die Furchtsamkeit unserer lieben Freundin war gewiß ein großes Unglück; ohne sie tadeln zu wollen, muß ich es doch bedauern. Ich wüßte eine andere junge Dame, deren Seelenstärke und Nächstenliebe die Probe bestanden hätte, und die vielleicht Kate's Retterin geworden wäre."

„O, Vater, Sie sind zu hart gegen dies arme Mädchen," rief Gerald, in dessen Miene sich eine gewisse Unbehaglichkeit spiegelte. „Erwägen Sie die ungewöhnlichen Umstände, in welchen Alice sich befand, und wie sehr ihre Erziehung und Lebensweise darauf berechnet war, ihre natürliche Furchtsamkeit zu nähren."

„Ich bringe das in Anschlag; darum tadele ich sie auch nicht; aber ich sage nochmals, ich kenne Eine, welche ganz anders gehandelt haben würde."

„Sie meinen Miß Vivian, nicht wahr, Papa?" fragte Mary.

„Ja wohl. Teresa hätte weniger ihre eigene Gefahr im Auge gehabt, als jene, in welche Kate ihre unsterbliche Seele stürzte, indem sie von ihrer Leidenschaftlichkeit sich hinreißen ließ. Ich bin überzeugt, Teresa würde nicht aus dem Zimmer gelaufen sein; sie würde es sicherlich nicht verlassen haben, ohne daß ihre milde Nächstenliebe das Herz des unglücklichen Mädchens besänftigt und das verhängnißvolle Geheimniß ihr entlockt hätte."

Gerald schwieg. Er wußte, daß sein Vater — wenn-

gleich er sich enthalten hatte, seine Meinung zu äußern, so lange das Verhältniß zwischen Gerald und Alice bestand — immer der Ansicht gewesen war, es fehle seiner Geliebten an Charakterstärke und moralischem Muthe, und sie besitze mehr Weichheit und Zartgefühl, als energische Nächstenliebe. Vielleicht fühlte Gerald in seinem Innern, daß sein Vater Recht habe. Von dem Augenblicke an, da Alice durch eine schwache und zweideutige Handlungsweise einen Theil seiner Hochachtung verwirkte, hatte er entschlossenere Anstrengungen gemacht, sie aus seinem Herzen zu verbannen und jeden Schmerz über ihren Verlust zu unterdrücken. Jahre des Aufschubs würden ihn nicht geändert haben; seine Standhaftigkeit und seine Zärtlichkeit wären unter allen Umständen probehaltig befunden worden. Aber Gerald hatte eine vollkommene Herrschaft über seine Gefühle; sein Wille war fest, und da er sich ein Mal vorgenommen hatte, nicht mehr zu lieben, so war bei ihm der Sieg weder zweifelhaft noch fern. Dennoch versiegelte zarte Rücksicht auf die Neigung, welche sein Herz einst gehegt hatte, ihm die Lippen; auch nur ein Wort der Mißachtung zu äußern gegen sie, die seinem Herzen einst so theuer gewesen, war ihm unmöglich.

Nach einer kurzen Pause sagte er: „Mary, ich brauche dir kaum zu sagen, daß es nicht gut wäre, mit Gertrude über alle diese Einzelheiten zu sprechen. Sie hat ein liebevolles Herz, aber sie hat auch einen guten Theil krankhafter Neugierde und ist dabei so leicht aufgeregt.“

„Das war auch der Grund, warum ich sie wegschickte,“ bemerkte der Vater. „Ich finde, daß du ganz Recht hast,

Gerald; von dieser Sache muß nicht mehr gesprochen werden. Wir wollen uns Alle vornehmen, für die Bekehrung dieser armen Seele nicht nur zu beten, sondern auch für diesen Zweck in den nächsten Tagen alle unsere guten Werke aufzuopfern. Dies wird besser sein, als ihre Sünden und Leiden zum Gegenstand unnützen Geplauders zu machen. Ich werde bei dem Abendgebete auch dem Hausgesinde sagen, daß sie Alle es so halten."

„Ich bin überzeugt, daß unten von nichts Anderm gesprochen wird," sagte Gerald. „Burton, der mit uns war, wird eine lange Geschichte zu erzählen haben und begierige Ohren dafür finden; und dann wird die Sache immer und immer wieder durchgesprochen."

„Dem will ich, wo möglich, zuvorkommen," sagte Herr Poyers. „Ich werde ihnen auseinandersetzen, wie gering der Unterschied zwischen der Vorliebe für solche Klatscherei und jener verwerflichen Sucht nach Aufregung ist, welche unser Volk in Schaaren zum Anblicke einer Hinrichtung herbeilockt."

Teresa Vivian war einige Zeit krank und genöthigt gewesen, das Bett zu hüten. Sie war nun in der Genesung begriffen, durfte aber noch nicht ausgehen. Am Morgen nach Kate's Verurtheilung beschloß sie aber, die Vorschrift des Arztes außer Acht zu lassen. Jetzt war keine Zeit zu Gesundheitsrücksichten, da eine Seele in so dringender Gefahr schwebte und noch etwas gethan werden konnte, sie zu retten! So kleidete denn Teresa sich an und begab sich in's Gefängniß, nachdem sie einen Zulassungsbefehl ausgewirkt hatte. Auf dem Wege dahin

wurden ihre Ohren schmerzlich zerrissen durch die Stimmen der Zeitungs-Verkäufer, wovon einer den andern überschrie. „Getreuer Bericht über die Verurtheilung der Katharina Wilders wegen eines heimtückischen und schauerlichen Mordes, verübt an dem hochwohlgeborenen Herrn Edmund Vane, Sohn und Erbe Sir Edmund Vane's, Baronet, auf Broughton-Castle" hieß es, während das Bildniß der Verbrecherin und die Darstellung des Herganges der Mordscene, ob wahr oder erdichtet, überall ausgeboten wurden. Gaffende Mägde, Bäckerjungen, Handwerker, dürftige Hausmütter und sogar armer Leute Kinder, deren junge Augen auf ganz andern Bildern hätten weilen sollen, warfen um die Wette ihre Pfennige hin, um dieses Zeug zu kaufen. Auf die Kinder sah Teresa mit ganz besonderm Mitleid, und da sie immer einen kleinen Vorrath frommer Bilder zur Vertheilung bei sich hatte, so gelang es ihr bei vielen, eine häßliche Darstellung Kate's, wie sie auf der Landstraße aufgefunden wurde oder wie sie mit rollenden Augen und geschwungenem Messer auf die schlafende Alice losstürzte, gegen ein liebliches Bild der Krippe zu Bethlehem, mit Maria, Joseph und den anbetenden Hirten, oder gegen eine rührende Abbildung der Kreuzigung umzutauschen. Sie bot zwei für eins; so war der Handel bald geschlossen. Teresa eilte die Straße hinab, vergnügter über ihren erfolgreichen Tausch, als je ein anderer Wucherer über seinen ungerechten Gewinn sein konnte; sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als sie ihre sonderbaren Errungenschaften in die Tasche steckte. „Die Schwestern

werden lange rathen müssen, sagte sie bei sich selbst, bis sie herausbringen, was ich da bei mir habe." Bald kam sie beim Gefängniß an, und alle ihre Gedanken gingen auf in dem einen an die unglückliche Seele in diesen Mauern, deren Tage und Stunden gezählt waren.

Als sie in die Zelle trat, saß das bedauernswerthe Mädchen auf ihrer Pritsche; ihre Augen starrten wild in's Leere oder schienen vielmehr auf irgend einen schrecklichen Gegenstand gerichtet, der weit jenseit der engen Grenzen der Gefängnißmauer liegen mochte. Teresa war betroffen über die auffallende Veränderung, welche seit ihrem letzten Besuche in dem Aeußern Kate's vorgegangen war. Der Schließer hatte ihr gesagt, daß die Gefangene am Morgen jede Nahrung zurückgewiesen habe, und die unberührt dastehende Mahlzeit zeugte für die Thatsache.

Kate stieß, als sie den Besuch sah, einen Laut aus, der halb Schrei, halb Seufzer war. „Es ist zu spät!" schrie sie dann, „zu spät! — Man will mich nicht anhören, und doch bin ich unschuldig! Ich habe es ja gesagt, und wenn man mich zurückführt vor die Richter, so will ich es beweisen. O, verschaffen Sie mir nur einen Aufschub von wenigen Tagen! Ich werde sterben, und die Welt wird meiner los sein, ohne daß man nöthig hat, mich vor dem schimpfenden Pöbel herumzuzerren! Ha! ich sehe es, jedes Auge ist auf mich gerichtet, jeder Finger zeigt auf mich, und das Ende von allem, der einzige Ausweg ist — der Galgen!" Erstaunt blickte sie auf, als sie fühlte, wie Teresa's Arme sich zärtlich um ihren

Nacken schlangen, und Thränen auf ihr Gesicht herabträufelten. „Sie umarmen eine Mörderin, auf welche alle Welt mit Abscheu sieht?" fragte die Gefangene.

„Ich umarme ein Geschöpf, dem Jesus Christus Seine Arme entgegenstreckt! Soll ich nicht lieben, was Er liebt, und so sehr liebt, daß Er aus Liebe dafür gestorben ist?"

„Er liebt mich nicht mehr," sagte Kate traurig, aber mit mehr Milde, als sie seit ihrer Einkerkerung je gezeigt hatte. „Ich habe Ihn zu sehr beleidigt, — ja, gegen Ihn habe ich gesündigt! Ich gab Ihn auf an jenem unglückseligen Tage, und der böse Feind hat von mir Besitz genommen." Verzweiflung malte sich in ihren Blicken. „Hat es nicht schon Leute gegeben," fuhr sie fort „die ihre Seele dem Teufel verkauft haben?"

„Ja," versetzte Teresa, „ich habe von solchen Leuten gehört, und auch davon, wie sie durch die Barmherzigkeit Gottes befreit wurden, nachdem sie sich vom Teufel losgesagt. Ist Gott nicht der Stärkere von Beiden, und liebt Er uns nicht unendlich mehr, als der böse Feind uns hassen kann? Ja, liebe Kate, unsere Sünden geben uns Anspruch auf Seine Verzeihung und auf Seine Liebe. Wie innig liebt Er jene, für welche Er so viel gelitten hat! Liebte Er nicht die bereuende Magdalena? Und wie zärtlich liebte Er sie! Nach Seiner gebenedeiten Mutter dachte Er zunächst an sie, ihr die Freude über Seine Auferstehung zu bereiten, — und nicht von einem, sondern von sieben Teufeln war sie besessen gewesen!"

Kate schwieg. Aber es war nicht mehr jenes grollende

Schweigen, das sie so lange bewahrt hatte; sie wurde nun ruhig, sogar freundlich. Teresa's liebevolles Wesen hatte die rechte Saite in ihrem Herzen angeschlagen.

Teresa hatte sich zu ihr an's Bett gesetzt. „Hier, theuere Schwester," sagte sie, indem sie liebevoll sie unterstützte, „lehnen Sie Ihren Kopf an meine Schulter und sagen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben. Erzählen Sie mir all' Ihren Kummer, und ich will mit Ihnen weinen."

Kate brach in Thränen aus und warf sich an Teresa's Brust. „O wie gütig sind Sie!" stammelte die Arme. „Warum habe ich nicht früher gesprochen? Es hätte mir vielleicht nützen können. Aus Stolz übergab ich dem Teufel zuerst meine Seele, aus Stolz habe ich ihm jetzt auch mein elendes Leben hingegeben."

„Nun ist der Contract mit dem Teufel gebrochen, liebe Kate!" rief Teresa freudig; „denn Sie geben Ihren Stolz auf, indem Sie ihn erkennen."

„Ist er wirklich gebrochen? — Aber nun ist es zu spät, um mich zu retten."

„Nicht zu spät, um alles zu retten, was werthvoll ist — die Seele," versetzte Teresa. „O, daß ich für Sie sterben könnte und Sie leben möchten!"

Kate sah sie an und las auf ihrer glühenden Wange und in ihrem strahlenden Auge die Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Worte.

„Sie wollten sterben für mich?" fragte Kate gerührt; „Dann will ich Ihnen alles sagen." Ihren Kopf an

„Aber dies Mal bin ich gewiß, daß sie es sind!" entgegnete Gertrude. „Ich höre die Räder, — und jetzt sehe ich auch den Wagen."

„Nun aber bitte ich dich, liebe Gertrude, bleibe, wo du bist; du weißt, Papa und Gerald mögen nicht leiden, daß du in solch' aufgeregtem Zustande hinab an's Thor rennst."

„Aber ich bin so begierig zu hören....."

„In einer Minute wirst du alles erfahren."

Der Wagen hielt an, und bald hörte man Gerald die Treppe heraufkommen, während Herr Ponyers noch dem Kutscher einen Auftrag gab.

„Nun?" riefen beide Schwestern, als Gerald hereintrat, und sprangen ihm entgegen. Der Ausdruck ängstlicher Erwartung auf Mary's Gesicht bewies, daß sie eigentlich nicht weniger begierig auf seine Nachrichten war, als ihre lebhaftere Schwester.

„Kinder, alles ist vorbei — schuldig!"

Gertrude brach in Thränen aus. „Wird sie gehängt werden? O, wie schrecklich!"

„Sie ist zum Tode verurtheilt," antwortete ihr Bruder, indem er sich niedersetzte. „Aber das Schrecklichste ist ihre Unbußfertigkeit. Ich habe nie einen traurigern Anblick gehabt. Hier kommt der Vater; er wird euch dasselbe sagen."

„Du glaubst also, daß sie schuldig ist?" fragte Gertrude, noch immer weinend.

„Sie konnte nichts zu ihrer Vertheidigung vorbringen," erzählte Gerald, „nichts, als daß sie immer die

handgreifliche Unwahrheit wiederholte, sie habe das Gift für Soda gehalten. Auch konnte sie keinen befriedigenden Grund angeben, warum sie an jenem Morgen aus dem Hause floh. Sie sagte, sie habe den Kopf verloren und nicht gewußt, was sie thue; aber sie betheuerte ihre Unschuld an dem Morde mit Heftigkeit, in der leidenschaftlichsten Weise."

„Bemerktest du, Gerald," fragte sein Vater, „den Blick voller Verachtung, der aus ihren Augen schoß, als von dem Medaillon die Rede war? Dieser Blick drängte mir die Ueberzeugung auf, daß sie nicht die Diebin sei, oder daß, wenn sie es war, sie das Kleinod nicht wegen seines Geldwerthes entwendete. Liebe Gertrude," fügte er bei, indem er sich an sein Töchterchen wandte und es küßte, „es wäre besser, wenn du nun ruhig auf dein Zimmer gingest und für die arme Verurtheilte beten wolltest; dies würde nützlicher sein, als alle diese Thränen und diese Aufregung."

„Was meint ihr wohl," fragte Mary, als ihre Schwester weggegangen war, „was kann ihre Absicht gewesen sein bei diesem fürchterlichen Morde?"

„Ich glaube, es war Rache wegen unerwiederter Liebe," versetzte Gerald. „Es scheint kein anderer Beweggrund möglich."

„Aber wie mag sie sich die Idee in den Kopf gesetzt haben, daß Herr Vane an sie denken könne?" entgegnete Mary.

„Es erscheint allerdings schwer begreiflich," gab Gerald zu; „aber ich kann mir wohl vorstellen, was sie da-

zu verleitet haben mag, nämlich: Edmund's Leben in dieser geheimnißvollen Zurückgezogenheit und seine unverständige Idee, durch Wiedereinführung veralteter Gebräuche ein patriarchalisches Verhältniß mit seinen Dienstboten herzustellen. Solche Grillen wurden ohne Zweifel von diesem eiteln, unseligen Geschöpfe gänzlich mißverstanden. Nebenbei bemerkt, jener Bursche, der Gregory, hatte bei seinen Antworten augenscheinlich die Absicht, ein unvortheilhaftes Licht auf Edmund's Sittlichkeit zu werfen. Aber mit welchem Blicke Sir Edmund ihn ansah! Ich meinte, der Blick hätte ihn zu Boden schmettern müssen, wäre er nahe genug gewesen, denselben zu sehen. Gregory ist ein erbärmlicher Mensch. Da Sir Edmund ihm den Laufpaß gegeben, so hält er es nicht länger für nöthig, irgend eine Rücksicht zu beobachten, und läßt nun seinem Groll gegen Edmund, der ihn nie leiden mochte, den Zügel schießen."

„Aber dein Zeugniß, Gerald," entgegnete sein Vater, „muß jeden derartigen Eindruck verwischt haben."

„In diesem Punkte könnte ich mit meinem Leben für Edmund einstehen. Gregory's Zeugniß übrigens war, abgesehen von jenen schmählichen Hindeutungen, ohne Zweifel ganz wahr und zeigte, daß das Mädchen entweder in der Täuschung befangen war, ihr Herr interessire sich für sie, oder wenigstens aus Eitelkeit diese Meinung bei Andern hervorzubringen wünschte."

„Ich kann nicht glauben, daß es bei ihr im Kopfe ganz richtig sei," bemerkte Mary.

„Mir ist der gleiche Gedanke gekommen," versicherte Gerald.

„Wenn dem so wäre, würde dies keinen Grund zur Begnadigung an die Hand geben?" fragte seine Schwester begierig.

„Wenn ich sage, es ist nicht richtig in ihrem Kopfe, so will ich damit nicht sagen, daß ich sie für wahnsinnig und somit für nicht zurechnungsfähig halte."

„Es ist unmöglich, Mary," sagte ihr Vater, „in diesem Falle eine solche Grenzlinie zu ziehen, da das Verbrechen mit Vorbedacht begangen und keine Spur wirklichen Wahnsinns vorhanden ist. Die Leidenschaft scheint zwar oft das Gemüth übermächtig zu beherrschen, den Verstand zu verdunkeln und die Selbstbestimmung des Willens zu hemmen. Allein da dies nur ein Schritt auf der Bahn moralischer Entartung ist, so hieße es den schrecklichsten Mißbräuchen Thür' und Thor öffnen, wenn man Leidenschaft als Entschuldigung für Verbrechen zuließe. Es wäre gleichsam ein Zugeständniß der Nothwendigkeit des Lasters."

„Sie erwartete sicherlich ihre Verurtheilung nicht," sagte Gerald. „All' ihr Muth und ihr Stolz verließen sie, als sie den Urtheilsspruch vernahm. Sie betheuerte mit lautem Geschrei ihre Unschuld und fiel dann in fürchterliche Krämpfe."

„Alice's Aussage trug viel zu ihrer Verurtheilung bei," erzählte Herr Poyers.

„Arme Alice!" seufzte Gerald, „ich glaubte, sie würde die schmerzliche Scene nicht aushalten; alle Anwesende-

zeigten Theilnahme und Mitleid für sie. Als sie und Sir Edmund in den Sitzungssaal traten, war der Eindruck außerordentlich; an der plötzlich eintretenden Stille konnte man die Tiefe der Achtung ermessen, welche das Publicum ihrem großen Schmerz entgegenbrachte."

„Ich glaube, es war Eifersucht, was Kate verleitete, das Miniaturbild zu entwenden und Alice zu bedrohen," sagte Mary; „sie hielt wohl zuerst das Urbild des Portraits und hernach Alice für ihre Nebenbuhlerin."

„Es sind gute Gründe für die Annahme vorhanden, daß sie eifersüchtig war," bemerkte Herr Poyers; „doch ist es keineswegs bewiesen, daß Kate das Medaillon gestohlen oder den Gedanken gehabt habe, Alice zu ermorden. Für keinen dieser beiden Punkte sprechen genügende Angaben; nicht einmal die Absicht, Alice zu beleidigen, ist als ausgemacht zu betrachten. Doch hatten diese Umstände in Verbindung mit andern ihr Gewicht, da alle nach derselben Richtung zielten."

„Aber Alice hat doch geglaubt, Kate habe die Absicht gehabt, sie zu ermorden?" sagte Mary.

„Sie meinte es, das ist wahr," antwortete Herr Poyers. „Sie erwachte nämlich plötzlich aus dem Schlafe, und erschrack, als sie das Mädchen erblickte, welches, ein Messer in der Hand haltend, sie finster ansah; inzwischen ist Alice eine sehr furchtsame und reizbare Person. Fern sei es von mir, sie einer Uebertreibung beschuldigen zu wollen in einem Falle, wo es sich um das Leben eines Mitmenschen handelte, und wo sie auf ihren Eid aussagte; aber dennoch kann ich nicht einsehen, und auch

Andere vermochten es nicht, daß ihr Zeugniß mehr beweise, als eben: daß des Mädchens Benehmen sie beunruhigt hat. Wenigstens scheint Kate keine Drohung ausgesprochen zu haben. Die Furchtsamkeit unserer lieben Freundin war gewiß ein großes Unglück; ohne sie tadeln zu wollen, muß ich es doch bedauern. Ich wüßte eine andere junge Dame, deren Seelenstärke und Nächstenliebe die Probe bestanden hätte, und die vielleicht Kate's Retterin geworden wäre."

„O, Vater, Sie sind zu hart gegen dies arme Mädchen," rief Gerald, in dessen Miene sich eine gewisse Unbehaglichkeit spiegelte. „Erwägen Sie die ungewöhnlichen Umstände, in welchen Alice sich befand, und wie sehr ihre Erziehung und Lebensweise darauf berechnet war, ihre natürliche Furchtsamkeit zu nähren."

„Ich bringe das in Anschlag; darum tadele ich sie auch nicht; aber ich sage nochmals, ich kenne Eine, welche ganz anders gehandelt haben würde."

„Sie meinen Miß Vivian, nicht wahr, Papa?" fragte Mary.

„Ja wohl. Teresa hätte weniger ihre eigene Gefahr im Auge gehabt, als jene, in welche Kate ihre unsterbliche Seele stürzte, indem sie von ihrer Leidenschaftlichkeit sich hinreißen ließ. Ich bin überzeugt, Teresa würde nicht aus dem Zimmer gelaufen sein; sie würde es sicherlich nicht verlassen haben, ohne daß ihre milde Nächstenliebe das Herz des unglücklichen Mädchens besänftigt und das verhängnißvolle Geheimniß ihr entlockt hätte."

Gerald schwieg. Er wußte, daß sein Vater — wenn-

gleich er sich enthalten hatte, seine Meinung zu äußern, so lange das Verhältniß zwischen Gerald und Alice bestand — immer der Ansicht gewesen war, es fehle seiner Geliebten an Charakterstärke und moralischem Muthe, und sie besitze mehr Weichheit und Zartgefühl, als energische Nächstenliebe. Vielleicht fühlte Gerald in seinem Innern, daß sein Vater Recht habe. Von dem Augenblicke an, da Alice durch eine schwache und zweideutige Handlungsweise einen Theil seiner Hochachtung verwirkte, hatte er entschlossenere Anstrengungen gemacht, sie aus seinem Herzen zu verbannen und jeden Schmerz über ihren Verlust zu unterdrücken. Jahre des Aufschubs würden ihn nicht geändert haben; seine Standhaftigkeit und seine Zärtlichkeit wären unter allen Umständen probehaltig befunden worden. Aber Gerald hatte eine vollkommene Herrschaft über seine Gefühle; sein Wille war fest, und da er sich ein Mal vorgenommen hatte, nicht mehr zu lieben, so war bei ihm der Sieg weder zweifelhaft noch fern. Dennoch versiegelte zarte Rücksicht auf die Neigung, welche sein Herz einst gehegt hatte, ihm die Lippen; auch nur ein Wort der Mißachtung zu äußern gegen sie, die seinem Herzen einst so theuer gewesen, war ihm unmöglich.

Nach einer kurzen Pause sagte er: „Mary, ich brauche dir kaum zu sagen, daß es nicht gut wäre, mit Gertrude über alle diese Einzelheiten zu sprechen. Sie hat ein liebevolles Herz, aber sie hat auch einen guten Theil krankhafter Neugierde und ist dabei so leicht aufgeregt."

„Das war auch der Grund, warum ich sie wegschickte," bemerkte der Vater. „Ich finde, daß du ganz Recht hast,

Gerald; von dieser Sache muß nicht mehr gesprochen werden. Wir wollen uns Alle vornehmen, für die Bekehrung dieser armen Seele nicht nur zu beten, sondern auch für diesen Zweck in den nächsten Tagen alle unsere guten Werke aufzuopfern. Dies wird besser sein, als ihre Sünden und Leiden zum Gegenstand unnützen Geplauders zu machen. Ich werde bei dem Abendgebete auch dem Hausgesinde sagen, daß sie Alle es so halten."

„Ich bin überzeugt, daß unten von nichts Anderm gesprochen wird," sagte Gerald. „Burton, der mit uns war, wird eine lange Geschichte zu erzählen haben und begierige Ohren dafür finden; und dann wird die Sache immer und immer wieder durchgesprochen."

„Dem will ich, wo möglich, zuvorkommen," sagte Herr Poyers. „Ich werde ihnen auseinandersetzen, wie gering der Unterschied zwischen der Vorliebe für solche Klatscherei und jener verwerflichen Sucht nach Aufregung ist, welche unser Volk in Schaaren zum Anblicke einer Hinrichtung herbeilockt."

Teresa Vivian war einige Zeit krank und genöthigt gewesen, das Bett zu hüten. Sie war nun in der Genesung begriffen, durfte aber noch nicht ausgehen. Am Morgen nach Kate's Verurtheilung beschloß sie aber, die Vorschrift des Arztes außer Acht zu lassen. Jetzt war keine Zeit zu Gesundheitsrücksichten, da eine Seele in so dringender Gefahr schwebte und noch etwas gethan werden konnte, sie zu retten! So kleidete denn Teresa sich an und begab sich in's Gefängniß, nachdem sie einen Zulassungsbefehl ausgewirkt hatte. Auf dem Wege dahin

wurden ihre Ohren schmerzlich zerrissen durch die Stimmen der Zeitungs-Verkäufer, wovon einer den andern überschrie. „Getreuer Bericht über die Verurtheilung der Katharina Wilders wegen eines heimtückischen und schauerlichen Mordes, verübt an dem hochwohlgeborenen Herrn Edmund Vane, Sohn und Erbe Sir Edmund Vane's, Baronet, auf Broughton-Castle" hieß es, während das Bildniß der Verbrecherin und die Darstellung des Herganges der Mordscene, ob wahr oder erdichtet, überall ausgeboten wurden. Gaffende Mägde, Bäckerjungen, Handwerker, dürftige Hausmütter und sogar armer Leute Kinder, deren junge Augen auf ganz andern Bildern hätten weilen sollen, warfen um die Wette ihre Pfennige hin, um dieses Zeug zu kaufen. Auf die Kinder sah Teresa mit ganz besonderm Mitleid, und da sie immer einen kleinen Vorrath frommer Bilder zur Vertheilung bei sich hatte, so gelang es ihr bei vielen, eine häßliche Darstellung Kate's, wie sie auf der Landstraße aufgefunden wurde oder wie sie mit rollenden Augen und geschwungenem Messer auf die schlafende Alice losstürzte, gegen ein liebliches Bild der Krippe zu Bethlehem, mit Maria, Joseph und den anbetenden Hirten, oder gegen eine rührende Abbildung der Kreuzigung umzutauschen. Sie bot zwei für eins; so war der Handel bald geschlossen. Teresa eilte die Straße hinab, vergnügter über ihren erfolgreichen Tausch, als je ein anderer Wucherer über seinen ungerechten Gewinn sein konnte; sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als sie ihre sonderbaren Errungenschaften in die Tasche steckte. „Die Schwestern

werden lange rathen müssen, sagte sie bei sich selbst, bis sie herausbringen, was ich da bei mir habe." Bald kam sie beim Gefängniß an, und alle ihre Gedanken gingen auf in dem einen an die unglückliche Seele in diesen Mauern, deren Tage und Stunden gezählt waren.

Als sie in die Zelle trat, saß das bedauernswerthe Mädchen auf ihrer Pritsche; ihre Augen starrten wild in's Leere oder schienen vielmehr auf irgend einen schrecklichen Gegenstand gerichtet, der weit jenseit der engen Grenzen der Gefängnißmauer liegen mochte. Teresa war betroffen über die auffallende Veränderung, welche seit ihrem letzten Besuche in dem Aeußern Kate's vorgegangen war. Der Schließer hatte ihr gesagt, daß die Gefangene am Morgen jede Nahrung zurückgewiesen habe, und die unberührt dastehende Mahlzeit zeugte für die Thatsache.

Kate stieß, als sie den Besuch sah, einen Laut aus, der halb Schrei, halb Seufzer war. „Es ist zu spät!" schrie sie dann, „zu spät! — Man will mich nicht anhören, und doch bin ich unschuldig! Ich habe es ja gesagt, und wenn man mich zurückführt vor die Richter, so will ich es beweisen. O, verschaffen Sie mir nur einen Aufschub von wenigen Tagen! Ich werde sterben, und die Welt wird meiner los sein, ohne daß man nöthig hat, mich vor dem schimpfenden Pöbel herumzuzerren! Ha! ich sehe es, jedes Auge ist auf mich gerichtet, jeder Finger zeigt auf mich, und das Ende von allem, der einzige Ausweg ist — der Galgen!" Erstaunt blickte sie auf, als sie fühlte, wie Teresa's Arme sich zärtlich um ihren

Nacken schlangen, und Thränen auf ihr Gesicht herabträufelten. „Sie umarmen eine Mörderin, auf welche alle Welt mit Abscheu sieht?“ fragte die Gefangene.

„Ich umarme ein Geschöpf, dem Jesus Christus Seine Arme entgegenstreckt! Soll ich nicht lieben, was Er liebt, und so sehr liebt, daß Er aus Liebe dafür gestorben ist?“

„Er liebt mich nicht mehr,“ sagte Kate traurig, aber mit mehr Milde, als sie seit ihrer Einkerkerung je gezeigt hatte. „Ich habe Ihn zu sehr beleidigt, — ja, gegen Ihn habe ich gesündigt! Ich gab Ihn auf an jenem unglückseligen Tage, und der böse Feind hat von mir Besitz genommen.“ Verzweiflung malte sich in ihren Blicken. „Hat es nicht schon Leute gegeben,“ fuhr sie fort „die ihre Seele dem Teufel verkauft haben?“

„Ja,“ versetzte Teresa, „ich habe von solchen Leuten gehört, und auch davon, wie sie durch die Barmherzigkeit Gottes befreit wurden, nachdem sie sich vom Teufel losgesagt. Ist Gott nicht der Stärkere von Beiden, und liebt Er uns nicht unendlich mehr, als der böse Feind uns hassen kann? Ja, liebe Kate, unsere Sünden geben uns Anspruch auf Seine Verzeihung und auf Seine Liebe. Wie innig liebt Er jene, für welche Er so viel gelitten hat! Liebte Er nicht die bereuende Magdalena? Und wie zärtlich liebte Er sie! Nach Seiner gebenedeiten Mutter dachte Er zunächst an sie, ihr die Freude über Seine Auferstehung zu bereiten, — und nicht von einem, sondern von sieben Teufeln war sie besessen gewesen!“

Kate schwieg. Aber es war nicht mehr jenes grollende

Schweigen, das sie so lange bewahrt hatte; sie wurde nun ruhig, sogar freundlich. Teresa's liebevolles Wesen hatte die rechte Saite in ihrem Herzen angeschlagen.

Teresa hatte sich zu ihr an's Bett gesetzt. „Hier, theuere Schwester," sagte sie, indem sie liebevoll sie unterstützte, „lehnen Sie Ihren Kopf an meine Schulter und sagen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben. Erzählen Sie mir all' Ihren Kummer, und ich will mit Ihnen weinen."

Kate brach in Thränen aus und warf sich an Teresa's Brust. „O wie gütig sind Sie!" stammelte die Arme. „Warum habe ich nicht früher gesprochen? Es hätte mir vielleicht nützen können. Aus Stolz übergab ich dem Teufel zuerst meine Seele, aus Stolz habe ich ihm jetzt auch mein elendes Leben hingegeben."

„Nun ist der Contract mit dem Teufel gebrochen, liebe Kate!" rief Teresa freudig; „denn Sie geben Ihren Stolz auf, indem Sie ihn erkennen."

„Ist er wirklich gebrochen? — Aber nun ist es zu spät, um mich zu retten."

„Nicht zu spät, um alles zu retten, was werthvoll ist — die Seele," versetzte Teresa. „O, daß ich für Sie sterben könnte und Sie leben möchten!"

Kate sah sie an und las auf ihrer glühenden Wange und in ihrem strahlenden Auge die Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Worte.

„Sie wollten sterben für mich?" fragte Kate gerührt; „Dann will ich Ihnen alles sagen." Ihren Kopf an

Teresa's Busen lehnend, erzählte sie ihr alles; sie verschwieg nichts, und Teresa glaubte ihr.

„Nun, Kate," sagte sie, als das arme Mädchen ihre Erzählung geendet hatte, „Sie haben mir alles erzählt, weil ich für Sie zu sterben wünschte; wollen Sie nun nicht auch alles Ihrem Jesus erzählen, der für Sie wirklich gestorben ist? Und welchen Tod Er starb, — das wissen Sie ja!"

Sanfte Thränen strömten aus des Mädchens Augen.

„Ich werde nach einem Priester senden."

Die Gefangene lispelte ein leises „Ja!"

„Nun aber, liebe Kate, müssen Sie ein wenig essen und trinken .... doch, Sie müssen es thun, schütteln Sie nicht mit dem Kopfe .... mir zu Lieb'."

Teresa fütterte sie, wie ein krankes Kind. Kate war schwach und erschöpft vom Fasten und von der Erschütterung ihres Gemüthes, aber sanft und still, da ihr Herz jetzt von seiner schweren Last befreit war. Sie legte ihren Kopf auf Teresa's Schulter, schloß die müden Augen und fiel in einen ruhigen Schlaf.

Während dieses Werk der Barmherzigkeit Teresa in Anspruch nahm, beschäftigte der gleiche fromme Zweck noch eine andere Person. Gerald konnte nicht ruhen noch rasten, ehe er etwas für die Seele des unglücklichen Mädchens gethan hatte. Die Erinnerung an ihre starre, hartnäckige Miene während der Gerichtsverhandlung und den Schrei des Entsetzens, mit welchem sie ihr Urtheil aufgenommen hatte, — an diesen wilden Schmerz, welcher

verrieth, wie sehr die Natur vor dem Gedanken an einen gewaltsamen Tod zurückschauderte, während die arme Seele am Rande der Ewigkeit noch von dem Teufel der Verstockung besessen war, — verfolgte ihn fortwährend. Wachend dachte er daran, schlafend träumte er davon.

Als der Morgen anbrach, fiel ihm ein Gedanke bei. Kate hatte, wie er wußte, in früherer Zeit ihre religiösen Pflichten niemals vernachlässigt; sie war in der Uebung derselben sogar eifrig gewesen, bevor sie die Stadtschule zu Birlington besuchte, wo oberflächliches Wissen und Scheinbildung als Lockspeise zur Bethörung der untern Klassen gebraucht wurden. Gerald glaubte daher, daß eine Erinnerung an ihr früheres, besseres Leben und an ihre religiösen Uebungen vielleicht dazu dienen könne, ihr Herz zu besänftigen und ihr Gewissen zu rühren. Er machte sich also gleich nach der Messe auf den Weg zur Hütte Willicot's, den er auf dem Krankenlager antraf. Der alte Mann hatte den Todesstoß erhalten; sein Herz war gebrochen. Gerald theilte ihm in zarter Weise seine Absicht mit.

„Da drinnen ist ihr Crucifix, Herr," sagte er; seit jenem Tage, da er seinen verlorenen Liebling im Gefängniß besuchte, hatte er sich nicht mehr getraut, ihren Namen zu nennen. „Ellen, zeige Herrn Gerald den Weg; er kann sich zwar nicht irren, es ist nur das eine Zimmer. . . . Sagen Sie ihr, Herr, ich sei ein thörichter, vernarrter alter Mann gewesen; ich habe meine Pflicht versäumt und gegen sie gesündigt. Ich weiß es nun. . . . Ich trete jetzt vor meinen Gott, wo wir

beide erscheinen müssen .... sie jung und ich alt. Von meinem Todesbette aus beschwöre ich sie, an ihre arme Seele zu denken und zu beichten ... und mir zu verzeihen."

Gerald trat in das anstoßende kleine Zimmer. Da stand der armen Kate kleines Bett mit den weißen Betttüchern, — frisch gemacht, als wenn sie zurückerwartet würde, um diesen Abend noch friedlich darin zu ruhen wie in frühern glücklichen Tagen. Ach! ein ganz anderes Bett wird für sie schon zubereitet! Da hing noch in seinem Weidenkörbchen am Fenster ihr Liebling, der Dompfaff, der ein Samenkörnchen zwischen den schönen Lippen seiner Herrin herauszupicken pflegte; aber seine Melodieen sollten ihr Ohr nicht mehr ergötzen. Gerald beachtete das alles nicht; das ewige Jenseit, dem Kate entgegen eilte, beschäftigte sein Gemüth, nicht ihre vergängliche Heimath, die sie bald für immer verlassen sollte. Seine Augen suchten das Crucifix. Es war klein und aus Holz geschnitzt, und hing an dem Kopfende ihrer Bettstatt, unter demselben ein Bild der Mutter Gottes. Gerald nahm das Crucifix nebst dem Bilde und eilte nach Hause.

Nach dem Frühstück rief er seine Schwester auf die Seite und sagte zu ihr: „Mary, du mußt mit mir in's Gefängniß nach Birlington gehen."

„In's Gefängniß?"

„Ja, um die arme Kate zu besuchen. Ich will ihr eigenes Crucifix ihr bringen und eine Botschaft ihres sterbenden Großvaters. Du kennst sie gut und wirst

ihr zweifelsohne mehr von Nutzen sein, als ich. Aber du gehst nicht gern mit, wie ich sehe...."

Mary war ganz roth geworden.

„Ach, sage das nicht, Gerald; ich bin ganz bereit, mit dir zu gehen, und gehe gern, wenn du meinst, ich könne etwas Gutes stiften. Aber ich sah nie eine zum Tode verurtheilte Person und meine, es müsse so schmerzlich sein. Das war es nur."

„Wo ist deine Nächstenliebe, Mary? Hörtest du nie die Worte: ‚Ich war im Gefängnisse, und du hast mich nicht besucht'? Nennst du es Nächstenliebe, ein paar höfliche und dankbare alte Frauen zu besuchen, oder einem halben Dutzend reinlicher, rothwangiger Kinder eine Seite des Katechismus beizubringen und ihnen dabei Nüsse und Pfefferkuchen auszutheilen? Meinst du, damit sei alles gethan, was man zu thun schuldig ist? Soll die Nächstenliebe unsern Gefühlen niemals etwas kosten? Wenn das wäre, so verdiente sie ihren herrlichen Namen nicht; dann gibt es kein siebloseres Volk als euch zartfühlende Leute!"

„Ich schäme mich vor mir selbst," rief Mary und eilte fort, um sich anzukleiden. Ihr Bruder hatte ihr nur das vorgehalten, was er selbst schon lange zu thun gewohnt war; im Gefängnisse war er als ein fleißiger Besucher der unglücklichen Bewohner wohl bekannt.

Gerald und seine Schwester wurden bei ihrer Ankunft benachrichtigt, daß die Gefangene Besuch von einer Dame habe, die schon einige Zeit bei ihr sei. Auf Befragen sagte der Gefängnißdiener, er meine, sie

müsse Miß Vivian heißen; sie hätte die Gefangene schon häufig besucht.

„Es thut nichts, daß sie da ist; wir kennen sie. Sie müssen uns doch hinein lassen.“

Der Schließer guckte durch das Schiebfenster, öffnete die Thüre und sagte etwas, wovon Teresa wenig hörte. Gerald und Mary traten in die Zelle, gingen aber nur einen Schritt vor und blieben dann stehen, voll Staunen über die Scene, die sie erblickten.

Teresa saß auf der Pritsche, und Kate Wilders, die Mörderin, schlief an ihrem Busen, so ruhig, wie nur eine Schwester in den Armen der andern schlafen kann. O, welche einfache, tiefe, unvergängliche Nächstenliebe, die nichts zurückzudrängen, nichts auszulöschen vermag! — — Gerald dachte an die Worte seines Vaters.

Teresa gab ihnen einen Wink, daß sie zu ihnen kommen wolle, und sie zogen sich zurück. In einigen Minuten kam Teresa: ihr Gesicht strahlte vor Freude, einer Freude, in welcher sie sich selbst vergaß. Sie hielt ihnen ein mit Kate's Namen unterzeichnetes Papier entgegen: es war das Gesuch der Gefangenen um Zulassung eines Priesters.

„Gott sei Dank!“ riefen Gerald und seine Schwester gleichzeitig.

„Wollen Sie ihr die Sachen geben, die wir hier bringen?“ sagte Gerald. „Es wird besser sein, wenn wir jetzt nicht zu ihr gehen. Sonderbar, daß ich immer komme, um Ihr Werk zu vollenden, Miß Vivian! Dieses Werk hier ist zwar eigentlich schon beendigt.“

Gerald gab ihr das Crucifix nebst dem Muttergottesbilde und theilte ihr die Botschaft des alten Mannes mit. Teresa ging damit in die Zelle, kam aber bald zurück. „Das arme Kind! Sie weint bitterlich, aber es sind kostbare Thränen heilsamen Schmerzes. Sie läßt Ihnen Beiden danken und bittet Sie, ihrem Großvater zu sagen, daß sie ihn auf den Knieen um Verzeihung anflehe. Aber ich habe Ihnen noch mehr zu sagen, kommen Sie mit mir herab!" Teresa und ihre Freunde verließen das Gefängniß.

Sobald sie auf der Straße waren, sagte Teresa: „Das arme Mädchen ist unschuldig an jeder Absicht des Mordes, so unschuldig wie ich es bin! Stolz und die trügerische Hoffnung, daß sie nicht verurtheilt werden könne, haben sie verleitet, die Wahrheit zu verhehlen." Als Teresa das Wichtigste aus den Bekenntnissen Kate's erzählt hatte, rief Mary freudig aus: „O welche Hoffnung! Sie wird sogleich begnadigt werden, nicht wahr?"

„Liebe Mary, es werden noch Thatsachen erfordert, welche diese Angaben bekräftigen," antwortete ihr Bruder. „Die eigene Behauptung der Verurtheilten ist natürlich nicht hinreichend, und wenn ich auch glaube, daß dies der wahre Hergang der Sache ist, so spricht doch der Umstand gegen Kate, daß sie in ihrem Verhöre nie etwas davon gesagt hat."

„Ich hielt es für besser," bemerkte Teresa, „ihr kein Wort von der Möglichkeit zu sagen, daß ihr Leben gerettet werden könne. Das arme Ding scheint zu glau-

ben, nachdem das Urtheil einmal gesprochen sei, könne nichts mehr geschehen. Es wäre Schade, wenn sie dadurch, daß man ihr Gemüth mit Lebenshoffnungen erfüllte, vielleicht abgehalten würde, ihren Frieden mit Gott zu schließen."

„Wie sonderbar," rief Mary aus, „daß sie lieber für eine Mörderin angesehen werden, ja den Tod des Verbrechers sterben, als die beschämende Wahrheit gestehen wollte!"

„Sie erwartete nicht, verurtheilt zu werden, und kannte nicht das Gewicht des Wahrscheinlichkeitsbeweises, der gegen sie geführt worden ist; wenigstens trieb sie der Stolz, es darauf ankommen zu lassen. Allein ihr Benehmen erklärt sich am einfachsten durch die Einwirkung des bösen Feindes. Wenn der Teufel sich bei uns einnisten kann, so treibt er uns in's Verderben, wie er es bei den Schweinen im Evangelium gethan. Wollen Sie, Herr Poyers, es übernehmen, den Schein zu besorgen und sogleich einen Priester holen zu lassen? Ich will Schritte thun, um die nöthigen Beweise zu sammeln, und möchte dabei keine Zeit verlieren."

„Sie thun zu viel, Miß Vivian," sagte Gerald, welcher bemerkte, daß sie bleich und kränklich aussah, da das Roth der Aufregung von ihren Wangen gewichen war. „Unser Wagen ist hier, und Mary kann Sie hinbringen, wohin Sie immer wollen. Wahrscheinlich wünschen Sie Ellen zu sehen."

„Ich danke Ihnen sehr; allein es wird besser sein, ich gehe allein. Ueberdies habe ich meine Gedanken noch

gar nicht geordnet und muß zuerst in's Kloster zurück. Eines aber weiß ich gewiß, daß der Haß jenes verruchten alten Weibes gegen Sir Edmund Vane der Grund der ganzen Geschichte ist."

„Das ist gewiß! Von ihr will Kate ja das Pulver bekommen haben. Die elende Vettel ist verbrannt, fast zu Asche; sie starb mit Sir Edmund's Börse in der Hand. Die Goldstücke wurden im Schutte gefunden."

„Wie schrecklich!" rief Teresa aus. „Von den Einzelheiten war bei uns im Kloster nicht viel die Rede, mit Ausnahme jener, welche sich auf die Rettung Sir Edmund's durch Sie und den glücklichen Tod Wat's bezogen. Das Ende der alten Rachel war so schrecklich, daß wir diesen Punkt gern unberührt ließen."

„Ich wünschte, das möchte überall so sein. Uebrigens weiß ich selbst wenig davon. Die Reste ihres Leichnams wurden erst einige Tage nachher aufgefunden, als ich bereits in Irland war. Zum zweiten Male riefen mich die Geschäfte dahin, und erst kürzlich bin ich zurückgekehrt. — Aber wir dürfen Sie nicht länger aufhalten! Sie werden gut thun, Kate's Aussagen zu Papier zu bringen."

„Sogleich will ich es thun und Ihnen diese Notiz baldigst zustellen. Im Laufe des Tages werde ich Ihnen auch das Resultat meiner Nachforschungen mittheilen. Werden Sie hier sein oder in Melton-Grove?"

„Ich will in Birlington bleiben," versetzte Gerald, „um mich der Sache anzunehmen und die erforder-

lichen Schritte zu thun. Hier ist meine Adresse. Leben Sie wohl!"

„Ich wollte, sie hätte dein Anerbieten wegen des Wagens angenommen," bemerkte Mary, als Teresa sie verlassen hatte.

„Laß sie ihren eigenen Weg gehen," entgegnete Gerald; „sie wird schon alles recht machen."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Entdeckungen.

Auf dem Wege zum Kloster wurde Teresa von einer armen Frau, welche ihr bekannt war, angesprochen und gebeten, mit ihr zu gehen, um ihre kranke Schwester zu besuchen.

„Wir haben jeden Tag gehofft, Sie zu sehen, Miß Vivian."

„Ich habe nicht ausgehen können; ich hatte mir durch Erkältung einen heftigen Brustkatarrh zugezogen."

„Man sieht's wohl. — Sie sehen so übel aus, man kennt Sie fast nicht wieder," bemerkte ihr zum Trost die gute Frau.

„Aber warum ließen Sie es mir nicht in's Kloster sagen, wenn Ihre Schwester krank war?"

„Sie ist wieder gesund, es war nicht so gefährlich; sie hatte bloß rheumatische Schmerzen und konnte nicht arbeiten. Darüber war sie ganz trostlos; und nun ist

die Mary in Dienst gegangen und auch die Nancy, da ist es ihr so einsam. Ich schau' wohl ein Mal ein Bißchen zu ihr hinein, wenn ich kann; aber ich habe für meine eigene Familie zu sorgen — fünf Köpfe, Miß Vivian."

So begann die arme Frau eine lange Erzählung ihrer eigenen Sorgen und Leiden. Teresa war halb und halb Willens, das endlose Geschwätz zu unterbrechen, indem sie ihr eine Kleinigkeit für die rheumatische Schwester gäbe und ihr verspräche, ein ander Mal zu kommen. Es war klar, daß der gewünschte Besuch keineswegs dringend sei, und sie hatte ja jetzt Wichtigeres zu besorgen. Aber Teresa schlug nicht gern eine Bitte ab, welche zu gewähren sie im Stande war; nach kurzer Ueberlegung folgte sie der Frau in ein enges Gäßchen und stieg mit ihr in die Küche eines nicht weit entfernten Hauses hinab. Die Kranke saß, in ein altes Umschlagtuch eingewickelt, am Feuer; beim Anblick des freundlichen Besuchs bezeugte sie große Freude, und ohne Zweifel war dieselbe aufrichtig. Auch sie unterließ nicht, Miß Vivian's verändertes Aussehen zu beklagen, sobald sie hörte, daß dieselbe krank gewesen sei.

Ungeachtet ihrer Eile setzte sich Teresa bei ihr nieder — denn sie wußte recht wohl, wie gering ein stehendes Fußes gemachter Besuch geachtet wird, — und hörte mit bewunderungswürdiger Geduld die Krankengeschichte der armen Frau an, so wie das Genauere über Mary's und Nancy's Dienst, über ihren geringen Lohn und die daraus folgende Unmöglichkeit, ihre Mutter für jetzt zu

unterstützen. „Sie sehen also, Miß Vivian: da ich von Ihnen keinen Beistand hatte, als ich die rheumatischen Schmerzen bekam und nicht waschen konnte, war ich sehr übel daran, wahrhaftig! Ich danke Ihnen, Miß," fuhr sie fort, als Teresa ihr etwas gespendet hatte, „ich weiß es wohl, Sie sind mir immer gut. Gott lohn' es Ihnen! In ein Paar Tagen hoffe ich wieder voran kommen zu können; wenn ich ganz gesund bin, werde ich wohl am Besten thun, selbst wieder in einen Dienst zu gehen. Ach! ich habe ein so gutes schriftliches Attest gehabt von meinem letzten Dienst; aber ich bin auf eine sonderbare Weise darum gekommen."

„Bei wem waren Sie in Dienst?"

„Ich war als Köchin bei Meister Birch, Malzhändler in Anderling, sieben Jahre und zwei Monate. Er gäbe mir gewiß gern ein anderes, wenn er nicht gestorben wäre."

„Es ist schade, daß Sie es verloren haben. Wie kam das denn?"

„Ja, wie es geschah? Das ist eben das Räthsel. Ich hatte es in einem leinenen Säckchen verwahrt, es war gerade so eins, wie Sie dort sehen.... Sarah, zeig' doch dem Fräulein das leinene Säckchen! Es hing immer neben der Thüre, und meine Nadeln und Zwirn waren darin, und das schriftliche Attest auch. Es konnte nicht lange weg sein, das weiß ich gewiß, denn sonst hätt' ich's vermißt; da sage ich eines Tages: ‚Mary', sag' ich, ‚bring' mir das leinene Säckchen; ich hab' ein großes Loch im Strumpf, das muß ich stopfen.' Mary

sagt: ‚Mutter, es ist nicht da.' ‚Was ist das?' sag' ich; und wir suchen überall und kehren alles um in der Stube; aber ich wußte, wenn es nicht an seinem Platze war, so wäre es nirgends, und richtig, es war auch nirgends. Und gewundert haben wir uns und den Kopf zerbrochen, wo es wohl sein könne. Endlich sag' ich: ‚Mary, sag' ich,' — die Geduld der guten Teresa war nun nahezu erschöpft — ‚das einzige, was ich mir denken kann, ist, daß die alte Zigeunerin es gestohlen hat — weißt du Mary, die Hexe, die hier war und die das Wahrsagen that.'"

„Ein altes Weib, welches wahrsagt?" forschte Teresa, welcher die Geschichte auffallend wurde. „Wie sah sie aus?"

„O, wie dergleichen Leute aussehen. Sie hatte ein schmutziges Gesicht und schwarze Augen; ja, ich erinnere mich: sie hatte die Augen so tief im Kopfe liegen, daß ich bange geworden bin."

„Und wie war sie gekleidet?"

„Warten Sie, lassen Sie mich nachdenken.... Ja richtig, sie hatte einen rothen Mantel an und einen Stock in der Hand; sie sah wunderlich aus. Aber, daß ich die Geschichte zu Ende erzähle! Einige Wochen nachher ging ich in den Spezereiladen zu Sands in der Grovestraße, da wollte ich ein paar Loth Thee kaufen. Es war Jemand da; darum mußt' ich warten, bis Sands die Person bedient hatte. Als die nun bezahlt — ich stand ganz dicht bei ihr — hat sie ein leinenes Säckchen, das, weiß Gott, gerade aussah, wie meines, das

mir abhanden gekommen war. Da konnt' ich mich nicht halten, Miß Vivian, — ich packe sie an der Hand und sage: das ist mein Säckchen. Aber der Gewürzkrämer nimmt Partei für sie und sagt, das wäre eine unschickliche Aufführung von mir, und ich solle aus dem Laden gehen; Frau Roach wäre eine regelmäßige Kundschaft er lasse nichts auf sie kommen. Und da ruf' ich, sie hätte ebensowohl meinen Namen, wie meinen Sack gestohlen. Doch es half alles nichts; er sagte, es wären mehr Frau Roach als eine, und stieß mich hinaus; aber ich weiß gewiß, es war doch mein Säckchen!"

„Wie sah denn diese Person aus?"

„Nun, sie war alt; aber es war ein düsterer Tag, und der Laden ist keiner von den hellsten."

„Wissen Sie gewiß, daß es nicht die Wahrsagerin war?"

„O nein; so etwas hab' ich mir nicht einfallen lassen. Diese Frau Roach war keine Bettlerin, sie war anständig gekleidet. Aber ich würde sie nicht mehr erkennen, wenn ich sie sähe; bloß mein Säckchen, das kenne ich."

„Ich will diesen ganzen Vorfall niederschreiben, wie Sie ihn erzählt haben," versetzte Teresa. „Da es von Wichtigkeit werden kann, so müssen Sie mir alles sagen, dessen Sie sich erinnern." Als Teresa fertig war, erklärten beide Frauen, es sei richtig aufgesetzt. „Ich werde bald wieder kommen," sagte Miß Vivian, „und will Ihnen dann sagen, warum ich auf all' das so

neugierig war; jetzt habe ich keine Zeit dazu. Leben Sie wohl!“

So verabschiedete Teresa sich von der wirklichen Frau Roach und ihrer Schwester; die beiden unterhielten sich noch längere Zeit darüber, ob es wohl möglich sei, daß das leinene Säckchen durch Miß Vivian's Bemühungen wieder herbeigeschafft werden könne.

Teresa ging nun zunächst in den Gewürzladen des Herrn Sands in der Grovestraße. Nachdem sie Einiges gekauft hatte, um einen Anknüpfungspunkt zu finden und ein Gespräch einzuleiten, fragte sie den Krämer, ob eine alte Frau Namens Roach mit ihm Geschäfte gemacht habe?

„Möglich, Fräulein. Wir haben so viele Kunden; ich kann es kaum sagen. Lassen Sie mich nachdenken.... Roach.... eine alte Frau.... Ja, es war vor einiger Zeit eine Frau dieses Namens in meiner Kundschaft, aber ich habe sie seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen.“ Zugleich fuhr Herr Sands mit gewerbsmäßiger Fertigkeit fort, ein Quantum Papier in jene eigenthümliche Form zu bringen, welche es zur Aufnahme von Thee, Zucker oder dergleichen Artikeln geeignet macht.

„Was sagst du, Dawson? Oh!.... Ach ja, nun weiß ich's wieder. — Mein Gehülfe erinnert mich daran, daß die Frau weggeblieben ist, seitdem hier eine sonderbare Scene vorfiel. Eine arme Frau war zu gleicher Zeit mit ihr im Laden und stand ganz nahe am Ladentische; auf einmal flog sie auf die alte Person an und schwur, das Säckchen, aus dem diese gerade bezahlen

wollte, habe sie ihr gestohlen und ihren Namen dazu. Ich hatte Mühe, das Weib aus dem Laden hinaus zu schaffen. Sie muß Branntwein im Kopfe gehabt haben."

„Wie sah sie wohl aus?" fragte Teresa.

„Wer, Fräulein?"

„Ich meine die Frau Roach."

„O, das war eine spaßhafte Sorte von einer alten Frau, mit einem kleinen Hütchen, das ihr fast auf der Nase hockte; sie hatte gerade nichts Nobles, aber war doch anständig gekleidet. — Was sagst du Dawson? — Aha, ... ja, ganz richtig. Der junge Mann erinnert daran, sie hätte ausgesehen, als wenn sie gegen ein Gläschen Wachholderbranntwein nichts einzuwenden hätte. Alte Weiber sind dem Gin oft gar nicht abgeneigt," dabei lächelte Herr Sands mit einem schmunzelnden Gesichte, — „aber sie war eine gute Kunde — alles Andere ist nicht meine Sache."

„Wissen Sie, wo sie wohnte?"

„Das kann ich nicht sagen, Fräulein; sie bezahlte immer gleich, was sie kaufte, und nahm es selbst mit. Ich meine, sie muß irgendwo unten in der Vorstadt gewohnt haben, denn mir fällt bei, daß sie gemeiniglich von der Hauptstraße ab den Weg einschlug, der auf das Land hinaus führt. Erinnerst du dich, Dawson?"

Der „junge Mann," der bisher nur in sanften, kaum hörbaren Lauten seinem Prinzipal geantwortet hatte, öffnete jetzt, wo er direct angesprochen wurde, seinen Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen, der nach Luft schnappt. Die Worte folgten in gemessenen Absätzen. „Welchen

Weg die alte Frau ging? .... Wirklich .... auf meine Ehre .... ich kann's nicht bestimmt sagen."

„Jedenfalls wissen Sie das ganz bestimmt, was Sie mir angegeben haben?" sagte Teresa zu Herrn Sands. „Es ist mir äußerst wichtig, da ich mich zu vergewissern wünsche, ob Jemand anders mir die Wahrheit gesagt habe."

„Sie können sich darauf verlassen, ich habe kein Interesse, Sie zu täuschen," sprach der Gewürzkrämer gewichtig. „Derlei Dinge machen indeß nur geringen Eindruck auf mich, denn im Geschäfte kommen uns allerlei Leute vor, und so war dieser Vorfall mir beinahe entfallen."

Teresa versicherte Herrn Sands, daß sie in seine Wahrhaftigkeit alles Vertrauen setze, und kehrte, ihr Päckchen einsteckend, so schnell als sie vermochte, in's Kloster zurück.

Groß war die Freude der Klosterfrauen und ihre Dankbarkeit gegen Gott über die guten Nachrichten, die Teresa brachte; die Oberin erlaubte ihr nicht nur, sogleich nach Semerton zu reisen, sondern gab ihr auch eine Laienschwester als Begleiterin mit. Teresa schrieb sofort einen kurzen Bericht über Kate's Aussagen nieder, um denselben an Gerald abzusenden. Sie fügte bei, sie sei einigen neuen Thatsachen auf der Spur und hoffe, ihm nach ihrer Rückkunft noch mehr mittheilen zu können.

Miß Vivian ließ den Wagen am Anfange der Dorfwiese von Somerton anhalten und ging mit der Schwe-

ster bis zu Willicot's Hütte. Die frohe Kunde, welche sie brachte, erfreute den alten Mann auf seinem Todesbette; er pries Gott und dankte Ihm, als er sie vernahm. Unangenehmer war die Aufgabe, Ellen zu bearbeiten, daß sie mit der Wahrheit herausrücke. Es würde vergeblich gewesen sein, durch freundliches Zureden und die zarten Eingebungen der christlichen Liebe dies zu versuchen; Ellen hatte ein unlenksames Gemüth, ein verhärtetes, ungläubiges Herz. Teresa hatte sie seit längerer Zeit beobachtet und eine schlechte Meinung von ihr gefaßt, nämlich diese: daß Ellen, wenn auch jung, eine jener übelgesinnten Personen sei, welche den Kelch der Leiden bis zur Hefe leeren müssen, ehe Worte der Milde und Güte einen Eindruck auf sie hervorzubringen vermögen. Doch schien sie ihr auf zwei Seiten noch zugänglich: Ellen liebte ihre Schwester, obgleich ihre Liebe eine starke Beimischung von Selbstsucht hatte, und sie fühlte tief die Schmach, welche durch einen schimpflichen Tod Kate's ihre Familie treffen würde.

„Ellen," sagte Teresa, indem sie die Thüre schloß, „ich habe diesen Morgen Ihre Schwester besucht, und sie hat mir alles gesagt."

„Alles? Was alles?" fragte Ellen.

„Vieles, was Sie selbst bis jetzt nicht wissen, was Ihre Schwester aber wahrscheinlich vor der Verurtheilung geschützt haben würde, hätte sie es nicht verschwiegen und hätten nicht auch Sie mit Thatsachen zurückgehalten, welche Ihnen bekannt waren! Ich weiß, Ellen, daß Sie dies nicht voraussetzen konnten und daß Sie auf Kate's

eigenes Verlangen geschwiegen haben. Aber Sie haben sehr Unrecht gethan und gegen das Interesse Ihrer Schwester gehandelt. Die Umstände, welche Sie verheimlichten, hätten zur Entdeckung der Wahrheit geführt; nun ist es durchaus nothwendig, daß Sie alles sagen, was Sie wissen, wenn Sie wünschen, daß Ihrer Schwester Leben gerettet werde. Sonst liegt nur Kate's eigene Aussage zu ihrer Entschuldigung vor, die natürlich nicht hinreicht."

Ellen versuchte einige ausweichende Redensarten vorzubringen, aber Teresa unterbrach sie: „Das Einzige, was Sie für Ihre Schwester thun können, ist, daß Sie alles, was sich zugetragen hat, aufrichtig und vollständig erzählen. Sie sehen ja das Unheil, welches Sie unbewußt angerichtet haben; bedenken Sie: wenn Sie einen einzigen Umstand auslassen, so unbedeutend er in Ihren Augen auch erscheinen mag, kann es gerade ein solcher sein, von welchem die ganze Beweisführung abhängt, — und der Tod Ihrer Schwester fällt Ihnen dann zur Last!"

Ellen zitterte am ganzen Leibe; aber Teresa, indem sie ihrem festen Auftreten ermunternde Worte folgen ließ, brachte sie dazu, ihre Erzählung zu beginnen, ohne daß sie ihr Zeit ließ, darüber nachzudenken, was sie bekennen oder was sie etwa verschweigen wolle. Teresa ersuchte die Laienschwester, alles das niederzuschreiben, was Ellen ihnen mittheilen würde. Der Erfolg war, daß das Mädchen nicht nur die Erzählung Kate's vollständig bestätigte, sondern ebenfalls ihr eigenes Spiel in der Sache bekannte, wovon Kate nichts wußte. Besonders aber sprach sie ihre Ueberzeugung aus, daß Frau Roach und die alte

Rachel eine und dieselbe Person gewesen wären. Miß Vivian hütete sich wohl, Ueberraschung oder Tadel auszudrücken, aus Furcht, Ellen möchte wegen ihres eigenen Schicksals beunruhigt werden und die Gefahr ihrer Schwester darüber vergessen. Teresa fragte sie bloß, wie es komme, daß sie das alte Weib wiedererkannt, während ihre Schwester nicht die leiseste Vermuthung in dieser Hinsicht gehabt hätte. Ellen erklärte dies dadurch, daß die Alte sich sehr geschickt verkleidet, und daß Kate ihr Gesicht kaum gesehen habe, da sie die ganze Zeit über, wo jene ihr wahrsagte, vor sich hin blickte.

Als Miß Vivian alle nöthig scheinende Auskunft sich verschafft hatte und mit der Laienschwester nach dem Wagen zurückkehrte, sagte sie zu dieser: „Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, das Medaillon müsse noch gefunden werden. Ich zweifle nicht, daß die Alte es gestohlen hat, und wahrscheinlich trug sie es bei sich, als sie die Hütte verließ."

„Das Feuer wird es wahrscheinlich vernichtet haben," meinte ihre Begleiterin.

„Die Goldstücke sind aber doch gefunden worden," versetzte Miß Vivian und befahl dem Kutscher, die Straße hinabzufahren, bis sie ihn halten ließe. Am Thore des Parks von Melton-Grove stieg sie mit ihrer Begleiterin aus, und beide nahmen den Weg nach William's Wohnung. Der Wildhüter war nebst seiner Frau zu Hause, und Teresa theilte ihnen alles mit, was sie entdeckt hatte. Die Freude dieser guten Leute war groß und aufrichtig; Thränen standen in den Augen des ehrlichen Will, und

seine Frau weinte heftig. Teresa gab Will den Wunsch zu erkennen, daß in dem Schutte nochmals nachgesucht werde, da es vielleicht möglich sei, das Medaillon zu finden, falls die Alte zur Zeit ihres Todes es bei sich getragen habe.

„Ich sollte sagen, dann hätte es zugleich mit den Sovereigns gefunden werden müssen," antwortete Will. „Uebrigens will ich gleich meinen Spaten nehmen und nochmals den Schutt durchwühlen."

Die Untersuchung mußte für Teresa's Gefühl außerordentlich unangenehm sein; denn sie war von Natur eben so zartfühlend, wie Alice. Bei ihr aber wurde das Gefühl von einem starken und entschiedenen Willen beherrscht, der es zu bewältigen wußte, wenn dies nöthig war.

Sie entschloß sich daher, Will zu begleiten, obgleich das Bergsteigen fast zu anstrengend für sie war, da sie so kurz erst genesen.

„Sehen Sie," sagte Will, als sie bei der zerstörten Hütte anlangten, „hier, gerade wo der Heerd gewesen ist, hat man die Ueberreste der Hexe gefunden. Was aber die alte Sünderin dazu brachte, ihren Kopf in den Feuerheerd zu stecken, das ist ein Geheimniß, welches in dieser Welt wohl nicht aufgeklärt werden wird."

„Armes Geschöpf!" rief Teresa aus. „Man könnte glauben, sie sei in die Hütte zurückgegangen, um etwas zu holen, und nicht im Stande gewesen, wieder herauszukommen. Die Mauer scheint theilweise auf den Heerd gestürzt zu sein."

„Das ist es gerade," sagte Will. „Ihr Kopf lag

unter einem Haufen von Schutt begraben; die Hand mit den Goldstücken war nach einer Seite ausgestreckt. Aber seit man sie fand, ist mehr Schutt auf die Stelle gefallen."

Teresa fühlte einen Schauder, als sie dies hörte, besonders als ihr der Gedanke kam, daß noch ein Theil der Asche des elenden Weibes mit dem Schutte vermischt sei. Sie wies nun Will an, ein wenig aufzuräumen; er that es, aber ohne Erfolg.

„Ich dachte wohl, daß nichts mehr da sein könnte," bemerkte er; „es hätte beim ersten Nachgraben gefunden werden müssen."

„Es war vielleicht thöricht von mir," versetzte Teresa, „Ihnen so viele Mühe zu verursachen."

„Das thut nichts," sagte Will, indem er seinen Spaten vom Grunde reinigte und sich zur Rückkehr anschickte. Zur Seite lagen noch einige Schaufeln Schutt, welche augenscheinlich beim ersten Aufräumen ausgeworfen worden waren. Will stieß absichtslos seinen Spaten in den kleinen Haufen und fühlte etwas Hartes. „Was ist das? Ein Stein? Es sieht so schwarz aus wie Kohle . . . nein, es ist etwas Anderes." Er zog sein Messer heraus und schabte daran. „Es ist wahrhaftig Metall!"

„Geben Sie her!" rief Teresa freudig. „Ich glaube, Sie haben das Medaillon gefunden."

Es war wirklich das Medaillon, obgleich durch die Einwirkung des Feuers kaum erkennbar. Teresa öffnete es und entdeckte ein Stück Papier, welches unverbrannt geblieben war, weil die Kapsel vollkommen schloß; jedoch

war es durch die Hitze zusammengerollt und versengt. Das von dem Malzhändler Birch in Anderling geschriebene Zeugniß der Frau Roach war gefunden! Das Wort der alten Rachel: „Ich werfe selten etwas weg; es kann immer noch zu etwas nutzen, wenn man nur seine Zeit abwartet“ hatte sich nochmals bewahrheitet!

In's Kloster zurückgekehrt, ersuchte Teresa Herrn Gerald Ponyers schriftlich, sie zu besuchen. Als sie ihm freudig ihre Documente sammt der Kapsel des Miniaturbildes hinreichte, erkannte er letztere sowohl der Form als der Größe nach für jene, welche Edmund getragen und ihm gezeigt hatte.

„Ich möchte nun auf der Stelle die arme Gefangene trösten,“ sagte Teresa zu ihm. „Es liegen Thatsachen genug vor, um Aufschub und schließlich Begnadigung zu erlangen.“

„Ohne allen Zweifel,“ versicherte Gerald; „und den Aufschub zu bewirken, soll meine nächste Sorge sein. Ich setze voraus, daß diese Leute bereit sind, zu beschwören, was sie ausgesagt haben — — aber, theueres Fräulein, wie übel sehen Sie aus! Sie haben Sich zu sehr angestrengt; Sie sind blaß wie der Tod!“

Teresa wollte antworten, aber sie konnte kein Wort hervorbringen; ihr Kopf schwindelte, das Zimmer schien ihr plötzlich dunkel zu werden, und sie wäre ohnmächtig zu Boden gesunken, wenn Gerald sie nicht aufgefangen hätte.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Resultate und Entwickelungen.

Gerald verlor keine Zeit bei seiner Verwendung für die unglückliche Gefangene und that alle nöthigen Schritte, um Aufschub der Strafvollstreckung zu erlangen. Die Thatsachen, welche an's Licht gekommen und eidlich bezeugt worden waren, entlasteten Kate von der Schuld des Diebstahls und machten es äußerst wahrscheinlich, daß sie auch des Mordes nicht schuldig sei. Der Haß der alten Hexe gegen Sir Edmund machte diese der Absicht eines solchen Verbrechens bei weitem verdächtiger, als Kate es sein konnte. Jedoch blieb noch ein Geheimniß aufzuklären, nämlich: weshalb Rachel bei Sir Edmund's Sohn in Dienst getreten war. Ellen's Zeugniß wurde von ihren Gespielinnen bestätigt, soweit es sich auf die Verabredung bezog, daß die alte Rachel ihrer Schwester wahrsagen sollte, wie auch in Betreff der bei der Prophezeiung zur Beschreibung von Kate's künftigem Gemahl von Rachel gebrauchten Ausdrücke. Diese letztern warfen ein Licht auf das Betragen Kate's und erklärten ihre Eifersucht, ihren Zorn und ihre Verwirrung, als Edmund sich über den Verlust des Bildes untröstlich zeigte. Dadurch enthüllte sich auch der Grund für das Verhalten der Alten, und es wurde klar, daß dieselbe von Anfang an eine vorbedachte böse Absicht gehabt habe, zu deren Ausführung sie Kate als Werkzeug gebrauchte. Indessen fehlte noch jeder directe Beweis dafür, zu welchem Zwecke Kate sich das Pulver verschafft

habe, selbst wenn man annehmen wollte, daß die Hexe es ihr gegeben. Letztere wußte ohne Zweifel, daß es Gift war. Wußte Kate dies nicht? Hatte Kate ihr geglaubt, als sie ihr versicherte, es sei ein unschädlicher Zaubertrank? Daß dies der Fall sei, war an sich sehr wahrscheinlich; aber dem stand wieder der sonderbare Umstand entgegen, daß die Gefangene im Verhöre sich zu ihrer Rechtfertigung nicht darauf bezogen hatte. Indessen waren so viele neue Thatsachen bekannt geworden, welche der Sache ein anderes Ansehen gaben, daß der verlangte Aufschub ohne Anstand bewilligt wurde. Die Polizei kam inzwischen auch den beiden Söhnen der Hexe auf die Spur, und so hoffte man, daß durch deren Verhaftung noch mehr Aufschluß erlangt werden könne.

Sobald Teresa Vivian sich etwas erholt hatte, und zwar viel eher als die Klugheit ihr erlaubt hätte, das Haus zu verlassen, dachte sie wieder daran, das Gefängniß zu besuchen. Sie hatte sich eben angezogen und war im Begriffe zu gehen, als ihr gemeldet wurde, Herr Gerald Ponyers befinde sich im Sprechzimmer. Sie verfügte sich dahin und vernahm die freudige Nachricht, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeschoben sei.

„Da Sie gesund sind oder sich wenigstens für gesund genug halten, um auszugehen, Miß Vivian," sagte Gerald, „wäre wohl Niemand geeigneter, als Sie, um der armen Kate diese Nachricht beizubringen. Ich will Sie sogleich zum Gefängniß begleiten."

Beide machten sich freudigen Herzens auf den Weg. So sehr Gerald auch Teresa's unermüdliche Nächsten-

liebe während des ganzen Processes, so wie den richtigen Verstand und die Thatkraft bewunderte, welche sie an den Tag gelegt hatte, so kam doch kein Wort des Lobes über seine Lippen. Je mehr er fühlte, wie bewunderungswürdig ihr Betragen sei, desto weniger war er geneigt, ihr eines der gangbaren Complimente darüber zu sagen; und er irrte keineswegs in der Voraussetzung, daß eine solche Zurückhaltung seiner einfachen und bescheidenen Begleiterin erwünscht sei.

Aber Teresa dachte auch nicht, daß sie etwas Besonderes gethan habe; sie war überhaupt zu sehr von ihrer liebevollen Besorgniß für die Gefangene in Anspruch genommen, um viel an sich selbst zu denken.

Sie fand den Gemüthszustand ihres Schützlings sehr zufriedenstellend. Kate sah bleich und kränklich aus, aber sie war gefaßt und ruhig. Sie hatte sich einige Nägel geben lassen, um ihr Crucifix und das Muttergottesbild an der Wand aufzuhängen, und indem sie so ihr Gefängniß in ein kleines Oratorium verwandelte, brachte sie beinahe die ganze Zeit, welche zwischen den Besuchen des Priesters lag, am Fuße des Kreuzes zu.

Die Gefangene warf sich Miß Vivian zu Füßen, um ihr zu danken, daß sie sie „vom Teufel losgemacht;" — und wahrlich, Teresa dachte, es könne in dem Wesen des armen Besessenen, als er nachher angekleidet und mit freiem Geiste zu den Füßen Jesu saß, kein größerer Gegensatz gegen das frühere Gebahren sichtbar gewesen sein, als in dem Benehmen dieses armen Mädchens,

seit die Gnade sie von dem Stolze ihres bösen Herzens befreit hatte.

„Wissen Sie, Miß Vivian," sagte die Gefangene, „was er mir gesagt hat, der gute Herr, der Geistliche, meine ich? Er war bei ihm, als er starb . . . . ." Ihre Stimme bebte, als sie von Edmund sprach. „Sein Tod war himmlisch schön; das Letzte, was er seiner Schwester sagte, war, daß sie Messen für meine arme Seele lesen lassen sollte — für mich, für seine Mörderin, wie er meinte . . . . für die mich Alle halten, ... nur Sie nicht, und Großvater und Ellen nicht! Aber Gottes heiliger Wille geschehe! Ich habe es verdient."

„Diese Messen haben die Gnade der Reue für Sie erwirkt, theuere Kate, wie wir zuversichtlich erwartet haben. Gott ist gnädiger gegen uns, als wir gegen uns selbst sind! Sie thaten nichts, um Ihre Seele oder Ihr Leben zu retten; Sie waren bereit, in Ihr Verderben zu rennen, als Seine Hand Sie zurückhielt!"

„Sein Name sei gebenedeit in Ewigkeit!" rief Kate aus. „Ich hoffe von Seiner Barmherzigkeit, daß Er meine Seele aufnehmen werde. Ich opfere Ihm mein Leben zur Sühnung meiner Sünden, und ich hoffe, Er wird mich aufrecht halten auf jenem schrecklichen Wege . . ." Ein Schauder flog über das Gesicht des armen jungen Mädchens.

„Ich habe Ellen gesehen," sagte Teresa nach einer kurzen Pause, „und auch Ihren Großvater. Er preiset Gott wegen der glücklichen Aenderung, die mit Ihnen vorgegangen ist, und sendet Ihnen seinen Segen."

Kate faltete die Hände, und Thränen rollten über ihre Wangen herab.

„Ellen hat die Wahrheit alles dessen anerkannt, was Sie gesagt haben; sie hat mir überdies Mehreres mitgetheilt, was sie Ihnen verheimlicht hatte. Lassen Sie uns, theuere Kate, am Fuße des Kreuzes niederknieen und beten. Dann werden Sie gewiß Ruhe gewinnen, um anzuhören, was ich Ihnen zu sagen habe."

Teresa ergriff die Hand der Gefangenen, und Beide knieten nieder. „O mein Gott," begann sie, und Kate sprach ihr nach, „wir opfern Dir unser Herz und unser Leben, um sie ganz in Deine Hände zu übergeben, wenn Du sie je von uns fordern solltest, in Vereinigung mit der Liebe Deines heiligen Herzens, welches für uns am Kreuze durchbohrt worden ist. Wenn es Dir aber gefallen sollte, unsere Tage in dieser Welt zu verlängern, so laß sie alle Deinem Ruhme geweihet sein ...."

„Nein," unterbrach sie Kate, „ich kann die Tage der Zukunft Gott nicht aufopfern; sie gehören mir nicht mehr, daß ich sie darbringen könnte."

Teresa sah auf sie hin mit einem Lächeln unaussprechlicher Zärtlichkeit; Kate las eine Hoffnung und ein Versprechen in ihren sanften blauen Augen und warf sich schluchzend in ihre Arme.

„Alles ist gut, wenn nur die Thränen rinnen," dachte Miß Vivian und flüsterte ihr das Wort „Begnadigung" zu.

Wenige Wochen nachher wurden die Söhne der alten

Rachel verhaftet. Rob trat als Hauptzeuge gegen seinen Bruder auf, der zur Deportation auf Lebenszeit verurtheilt wurde. Er hatte von Joe erfahren, daß dieser seiner Mutter den Auftrag gegeben habe, die beiden wehrlosen Männer nicht lebend entkommen zu lassen; und Rob's Angabe über das, was bei dieser Gelegenheit vorgefallen war, machte es höchst wahrscheinlich, daß die Alte Sir Edmund's Börse unter der Asche verborgen hatte und zurückgekehrt war, um dieselbe zu holen. Sein Zeugniß bewies, daß sein Bruder bei dem früher erwähnten Einbruch betheiligt gewesen. Die wichtigste Thatsache jedoch, welche durch ihn festgestellt wurde, betraf das Gift, welches Kate von Rachel bekommen hatte. Rob's Aussage bestätigte nicht bloß in jeder Beziehung die Angabe, welche Kate gemacht hatte, sondern legte auch mit der größten Bestimmtheit das Verbrechen seiner Mutter zur Last. Wenn etwa Jemand sich für Rob's Schicksal interessiren sollte, so kann ich berichten, daß er ein Jahr nachher an einem Schlage auf den Kopf starb, welchen er, selbst betrunken, in einem Raufhandel mit Betrunkenen erhalten hatte.

In Folge des von Rob abgelegten Zeugnisses wurde Kate von dem Verbrechen, wegen dessen sie zum Tode verurtheilt worden war, gänzlich freigesprochen und aus dem Gefängnisse entlassen. Die barmherzigen Schwestern nahmen sie liebevoll auf, um sie so lange bei sich zu behalten, bis über ihr weiteres Unterkommen entschieden sein würde. Die Arme war bereit, sich jedweder Demüthigung zu unterziehen; aber Teresa und die Nonnen

hielten es aus vielen Gründen für unzulässig, daß sie, wenn auch nur einen Tag lang, in ihr heimathliches Dorf zurückkehre. Es war daher zunächst ihre Absicht, sie in beträchtlicher Entfernung von ihren Verwandten und Bekannten in einem anständigen Dienste unterzubringen. Dies war indessen keine leichte Aufgabe, da wohl wenige Leute sich geneigt finden lassen, ein Mädchen, das eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, in ihr Haus aufzunehmen.

Während Teresa sich mit den Schwierigkeiten des Falles beschäftigte, hörte sie zufällig, daß eine katholische Dame, deren liebevolle Bemühungen zu Gunsten armer auswanderungslustiger Frauenzimmer weit und breit rühmlich bekannt waren, sich gerade in Birlington befinde, in Angelegenheiten, welche mit diesem ihrem Lebensberufe in Verbindung standen. Diese Dame verwendete sich besonders dafür, jungen, mittellosen oder sonst schutzlos dastehenden Frauenzimmern die Auswanderung nach Australien zu erleichtern, indem sie sowohl während der Reise als nach der Ankunft für jeglichen Schutz besorgt war, sie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt überwachte, und sie niemals aus den Augen verlor, bis sie entweder in guten Diensten untergebracht oder anständig verheirathet waren. Jetzt war sie im Begriffe, mit einer neuen Schaar, die sie um sich gesammelt hatte, abzusegeln. Teresa wollte, obgleich sie ihr unbekannt war, sie besuchen, um sie wo möglich für die arme Kate zu interessiren. Das Geld, welches für diesen Zweck erforderlich war, hoffte Teresa aufbringen zu können; sie zählte dabei

vertrauensvoll auf die Freigebigkeit des alten Herrn Ponyers und seines Sohnes. Eines Tages, als ihr diese Gedanken im Kopfe herumgingen, wurde sie durch die Meldung überrascht, daß Sir Edmund sie im Sprechzimmer erwarte. Sie erinnerte sich nicht, daß dieser Edelmann in ihrem ganzen Leben ein Wort mit ihr gesprochen habe; was konnte nun wohl die Absicht dieses Besuches sein?

Als sie in's Sprechzimmer trat, stand Sir Edmund auf, ging ihr entgegen und reichte ihr höflich die Hand. „Wir Alle sind Ihnen im Namen der Menschlichkeit und der christlichen Liebe Dank schuldig, Miß Vivian, für Ihre bewunderungswürdigen Anstrengungen zu Gunsten der armen Gefangenen, welche wegen absichtlicher Tödtung meines Sohnes zum Tode verurtheilt wurde. Aber vor Allen bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, im Namen des theuern Sohnes, der mit seinem letzten Athemzuge seine innige Theilnahme für die Wohlfahrt dieses Mädchens ausdrückte. Ich komme nicht nur, um Ihnen an seiner Statt meine Dankbarkeit zu bezeugen, sondern auch um Ihnen und der ehrwürdigen Mutter Oberin meine Börse zur Verfügung zu stellen, damit Sie für das künftige Schicksal des Mädchens auf diejenige Weise sorgen mögen, welche Sie für angemessen erachten. Ich möchte die Ausgaben zu diesem Zwecke mit Niemanden theilen; Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie erlauben, daß ich sie ausschließlich auf mich nehme."

Miß Vivian war tief gerührt und setzte Sir Edmund sogleich von dem Plane in Kenntniß, der ihr unter

den obwaltenden eigenthümlichen Verhältnissen als der beste erschien.

„Sie zeigen auch hier wieder Ihr richtiges Urtheil, Ihre Klugheit und Güte," antwortete Sir Edmund. „Auswanderung, wenn sie unter solchem Schutze stattfindet, ist der einzige Ausweg, welcher allen Anforderungen der Sachlage entspricht. Das arme Mädchen wird ein neues Leben beginnen in einem fremden Lande, wo Niemand ihr über die Thorheiten und Irrthümer ihrer Vergangenheit einen Vorwurf macht. Sie wird ohne Zweifel Gelegenheit zu einer passenden Heirath finden und ein glückliches, nützliches und tadelloses Leben führen. Ich werde mich glücklich schätzen, zu einem solchen Resultate dadurch beitragen zu können, daß ich die Ueberfahrtkosten bezahle und für alles sorge, was für die Reise, die Ausrüstung und den Unterhalt nach der Ankunft nöthig ist. Wenn Sie erlauben, will ich sogleich an Frau Graham schreiben. Sie werden wohl die Güte haben, den Brief zu besorgen?"

Sir Edmund schrieb den Brief und übergab ihn Miß Vivian. Er fügte eine Summe Geldes bei mit der Bitte, dieselbe zum Ersatze der Ausgaben für die Kranke, so lange diese dem Kloster noch zur Last sei, der Frau Oberin zuzustellen. Hierauf verbeugte er sich mit dem ihm eigenthümlichen feinen und würdevollen Anstande vor Miß Vivian und kehrte zu seiner Equipage zurück, welche am Thore wartete.

Teresa war höchlich erbaut über diese christliche Milde-

thätigkeit, welche ihr da entgegentrat, wo sie solche am wenigsten erwartet hatte.

„Möge Gott mir mein scharfes Urtheil über diesen Mann verzeihen,“ sagte sie zu sich selbst; „ich habe ihm sehr Unrecht gethan.“

Frau Graham ging mit Freuden auf die liebreichen Absichten Teresa's und Sir Edmund's ein und gewann bald für die arme Kate ein lebhaftes Interesse. Diese nahm den ihr gemachten Vorschlag dankbar an. Das einzige Band, welches sie noch an das Vaterland hätte fesseln können, bestand nicht mehr: ihr alter Großvater war todt; und das Bedauern, Freunde und Bekannte zu verlassen, war in ihrem Falle nicht so groß, als es kränkend für sie gewesen sein würde, denselben wieder unter die Augen zu treten. Von ihren großmüthigen Gönnern Abschied zu nehmen, fiel ihr dagegen wirklich schwer. Die friedlichen Mauern des Klosters und die freundlichen Menschen, welche dort beim Austritt aus dem Kerker sie aufgenommen hatten, verließ sie mit zitterndem Herzen, um noch einmal in eine Welt hinauszutreten, die so voll von Gefahren ist. Aber es war ein Mutterherz und eine Mutterhand, denen das reuige Mädchen anvertraut war; bevor noch das Schiff unter Segel ging, welches sie einem neuen Leben und einer neuen Heimath zuführen sollte, hatte Kate ihre freundliche Beschützerin wie eine Mutter lieben gelernt und nannte sie sogar mit diesem süßen Namen.

Ellen's Loos war weniger glücklich. Nach dem Tode ihres Großvaters zog sie zu ihrer Tante nach Birling=

ton, um Kleidermachen zu lernen; allein bald wurde sie dieser Beschäftigung überdrüssig und fühlte sich angewidert von einer Nachbarschaft, wo die schmerzlichen Ereignisse, in welche sie verwickelt gewesen, noch in Jedermanns Munde waren. In Gesellschaft Dick Powell's, kurzweiligen Andenkens, des ehemaligen Liebhabers ihrer Base Jane Piper, lief sie mit einer herumziehenden Schauspielertruppe davon. Man hat nichts mehr von ihr gehört; was aber aus den übrigen Personen unserer Geschichte geworden ist, soll der Leser im nächsten Capitel erfahren.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Entschieden prosaisch.

„Vater, ich wünschte sehr, Sie möchten Miß Vivian überreden, wieder zu uns zu kommen," sagte Gerald eines Tages.

„Nicht um die Welt," versetzte Herr Poyers, „ich werde sie nicht wieder in mein Haus einführen."

Ziemlich erstaunt über diese Antwort blickte Gerald seinen Vater an.

„Das heißt," fuhr Herr Poyers fort, „ich würde sie nur unter einer Bedingung mein Haus betreten lassen, von der ich nicht weiß, ob sie erfüllt werden kann."

„Welche Bedingung meinen Sie?"

„Ich meine, daß Teresa nie wieder unter diesem Dache wohnen soll, es sei denn als die Frau meines Sohnes."

Gerald's Erstaunen wurde durch diese unerwartete Erklärung nicht vermindert. „Als meine Frau?"

„Ja wohl, als deine Frau. Warum denn nicht? Ich kenne Keine, die so geeignet wäre, dich glücklich zu machen! Sie besitzt alle Eigenschaften, welche sie deiner Liebe und Hochachtung würdig erscheinen lassen. Sie ist allerdings nicht so schön wie Alice, obgleich ich für meinen Theil wenige Mädchen kenne, welche mir besser gefallen. Auch kann sie sich nicht rühmen, einer so alten Familie anzugehören; allein sie besitzt Vorzüge, welche den Vornehmsten im Lande zur Ehre gereichen würden. Geld — nun Geld besitzt sie nicht; aber du hast genug für euch Beide. Was sagst du dazu, Gerald?"

„Für jetzt kann ich nichts sagen. Sie haben mich überrascht, Vater! Ich muß darüber nachdenken."

„Daß du überlegst, ist auch mein Wunsch; es ist nicht mehr als billig, daß man einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit in reifliche Erwägung zieht."

Es wurde nicht weiter über die Sache gesprochen, bis nach einigen Tagen Gerald zu seinem Vater sagte: „Nun, Vater, ich bin mit mir in's Reine gekommen; ich kann nur wiederholen, was Will Marsh zu mir sagte: ‚Jetzt, wo Sie es mir sagen, wundere ich mich, daß ich nicht schon früher daran gedacht habe.' Acht Jahre habe ich unter demselben Dache mit ihr gelebt;

ich kannte ihre Vorzüge lange, ehe mein Verhältniß zu Alice begann."

„Ich selbst dachte nie daran," versetzte Herr Ponyers, „bis ich zufällig von ihr eine That erfuhr, die von erhabenen Grundsätzen, edelm Gefühl und hochherziger Selbstaufopferung zeugt und sie mir zehnfach werth macht. Da ich übrigens ohne ihr Zuthun damit bekannt wurde, sie vielmehr gewünscht hatte, mir die Sache zu verbergen, so bin ich ihr schuldig, das Geheimniß zu bewahren."

„O, Vater, ich kenne hinlänglich ihren Werth, wenn ich diese That auch nicht erfahre; ich traue ihr das Höchste zu!"

Die beabsichtigte Vermählung Alicens mit ihrem Vetter wurde aufgegeben. Sir Edmund hatte nicht mehr die gleiche Veranlassung, die Verbindung zu wünschen, da er nun in seinem Enkel einen Erben seiner Güter hatte. Er war auch jetzt weit entfernt, der Neigung seiner Tochter Gewalt anthun zu wollen; denn der stolze Edelmann war ganz umgewandelt. Seine Gedanken richteten sich natürlich wieder auf Gerald, gegen den er eine Schuld der Dankbarkeit hatte, die er kaum abzutragen im Stande war.

„Gerald," sagte er eines Tages bei Gelegenheit eines Besuchs, „ich fühle, daß ich sehr unrecht gegen Sie gehandelt habe, als ich aus weltlichen Beweggründen ein Verhältniß zerriß, das mit meiner Erlaubniß zwischen

Ihnen und meiner Tochter angeknüpft worden war. Die gegenwärtigen Gesinnungen meiner Tochter, wie die Ihrigen, sind mir jedoch gänzlich unbekannt; Sie müssen also das, was ich sage, einfach als die Aeußerung meines Bedauerns über mein früheres Verhalten und als einen Widerruf alles dessen nehmen, was ich damals aussprach."

Gerald entfärbte sich ein wenig. Es war eine gewaltige Ueberwindung für einen hochmüthigen Mann, wie Sir Edmund, so viel zu sagen. Gerald fühlte das Peinliche und Zarte seiner Stellung; dennoch antwortete er sogleich mit seinem gewohnten Freimuth:

„Ich bin Ihnen unendlich verbunden, Sir Edmund, für die Güte und das Wohlwollen, die Sie mir bei dieser Gelegenheit zeigen; ich werde die Erinnerung daran als ein Pfand Ihrer Freundschaft und guten Meinung in meinem Herzen bewahren. Was Fräulein Alice betrifft, so hat sie auf Ihren Wunsch jener jugendlichen Neigung für immer entsagt; und da sie es für ihre Pflicht gehalten hat, meine Zurückweisung eigenhändig zu bestätigen, so entnahm ich daraus, daß sie entschlossen sei, jeden Gedanken an mich, der über ein freundschaftliches Verhältniß hinausginge, aufzugeben. Mein Weg schien mir daher vorgezeichnet; ich hielt mich für verbunden, in demselben Sinne zu handeln. Unter Beirath meines Vaters, welcher meine Vermählung wünschte, habe ich mich entschlossen, einer trefflichen und liebenswürdigen Dame meine Hand anzubie-

ten. Die Welt wird nach ihren Begriffen wahrscheinlich darin keine gute Partie erkennen, allein ich halte mein Glück für gesichert, wenn mein Antrag angenommen wird."

„Ich wünsche Ihnen von Herzen guten Erfolg und alles Glück," sagte Sir Edmund; „nur hoffe ich, Sie werden den Gedanken und die Beweggründe zu würdigen wissen, welche mich bei dem, was ich Ihnen sagte, geleitet haben."

„Vollkommen!" erwiderte Gerald, „ich ehre und achte Sie dafür."

Sir Edmund war ein wenig bestürzt, als er hörte, daß Gerald bereits anderweitig über sein Herz verfügt habe, und fühlte sich beschämt, daß er ihm mit seinem Antrage entgegen gekommen war; indessen konnte es ihm nicht entgehen, daß er in der That keinen Grund zur Unzufriedenheit habe, und er unterdrückte daher die natürlichen Regungen seines Stolzes. Als jedoch Gerald's und Teresa's Verlobung bekannt wurde, konnte er nicht umhin, seiner Gattin zu sagen, er hätte geglaubt, Gerald würde mehr Beständigkeit zeigen, und in diesem Falle hätte er sich keinen andern Schwiegersohn gewünscht.

„Meine Liebe," sagte Lady Vane zu ihrer Tochter, sobald sie sich mit ihr allein fand, „mich dünkt, dein Vater wäre fast geneigt Gerald zu tadeln, daß er keinen erneuten Antrag gemacht hat, wenn er es über sich gewinnen könnte, ihm irgend etwas übel zu nehmen."

„O theuerste Mutter," rief Alice, „wir dürfen es nicht dulden, daß er ein derartiges Gefühl bei sich

aufkommen lasse, denn Gerald verdient es nicht. Ich weiß wohl, warum er mich aus seinem Herzen verbannte; es geschah nicht aus Unbeständigkeit, — ich verwirkte seine Achtung durch meine Doppelzüngigkeit. Wir wollen sogleich zu Papa gehen, theuerste Mutter; wir dürfen ihm nichts verheimlichen. Laß uns ihm alles sagen: wie wir versucht haben, die Sache hinzuhalten, wie aber Gerald nur eine gerade und männliche Handlungsweise versteht."

Lady Vane, von ihrer Tochter ermuthigt, begleitete sie sogleich zu Sir Edmund. Es war indessen jetzt nicht mehr zu befürchten, daß dieser seinem Unwillen freien Lauf lassen, oder seiner Gattin und Tochter ihre frühern Fehler vorrücken würde. In den Fehlern seiner Umgebung erblickte er jetzt weit eher einen Grund, sich selbst Vorwürfe zu machen, da er einsah, wie er größtentheils selbst die Veranlassung dazu gewesen war.

Frau Stanhope begnügte sich, bei Gelegenheit der Anzeige dieser Verbindung ihrem Gemahl zu bemerken: er werde sich doch erinnern, wie sie damals schon, als Gerald vorgab, in Alice verliebt zu sein, immer gesagt habe, daß er in Gegenwart der Gouvernante eben so glücklich zu sein scheine, als bei seiner Braut. „Nun ist es gerade gekommen, wie ich erwartete," fügte sie bei, „und ich weiß warum!"

„Warum denn, meine weise Gattin?"

„Weil Gerald keine Liebeserklärung zu machen weiß; der Gouvernante einen Antrag zu machen, fiel ihm nicht so schwer."

„Auf jeden Fall ist sie eine glückliche Frau," bemerkte der Oberst.

„Das wird sie gewiß meinen," versetzte Charlotte. „Für sie ist es natürlich ein schöner Fang; aber wenn ich Alice wäre, ich würde sie ihm nicht mißgönnen."

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß Gerald und Teresa das glücklichste Paar wurden, ein Trost für Herrn Ponyers' Alter, ein Muster für ihre Umgebung, eine Zuflucht der Armen.

Gerald errichtete an der Stelle der zerstörten Hütte auf Melton-Hill eine kleine, den heiligen Schutzengeln geweihte Kapelle und ließ daneben ein wohnliches Häuschen für das alte Paar bauen, dessen er im Gespräche mit Will Marsh Erwähnung gethan. Mancher fromme Beter, welcher die Stationen besucht, tritt in die Kapelle ein, ehe er den steilen Pfad wieder hinabsteigt, um an der Stelle, wo einst die Hexe wohnte, jenen heiligen Geistern seine Verehrung darzubringen.

Alice wird wahrscheinlich ledig bleiben; sie widmet sich ihren Eltern und dem Kinde Edmund's, welches die Freude und der Liebling seines Großvaters ist. Wer den schönen Knaben sieht, wie er an Sir Edmund hinaufklettert oder an seinem Nacken hängt, muß sogleich bemerken, daß das Kind ihn mit Gefühlen betrachtet, die weit von denen verschieden sind, welche Sir Edmund's frühere Schroffheit und Zurückhaltung seinem eigenen Sohne eingeflößt hatte. Alice ist vollkommen glücklich und zufrieden in der Erfüllung ihrer Pflichten;

und wenn sie den schwarzäugigen Jungen mit Teresa's blondhaarigem Mädchen auf dem Rasen spielen sieht, denkt sie manchmal: das Band, welches durch ihre Verbindung mit Gerald die Familien einst hatte vereinigen sollen, möchte wohl doch eines Tages durch die Heirath Francisco's und Geraldinens geknüpft werden.

deutsch; ferner die Tagzeiten vom h. Aloysius, vom Herzen Jesu und vom Herzen Mariä, und eine große Menge anderer Gebete, namentlich sechs vollständige Meßandachten und außerdem besondere Meßgebete aus dem Missale auf alle Feste.

Auszug

aus der vollständigen Ausgabe

von Th. Wollersheim.

Taschenformat (Ausgabe Nr. II.)

Preis brochirt mit Titelkupfer 15 Sgr. (54 Kr. rh.)
Gebunden in schwarzem Saffian mit Goldschnitt 1 Thlr., in Levantin mit Goldpräge 1 Thlr. 10 Sgr. und höher.

Dieser Auszug ist ebenfalls ein vollständiges Gebetbuch (600 Seiten 12°.), da nur das daraus weggelassen ist, was bloß zur häuslichen Andacht dient.

Auszug

mit großer Schrift auf starkem Papier

in 12°. Taschenformat gleich der Ausgabe Nr. II.

Feine Ausgabe (Nr. III).

Mit Stahlstich und Prachttitel in Farbendruck.

Preis 24 Sgr. (1 Fl. 24 Kr. rh.)

Die Schrift ist so groß, daß sie für schwächere Augen paßt, ohne deshalb übermäßig schwer zu erscheinen. Auf 576 Seiten enthält dieser Auszug alles, was der Christ für den gewöhnlichen Gebrauch in der Kirche im Gebetbuche zu finden gewohnt ist.

Miniatur-Ausgabe (Nr. IV).

Der neuen Bearbeitung achte Auflage.

618 Seiten 24°. In sehr eleganter Ausstattung mit Stahlstich und Titel in Tondruck, auf feinem Velinpapier mit ganz neuer Schrift gedruckt.

Im Inhalte mit Ausgabe Nr. II übereinstimmend.

Preis geheftet 22½ Sgr. (1 Fl. 20 Kr. rh.),
in verschiedenen Einbänden von 1 Thaler bis 2 Thaler.

Sammlung von klassischen Werken
der neuern katholischen Literatur Englands
in deutscher Uebersetzung

von: Professor Dr. F. H. Reusch, Pfarrer G. Schündelen, Dr. G. A. Rose, Prof. Dr. Joh. Kayser.

I. **Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit.**
Von Dr. J. H. Newman.
Zweite Auflage. Preis 18 Sgr.

II. III. XI. **Vermischte Schriften von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman.**
Drei Abtheilungen. Zweite Auflage. Preis: jede 22½ Sgr.

IV. **Fabiola oder die Kirche der Katakomben.**
Von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman.
Vierte Auflage.
Preis 25 Sgr. Elegant mit Goldschnitt geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

V. **Kampf und Sieg auf dem Wege zur katholischen Kirche.**
Von L. Silliman Ives.
Zweite Auflage. Preis 16 Sgr.

VI. **Francisca Romana, die Heilige.**
Von Lady G. Fullerton.
Und: Anna von Montmorency, von J. M. Capes.
Zweite Auflage. Preis 12 Sgr.

VII. **Kallista, eine Erzählung aus dem dritten Jahrhundert.**
Von Dr. J. H. Newman.
Zweite Auflage. Preis 22½ Sgr.
Elegant mit Goldschnitt geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

VIII. **Vier Vorträge über Concordate, insbesondere über das österreichische Concordat.**
Von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman.
Zweite Auflage. Preis 12 Sgr.

IX. Onkel Jack und sein Neffe.
„Amerikanische Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche."
Von Dr. O. A. Brownson.
Preis 16 Sgr.

X. Die Römischen Katakomben
die Begräbnißplätze der ersten Christen in Rom.
Von J. Spencer Northcote.
Mit 9 Tafeln Abbildungen. Zweite Auflage. Preis 20 Sgr.

XII. Rom und sein Beherrscher,
seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten.
Von J. Fr. Maguire.
I. Abtheilung. Zweite Ausgabe. Preis 28 Sgr.

XIII. Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom in ihrer Zeit.
Von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman.
Preis 28 Sgr. Feine Ausgabe mit den Portraits 1 Thlr. 15 Sgr.

XIV. Wesen und Wirken der Universitäten.
Von Dr. J. H. Newman.
Preis 18 Sgr.

XV. Erinnerungsblätter eines Convertiten.
Von Dr. O. A. Brownson.
Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

XVI. Reden und Vorträge,
gehalten während einer Reise in Irland im Herbst 1858 und bei andern Gelegenheiten von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman.
Nebst der Biographie und dem Bildnisse des Verfassers.
Zweite Auflage. Preis 28 Sgr.

XVII. Die Kirche der Väter.
Bilder aus dem Leben und den Schriften der Väter des vierten und fünften Jahrhunderts.
Von Dr. J. H. Newman.
Preis 20 Sgr.

XVIII. Rom und sein Beherrscher,
seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten.
Von J. Fr. Maguire.
Mit dem Portrait Sr. Heiligkeit Papst Pius IX.
II. Abtheilung. Preis 18 Sgr.

Thompson, Mary

Die Hexe von Melton-Hill Novelle von M. Thompson. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung

Köln 1860